This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

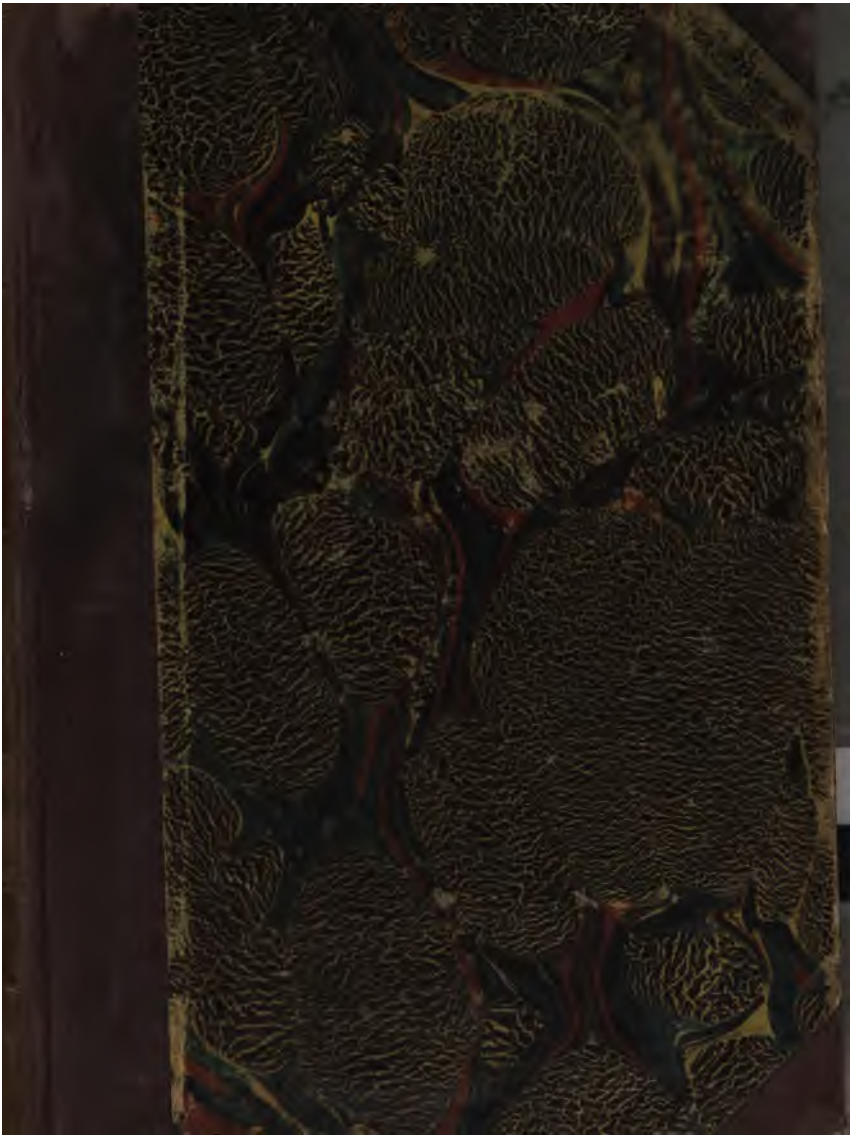
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

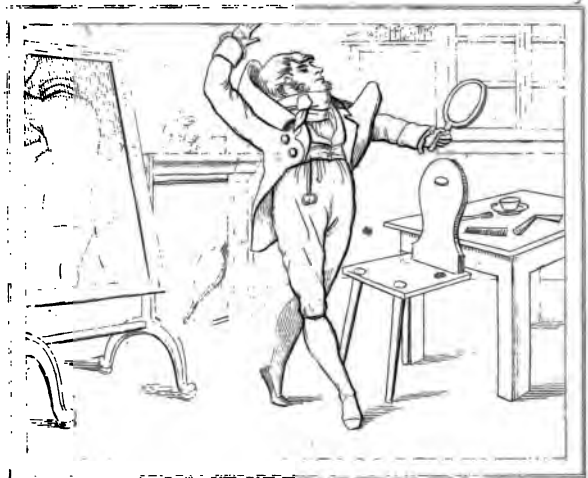
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



E 29346



A. F. E. Langbein's

sämmtliche Schriften.

Zweite verbesserte Auflage.

Eilfter Band

enthält:

Neue Talismane. — Vacuna. — Der graue König.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.
1841.

PT 2390
L4
1841
v.11

Neue

Talismane gegen die Langeweile.

I.

Selbstbiographie eines Guldens.

Erstes Kapitel.

Rechtfertigung meiner Autorschaft.

Schon mancher arme Schächer hat der Welt seine unbedeutenden Abenteuer erzählt: ich kann und darf es daher wohl auch wagen. Aber sollte mich vielleicht jemand tadeln, daß ich von den Geschenken einer gütigen Fee, die mir Augen, Ohren und Sprache verlieh, überhaupt Gebrauch mache? — Das wäre sehr unbillig! Ich und andere Söhne des Bergwerks und der Münze spielen eine bedeutende Rolle in der Welt: wir haben also, wie mich dünkt, eben so viel Fug und Recht, ein lautes Wörtchen, als die Thiere und Bäume, denen die Dichter seit grauen Jahren die Zunge löseten.

Uebrigens bin ich nicht so verblendet, meine Biographie für ein wichtiges Werk zu halten. Sie ist nichts, als ein Guckkasten einzelner Vorfälle. Doch, da ein Blick hinein wenig kostet, so sind die bunten Bilder meiner Erfahrungen allenfalls dieser Kleinigkeit werth. Unbemerkt die Menschen *belauschend, sah* ich sie bisweilen gleichsam nackt und

ohne die gleißende Hülle, welche sie um sich werfen, wenn sie wissen, daß sie beobachtet werden.

So viel zu meiner und meines Schriftchens Vertheidigung!

Zweites Kapitel.

Meine Herkunft.

Ich bin der Sohn einer silbernen Kaffeekanne, die fünfzig Jahre lang einer wohlhabenden deutschen Familie diente. Sie war in ihrer Jugend sehr schön und erwarb sich bei Hochzeiten und Kindtaufen viel Bewunderung und Lob; doch als sie alt ward, verstummten die Schmeichler, und sie sank in Verachtung. Die Kinder der Mode fingen an, ihrer ehrwürdigen Gestalt zu spotten und verwiesen sie in den Winkel eines Schrankes, wo sie einige Jahrzehnte ganz vergessen stand.

Indessen trank man das schwarze Bankrottwasser (mit Lichtenberg zu reden) aus theuern Porzellangeschirren, die aber von unachtsamen Bedienten und Mägden so oft zerbrochen wurden, daß man, um den Abgang zu ersetzen, meine gute alte Mutter verpfänden und endlich sogar verkaufen mußte. Sie ging durch verschiedene Hände, kam zuletzt in die landesfürstliche Münze, und endigte da ihr ruhmvolles Leben im Schmelztiegel.

Ich mache diesen betrübten Todesfall allen meinen Freunden und Gönnern hiermit bekannt, ersuche sie aber, sich mit Beileidsbezeigungen nicht zu bemühen. Diese verbitte ich nicht aus der gewöhnlichen Besorgniß, daß solche (wie *es immer so eintönig als* das Lied des Guckucks in den

Todtenberichten der Zeitungen heißt) meinen Schmerz erneuern möchten; sondern weil mir jede Condolenz — wenn sie auch der größte Complimentirmeister gedrechselt hätte — verblümt ins Angesicht sagen würde, daß an meinem Daseyn nichts gelegen sey: denn, indem meine Mama starb, ward ich geboren.

Drittes Kapitel.

Mein erster Ausflug.

Ich hatte in dem Münzhause, das ich meine Wiege nennen kann, kaum zwei oder drei Tage lang einer unthätigen Ruhe genossen, als ich schon in die Welt hinausgestoßen und an die fürstliche Besoldungskasse abgeliefert ward. Der Zahltag erschien. Mich, nebst sechzig andern meines Schlages, erhielt ein Secretär.

Er hatte nicht das Ansehen eines glücklichen Mannes. Seine bleichen Wangen waren eingesunken, sein Rücken schiefgekrümmt — kurz, seine ganze Gestalt war eine sprechende Zeugin seines vieljährigen Fleißes am Schreibtische. Kleinmuth sah ihm aus den matten Augen, Mißvergnügen furchte seine Stirn, und ein fast ausgedienter, kahlgebürsteter brauner Rock verrieth, daß sein Besitzer nicht reich sey. Dennoch schien er über mich und meine Brüder keine Freude zu empfinden. Er schob uns kaltsinnig in seinen Beutel, wo wir nur eine kleine Gesellschaft von Scheidemünze fanden.

Als er in seiner Wohnung ankam, warf er uns verdrießlich auf den nächsten Tisch. Ich guckte durch ein seidenes Fensterchen *meines* grünen Kerkers und erblickte ein

Zimmer, das zwar tapezirt und mit zierlichem Geräthe versehen, übrigens aber einer Trödelbude nicht unähnlich war. Auf allen Stühlen, und zum Theil auf der Erde, lagen weibliche Kleider umher. Die Tische waren mit Staub und Haarpuder bereift und mit einem Quodlibet von Büchern und Schuhen, Pomadenbüchsen und Weingläsern bedeckt. Auf dem Sopha ruhte eine junge Dame, die sich noch, ungeachtet es schon Mittag war, in der nachlässigsten Morgenkleidung befand. In der rechten Hand hielt sie ein Buch, in der linken ein Stück Gebackenes. Neben ihr hatte sich ein kleiner Löwenhund, der mit der Weichheit des Sophas nicht zufrieden gewesen war, auf einer Enveloppe von blauem Atlas zusammengeringelt.

„Ha, Männchen, du bringst Geld!“ rief sie lustig: „Zeig' her, was hast du für Münzsorten?“

Das kann uns sehr gleichgültig seyn; sprach er seufzend, und gab ihr die Börse.

Sie löfete hastig den Knoten und ließ den kleinen Silberstrom auf ihren Schooß stürzen. „Ah!“ sagte sie: „der Kassier ist ein Ehrenmann; er hat dir schönes, funkelneues Geld gegeben!“

Das ist wahr, versetzte der Secretär; Herr Hamster wird sich darüber freuen.

„Hamster? — Ich will doch nicht hoffen, daß der es erhalten soll!“

Hast du andres für ihn? Es wird mir sehr willkommen seyn; denn mit diesen paar Gulden kann ich ihn nicht halb befriedigen.

„Muß denn das eben heute geschehen?“

Allerdings. Der Wechsel ist schon seit acht Tagen fällig und Leute seines Gelichters geben keine Nachsicht, oder *verlaufen sie wenigstens* sehr theuer.

„Wie kommt es aber, daß wir ihm schuldig sind?“

So fragst du? —

„Ich kann mich in der That nicht besinnen, wozu wir sein Geld gebraucht haben.“

Das ist schlimm! Deine Vergeßlichkeit in solchen Dingen ist unser Unglück. Soll ich dir vorrechnen?

„Laß hören!“

Nun gut. Dreißig Thaler erhielt dein Schneider, der uns täglich darum mahnte; andere dreißig kostete der Atlasmantel, auf dem hier dein Mignon schläft; zehn Thaler schicktest du in die Leihbibliothek für Lesegeld und verlorene Bücher und eben so viel an die Theaterkasse als Logen-Abonnement. — Diese vier Posten verschlangen Null für Null die achtzig Thaler, welche ich vor drei Monaten auf dein dringendes Verlangen von Hamstern entlieh und wofür ich einen Wechsel auf hundert Thaler ausstellen mußte.

„Du hast Recht.“

O Mariane, Mariane! Wie soll es mit uns enden, wenn du nicht bald anfängst, dich zur Ordnung und Sparsamkeit zu gewöhnen! Betrachte das wilde Chaos dieses Zimmers! Deine Bequemlichkeit hat hier eine Saat ausgestreut, von der du nichts erndtest, als den Spott und die Verachtung jedes Menschen, der sie erblickt! — Ach, mir ist dieser Wirrwar so widrig, daß ich keine frohe Stunde habe und die Lust am Leben verliere! —

Mariane ward gerührt. Sie warf uns Gulden auf den Tisch und sich ihrem Gatten um den Hals. „Verzeihe mir, Wilhelm!“ sagte sie reuig: „Ich erkenne meine Fehler und will mich bessern.“ —

Indem sie so sprach, ward stark an die Thür geklopft. Sie riß sich aus den Armen ihres Mannes und flog in ein *Nebenzimmer.*

Viertes Kapitel.

Der christliche Mann.

„Herein!“ rief der Secretär und wischte schnell eine Thräne vom Auge.

Die Thür ging einige Zoll breit auf und ein alter, häßlicher Kopf (der mit einer großen Habichtsnase, dicken, borstigen Augenbraunen und einem langen, spitzen Kinne verziert und mit einer Drahtperücke, voll kleiner, verrosteter Löckchen bedeckt war) schob sich hastig durch die Oeffnung.

„Immer näher!“ sagte der Secretär mit einem freundlichen Tone, der aber nicht aus dem Herzen zu kommen schien.

Jetzt zeigte sich eine hagere männliche Gestalt in einem abgenutzten rothen Plüschrocke, dessen Schnitt vor hundert Jahren modisch gewesen war. Sie hielt in einer Hand ein Blatt Papier und in der andern ein spanisches Rohr, auf welchem ein messingener Vogel als Knopf saß. Er gehörte, nach dem Ansehen des Schnabels und der Klauen, zum Geschlechte der Raubvögel, und so hatte sich denn auch hier, wie immer, Gleich und Gleich gesellt; denn sein Besitzer war — Herr Hamster.

Der Secretär bot ihm einen Stuhl. „Setzen Sie sich, lieber Mann! Wie gehts Ihnen?“

Hm! wie soll's gehen! Schlechte Zeiten!

„Ueber welche Sie doch nicht klagen werden! Die schlimmsten sind für Sie die besten. Jeder braucht und sucht Geld.“

Ei wohl! Davon kann ich selbst ein Liedchen singen. Ich bin heute so bettelarm, daß ich Laub und Gras essen *möchte*.

„Loser Mann, versündigen Sie sich doch nicht so sehr an der heiligen Wahrheit!“

Was ich Ihnen sage, Herr Secretär! Ich wäre sonst noch nicht zu Ihnen gekommen.

„Sie sollen mich auch nicht mit leeren Händen wieder verlassen; aber, leider! bin ich heute nicht im Stande, meine Schuld ganz zu tilgen.“

Ach, so bin ich ein geschlagener Mann! rief Hamster und verdrehte wie ein Verzweifelnder die Augen. Er hatte gewisser Maßen Recht; denn indem er dieß sprach, schlug er ungeduldig seine Spindelbeine mit der Vogelstange.

„Ich will Ihnen jetzt,“ sagte der Sekretär, den vierten Theil bezahlen.“

O du mein Himmel! Was soll ich damit anfangen?

„Beruhigen Sie sich! Ich bin Ihnen sicher genug, und werde Sie wegen des Verzugs entschädigen.“

Das können Sie nicht, mein guter, goldner Herr Sekretär! Das können Sie, fürwahr! nicht. Ich leide, wenn ich nicht mein Kapital völlig erhalte, einen unersetzlichen Verlust.

„Sie scherzen. Ich erbitte mir nur einen Monat Nachsicht, und will mich dafür mit fünf Thalern abfinden.“

Gehorsamer Diener! rief Hamster, vom Stuhl aufspringend, mit rauher, heftiger Stimme: Nein, nein; ich brauche mein Geld, und bin kein Wucherer, daß Sie es wissen! —

„Wer sagt das? Was ich Ihnen anbot, ist eine freiwillige Erkenntlichkeit unter vier Augen. Meine linke Hand soll nicht erfahren, was die rechte thut.“

Jmmmerhin! Ich kann, mit Einem Worte, das Meinige nicht entbehren, und wenn Sie mir es nicht augenblicklich von Heller zu Pfennig wieder erstatten, so muß ich gerichtliche Maßregeln ergreifen.

„Sie sind heute bei übler Laune. Kommen Sie her! Hier haben Sie fünf und zwanzig Thaler in Abschlag auf das Kapital, und überdieß zehn Thaler aus gutem Herzen. Machen Sie sich dafür einen frohen Tag, und trinken Sie auf meine Gesundheit!“ —

Plötzlich brach jetzt auf Hamsters umwölktem Antlitze die Sonne der Freundlichkeit wieder hervor. Er zuckte die Achseln und sagte: Lieber Herr Sekretär, was kann ich mit Ihnen machen? Ich lasse mir, wenn es nicht anders ist, Ihren Vorschlag gefallen; denn ich bin ein christlicher Mann, der seine Nebenmenschen nicht drückt. —

Er hamsterte jetzt mich und meine Brüder zusammen, und empfahl sich mit den tröstlichen Worten: Ueber vier Wochen hab' ich die Ehre, Ihnen wieder aufzuwarten.

Fünftes Kapitel.

Die Hamsterhöhle.

Wir wurden von dem alten Satan in einem ledernen Sacke hinweg geführt und sahen weder Weg noch Steg. Ich will hier Ein Mal für immer — damit man in der Folge mich und meine Geschichte des Widerspruchs und der Unwahrscheinlichkeit nicht beschuldige — ein Wörtchen über die Beschaffenheit meiner Augen sagen. Bisweilen dringen sie durch Pfosten und Mauern, und zu andern Zeiten bin ich so kurzsichtig, daß ich, wie die Herren der Mode, zwei Brillen brauchen möchte. Ich bemühe mich dann vergebens, durch die schwächste Hülle zu schauen. So blieb mich denn auch Hamsters Geldkatze mit Blindheit *[illegible]* ich hörte — denn meine Ohren versagen mir

nie ihre Dienste — daß er laut mit sich selbst stritt und sich einen gutherzigen Narren schalt. Er rechnete dazwischen, und immer lebhafter ward der Zank mit seinem Ich. Am Ende geriethen sie sogar mit einander ins Handgemenge. Ich hörte bei den Worten: „Dummkopf, da ist dein Lohn, daß du nicht fünf Thaler mehr ertrotzt hast!“ einen Backenstreich schallen.

Bald darauf klirrten und rasselten Schlüssel, Hängeschlösser und Riegel, als ob eine Festung geöffnet würde. Drei oder vier Thüren wälzten sich schreiend in ihren ölhurstigen Angeln. Jetzt waren wir in der Hamsterhöhle angelangt, und konnten sie, da wir entsackt und mehrmals gezählt wurden, mit Muße betrachten.

Sie befand sich in einem dunkeln Hintergebäude, und enthielt kaum so viel leeren Raum als der Käfich eines Papagei's. Ihre Wände waren schwarz wie ein Schornstein und mit Rechnungen bekritzelt. Zwei lahme Stühle, die auf ihren gebrechlichen Füßen nicht mehr stehen konnten, lehnten sich daran, und wurden wegen dieses wohlthätigen Rückenhalts von einem hundertjährigen Tische beneidet, der sich in der Mitte der Stube mit Mühe und Noth allein aufrecht erhalten mußte. Er hatte zum Glück nichts als einen Wasserkrug und ein Stückchen schwarzes Commißbrod zu tragen.

Die ansehnlichsten Möbeln waren zwei eiserne Truhen, die von mehrern großen und künstlichen Vorlegeschlössern, wie von Kettenhunden, bewacht wurden. Lips Tullian hätte seine Dieteriche vergebens daran versucht. Aber der mißtrauische Wucherer mochte dennoch, wenn er ausging, befürchten, daß ein listiger Dieb diese Schatzkästlein öffnen und berauben könne: denn er hatte — um bei seiner Zurückkunft *sogleich zu entdecken*, ob ein solcher ungebetener

Gast da gewesen sey — zwischen die Deckel derselben kleine Papierspänchen geschoben, die bei der leisesten Berührung herabfallen mußten. Er war jetzt eben, mit der Brille auf der Nase, im Begriff, diese todten Schildwachen zu visitiren, als die Thürklingel seines Vorhauses schallte. Behende warf er über mich und meine Konsorten sein Schnupftuch. Da aber der Zahn der Zeit viel Fenster hineingenagt hatte, so konnten wir deutlich sehen, daß er eine alte, rostige Hellebarde, wie die Nachtwächter führen, ergriff, und so bewaffnet hinaus ging, den Ankömmling zu empfangen.

Sechstes Kapitel.

Die gezwungene Anleihe.

„Guten Tag, Papachen!“ rief eine rasche Stimme: „Thu deine Mammonskasten auf; ich brauche Geld!“

Wie immer! — brummte der Wucherer mürrisch: Doch heute kann ich damit nicht dienen. Leben Sie wohl!

Aber der Kunde ließ sich an der Thür nicht abweisen, sondern drängte sich scherzend und lachend mit ihm in die Stube. Es war ein schöner, junger Mann in Uniform. Er faselte keck herum und schwor unzählige Mal, daß er Geld haben müsse, und nicht eher von dannen gehe. Hamster vermaß sich dagegen, er sey keines Hellers mächtig, und hielt sich immer mit dem Rücken gegen den Tisch, um seine da verborgenen Schäfchen nicht entdecken zu lassen.

Der schlaue Offizier errieth aber bald den Grund dieser ängstlichen Bewegungen, und spießte schnell mit seinem *Stocke das Tuch* auf. Er schwang es hoch, wie eine

Siegesfahne und rief mit lautem Gelächter: „Sieh, du alter, lügenhafter Schalk, wie ich dich hier ertappe! Gib die armseligen paar Gulden nur her; ich bin vor der Hand damit zufrieden.“ —

Nun halfen weiter keine Ausflüchte. Der Wucherer verlieh uns aber nicht länger als auf vierzehn Tage, und ließ sich statt der fünf und dreißig Thaler, die wir ausmachten, fünfzig verschreiben. Der Offizier fertigte den Schuldschein mit der heitersten Miene, pfiff einen englischen Tanz und hüpfte davon.

Siebentes Kapitel.

Lottchen.

In seiner Wohnung fand er eine kleine Gesellschaft von Schustern, Schneidern, Weinschenken und Pferdeverleihern, die theils Rechnungen überreichten, theils mit stummen Bücklingen mahnten. Er gab Jedem ein freundliches Wort und in Abschlag einige Thaler. So ward ich von meinen bisherigen Gefährten getrennt. Mir gefiel der lustige Lieutenant besser, als jene Patrone. Ich schlüpfte deßhalb, um nicht in ihre Hände zu fallen, in seiner Tasche immer tiefer hinab, und es gelang mir, nebst zwei Kompanen, darin zu bleiben.

Aber unser Kleeblatt ward doch bald nachher im nächsten Italienerkeller zerrissen. Einer von uns mußte dort eine Flasche rothen französischen Wein bezahlen, der bei Meißen gewachsen war.

Als sie der Offizier ausgestochen hatte, ging er weiter. Da wir in *der Tasche seines* festgeschnürten Gilets ganz

am Boden wohnten, und uns daher alle Aussicht abgeschnitten war, so wußten wir nicht, wohin er seinen Weg nahm. Er stieg einige hölzerne Treppen hinauf, öffnete rasch, ohne sich vorher durch Klopfen anzumelden, eine Thür, und eine zarte weibliche Stimme hieß ihn willkommen.

Wir vermutheten Anfangs, daß diese Dame seine Schwester sey; denn er duzte sie, und sie duzte ihn wieder. Doch bald vernahmen wir ein Geräusch feuriger Küsse, bemerkten auch andere Liebkosungen, die unter Geschwistern nicht üblich sind, und hatten zuletzt sehr entscheidende Gründe, das zärtliche Frauenzimmer (welches wir Lottchen nennen hörten) für seine Gemahlin zu halten. Indem wir uns ganz davon überzeugt glaubten, zog er uns plötzlich aus der Tasche, schob uns in das Bändergewühl eines zierlichen Körbchens und nahm Abschied.

Achtes Kapitel.

Ich soll an den Pranger gestellt werden.

Als ihm Lottchen das Geleite gegeben hatte, machte sie sich eilend über das Körbchen her und kramte so lange darin, bis sie uns fand.

„Wie?“ rief sie erstaunt, und ihre schwarzen Augen funkelten zornig: „Zwei elende Gulden! Was denkt der Mensch? — Er soll mir nicht wieder über die Schwelle kommen! Und, Andern zum Schrecken, will ich diese zwei armen Sünder öffentlich an den Pranger stellen.“

Uns war bei dieser Drohung nicht wohl zu Muthe. Man hätte der kleinen, artigen Nymphe gar nicht angesehen, daß sie so böse seyn könne. Sie ging, immer noch

ſcheltend, aus dem Stübchen (das nicht viel beſſer, als das Zimmer der Frau Secretärin in Ordnung war) und kam bald — man denke ſich unſer Entſetzen! — mit einem Hammer und einer Pfrieme zurück.

Sie ergriff meinen armen Geſellen, legte ihn auf den Fußboden, ſchlug ihm die Pfrieme mitten durch den Leib und heftete ihn dann ſo ſchimpflich an die Thür, wie die Kaufleute falſche Münzen auf den Ladentiſch nageln, oder Jäger gefangene Raubvögel an Thorwegen kreuzigen. Nach dieſer grauſamen That jubelte ſie laut und ſtreckte nun auch nach meiner Wenigkeit die Hand. Aber in dieſem Augenblicke regierte ſie ein guter Geiſt und bewog ſie zur Schonung. Sie faßte mich ſanft, betrachtete mich mit Wohlgefallen und ſprach: „Er iſt ſo blank und ſchön! Ich will ihm ſein junges Leben gönnen. Jene Beſchimpfung iſt hinreichend, die Knicker zu bekehren oder zu verſcheuchen. Warum ſollt' ich noch Dieſen zum Ueberfluß aufopfern? Er kann mir doch allenfalls ein Paar Handſchuhe verſchaffen.“

Sie kleidete ſich bald nachher an und trug mich in ein Kaufmannsgewölbe.

Neuntes Kapitel.

Die untreuen Haushalter.

Zwei Ladenburſche ſchloßen in der Abweſenheit ihres Herrn den Handel; doch legten ſie mich nicht in ſeine Kaſſe, ſondern wurden mit einander einig, mich in ihren Nutzen zu verwenden und in die Zahlenlotterie zu ſetzen.

„Aber welche Nummern wählen wir?“ fragte der Eine.

Es wird wohl am beſten ſeyn, verſetzte der Andere,

wenn wir diesen Gulden in zwei Sätze vertheilen. Dann hat jeder von uns die Freiheit, seine Lieblingszahlen zu brauchen. Ich meines Theils habe zwar noch keine im Sinn; allein ich hoffe, in der künftigen Nacht einige von denen zu erfahren, die zunächst aus dem Glücksrade gezogen werden, Träume sind in solchen Fällen die besten Rathgeber.

„Verlaß dich doch nicht auf diese weltbekannten Lügner!“ fiel Jener ein: „Lieber wollt' ich mir bei der alten Frau dort im Eckhause, die von vielen seinen Leuten als eine Prophetin geschätzt und um Rath gefragt wird, die Karte legen oder aus der Kaffeeschale wahrsagen lassen. Aber ich weiß mir kürzer und besser zu helfen: ich schlage die Bibel auf und die ersten die besten Seitenzahlen entscheiden meine Wahl.“ —

Am folgenden Morgen hatte jeder nach seiner Weise drei Zahlen ausfündig gemacht, von denen er fest überzeugt war, daß sie eine Terne gewinnen müßten. Beide waren aber in nicht geringer Angst, daß sie von dem Lotterie-Einnehmer bei der Auszahlung des Gewinns bevortheilt werden möchten. Sie berechneten deßhalb genau, wie viel sie zu empfangen hätten, sahen schon die Geldrollen vor ihren geistigen Augen und entwarfen mancherlei Plane, die sie damit ausführen wollten.

In dieser frohen Stimmung gingen sie, ehe noch ihr Laden geöffnet ward, in ein Comtoir und überlieferten mich dem Buchhalter Fortunens, der ihnen dafür zwei Blättchen Papier und seinen Segen gab.

Zehntes Kapitel.

Die Zahlenlotterie.

Er schnellte mich verächtlich in eine hölzerne Mulde, die neben ihm stand und mit Münzen von hohem und niederm Range angefüllt war. Speciesthaler und Sechser lagen in brüderlicher Eintracht beisammen, und alle Augenblicke kamen neue Spielfreunde, die beziffertes Papier gegen Silber begierig eintauschten. Junge Verschwender warfen schwere Pakete so gleichgültig hin, als wären es Feldsteine; Bettler, denen der Hunger aus den hohlen Augen sah, opferten seufzend mehr, als ihre Bekleidung werth war; und sogar Kinder, die kaum über den Tisch sehen konnten, zählten lächelnd ihre Sparpfennige auf. So ging es den ganzen Tag, denn es war der letzte vor der Ziehung.

In der folgenden Nacht ward mir die Zeit lang. Ich machte deßhalb mit meinen Nachbarn in der Mulde Bekanntschaft und erkundigte mich nach ihrer Herkunft. Da erfuhr ich seltsame Dinge. Einige stammten aus dem Leihhause, waren dort gegen den Versatz des letzten Hemdes abgeholt und geraden Weges in die Mulde geliefert worden. Manche hatte die Spielwuth durch Einbruch und Straßenraub erbeutet. Andere erzählten von einem grausamen Hausvater, der seine hungernde Familie, die ihn nur um einige Bissen trocknes Brod gebeten, mit harten Worten und Betheuerungen, er habe keinen Heller, abgewiesen und in der nächsten Minute mehrere Thaler ins Lotto gesetzt hatte. Kurz, alle meine Nachbarn, mit denen ich sprach, kamen aus übeln Händen und versicherten mich, das sey bei diesem Spiele häufig der Fall.

Freilich wagen auch, fuhren sie fort, brave, verständige Leute dann und wann eine entbehrliche Kleinigkeit; aber ihre Zahl ist so klein, daß sie sich zu der Menge der schlimmen, wenigstens unklugen Spielgenossen, wie Eins zu Hundert verhält. —

Ich erstaunte über diese Nachrichten und äußerte die Furcht, daß wir bei solchen Umständen auch nach der Ziehung kein besseres Schicksal zu erwarten hätten, sondern eben so bösen Herren wieder zufallen würden: aber meine Gesellschafter, die älter und welterfahrner waren, als ich, tröfteten mich über diesen Punkt. Von hundert Spielern, sagten sie, erhascht kaum Einer etwa einen armseligen Auszug; tausend Amben- und Ternenjäger spannen vergebens ihr Netz aus; und wer vollends Thor genug ist, den Gewinn einer Quaterne erzwingen zu wollen, der kann allenfalls eine Grafschaft verspielen, ohne seinen Zweck zu erreichen. Daher geben sich Leute, die ein wenig rechnen können, mit diesem Spiele selten ab; denn die Vernunft lehrt, daß es eben so leicht sey, ein Hirsekorn mit dem ersten Wurfe durch ein Nadelöhr zu schleudern, als unter neunzig Zahlen die fünf glücklichen zu errathen. —

Das bewies der Erfolg. Fortunens Eigensinn ließ gerade nur solche Nummern erscheinen, an welche fast niemand gedacht hatte. Mehr als zweihundert Lotteriezettel, die der Einnehmer, in dessen Gewahrsam ich mich befand, ausgefertigt hatte, taugten nach der Ziehung zu nichts, als Tabackspfeifen damit anzuzünden. Unter allen seinen Spielkunden hatte nur Einer zwei gültige Zahlen getroffen; aber dieser Eine war denn auch kein gewöhnliches *Menschenkind.*

Eilftes Kapitel.

Der Modenarr vom erſten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts.

Die Ziehung war kaum vorbei, als er ſchon mit geflügelten Schritten kam, um ſich ſein gewonnenes Ambchen auszahlen zu laſſen. Ich hatte ſo ein Häschen noch nicht geſehen. Zwei Drittel ſeines Körpers waren mit erbsfarbenen Pantalons bekleidet, die an der Herzgrube begannen, ſich dann in zwei weite Säcke theilten und ſo bis zu den ſpitzen Schnabelſchuhen herabſchlotterten. Die rechte Taſche ſeines kurzen, ſeidenen Lätzchens war die Behauſung einer Uhr, die an einer goldenen Kette befeſtiget war, welche von der linken Schulter wie ein Ordensband herabhing. Das bartloſe Kinn lag wie ein Wiegenkind in einem Bette von Neſſeltuch, das ungefähr eine Rieſenſpanne hoch war und rings um den Hals eine Viertelelle im Durchſchnitt hielt. Hieran ſchloß ſich der eben ſo hohe und dicke, wie ein Pferdekummt ausgepolſterte Sammtkragen des kurzen, ſchwarzen Fracks, welcher von hinten einem ſchmalen Bergleder glich. Der borſtige Tituskopf war vorn, wie man den Schopf der Gelegenheit malet, mit Haarbüſcheln geſchmückt, die in künſtlich gedrehten Schlangenzöpfchen die Augen bedeckten, und ſich an beiden Seiten in der Waldung eines gräßlichen Backenbartes verloren, der einem Räuberhauptmann Ehre gemacht hätte. Ueberdieß trug der Geck einen ſehr kleinen, aber dicken Knüttel wie einen Commandoſtab in der Hand, und ein Paar große goldene Reife in den Ohren. Sein dreieckiger Hut, deſſen bauſchende Kokarde den Umfang einer Sonnenblume hatte, war von einer ſo unförmlichen *Geſtalt, daß alle Verſuche*, mit dieſem Ungeheuer auf dem

Kopfe, durch die enge Thür der Glücksbude zu schreiten, fehlschlugen. Freund Titus mußte daher, wider die Gewohnheit der Herren seiner Gattung, höflich seyn und ihn abnehmen.

Indem ihm sein Gewinn aufgezählt ward, sah er mich aus dem Silberhaufen hervorglänzen und sagte sehr schnellzüngig: „Ich erbitte mir diesen jugendlichen Gulden. Sein reizender Schimmer wird mir bei einer Ausgabe, die ich eben vorhabe, nützliche Dienste leisten.“ Der Einnehmer gewährte ihm diese bescheidene Bitte ohne Umstände.

Er eilte nun heim, entledigte sich seiner Geldbürde, und trat lächelnd vor einen Spiegel von seltener Pracht und Größe, bei dessen Ankauf er alle Nerven seines Finanzwesens angespannt haben mochte; denn die übrigen Möbeln waren sehr unbedeutend.

Vor diesem Lieblinge stand er einige Minuten ohne Bewegung und staunte sich an. Dann griff er nach einem Handspiegel, um sich von hinten zu bewundern. Er schien mit sich und seinem Kleidermacher vollkommen zufrieden, und bewies es auf die lächerlichste Weise durch Tänzersprünge und Kußhändchen, die er seinem eigenen Zerrbilde zuwarf.

Zwölftes Kapitel.

Der Dichterling.

Als dieses Affenspiel eine gute halbe Stunde gedauert hatte, setzte er sich an seinen Schreibtisch und nahm ein Büchlein in die Hand, das in rothen Saffian gebunden *und auf dem* Schnitte vergoldet war. Er schlug es auf *und beschaute den* Titel:

„Gedichte von Blasius Süßling,“
mit den heitersten Mienen, in welchen man die Vaterfreude eines jungen Autors nicht verkennen konnte. Dann fing er an, verschiedene Gedichte sich selbst vorzulesen. Sie waren bald an Fanny, bald an Molly gerichtet. Ich verstehe nichts von der Dichtkunst, und kann also über diese Minneliedchen nicht urtheilen; doch muß ich bekennen, daß mir immer eins wie das andere klang und jedes mir die traurigste lange Weile machte. Er hingegen mochte sich an dem ewigen Geleier von Augensternen, Marmorbusen und Lilienhänden außerordentlich ergötzen; denn er las wie besessen, und so oft ein solcher Singsang zu Ende war, warf er sich im Stuhle zurück und klatschte mit Entzückung in die Hände.

Er ward endlich zu meinem Troste so heißer, daß ihm die Stimme versagte. Dennoch war es ihm nicht möglich, sich von dem goldnen Büchlein zu trennen: er las es still bis auf den letzten Buchstaben. Hierauf schrieb er einige Zeilen, brach das Blättchen zusammen und legte mich und einen andern Gulden, den er zuvor sauber wusch, hinein.

Ich erhielt einen so glücklichen Platz, daß ich meine Neugier, das Briefchen zu lesen, befriedigen konnte. Es lautete folgender Maßen:

An den Herrn Redacteur der ** gelehrten Zeitung.

Ich gebe mir hiermit die Ehre, Ewr. ꝛc. die jüngsten Kinder meiner Muse vorzustellen. Haben Sie die Güte, sie durch Ihre Zeitung der gelehrten Welt zu empfehlen, und sich vorher durch ein Glas rheinischen oder burgundischen Nektar in gute Laune zu setzen.

Beharrend ꝛc.

Süßling.

Dieſen Brief ſchob er ſeinen rothgekleideten Kindlein in den Buſen und ſandte ſie wohl eingepackt an die Behörde.

Dreizehntes Kapitel.

Ein Recenſent, wie man ſie mitunter im achtzehnten Jahrhundert hatte, und, nach dem alten Sprichwort vom Unkraute, wohl auch im neunzehnten haben wird.

Der Bote trabte, wie wir aus dem Gewühl von Wagen und Reitern ſchloßen, durch verſchiedene volkreiche Straßen; aber bald kam er in eine ſtillere Gegend, wo uns mancherlei üble Dünſte, die wir witterten, vermuthen ließen, daß er ſich in einem engen und unſaubern Gäßlein befinde. Hier hörten wir ein Weilchen ſeinen einſamen Fußtritt; dann ſtieg er ſo viele Stufen hinauf, daß wir glaubten, die Reiſe gehe in den Himmel. Doch endlich klopfte er an eine Thür. Sie ward geöffnet und eine raſche Hand erbrach das Siegel unſers Päckchens. Wir befanden uns in einem engen Stübchen, das durch zwei kleine Löcher einer Dachnaſe mühſam Luft und Licht ſchöpfte.

Ich hatte mir den Herrn Redacteur ganz anders vorgeſtellt, als er war. Er ſollte, nach meinen Gedanken, wenigſtens einen Bart haben; aber ſiehe da, es war ein Gelbſchnabel, den ich, wenn er mir auf der Gaſſe begegnet wäre, für einen großen Schulknaben gehalten hätte. Ich und mein Gefährte ſchienen ihm ſehr willkommene Gäſte. Das Brieflein überſah er mit Einem Blicke und ſprach zu dem Boten: „Ich empfehle mich dem Herrn *Süßling und* werde ſeinen Auftrag beſtens beſorgen.“

Er that es sogleich; doch die Art, wie er dabei verfuhr, war mir eben so unerwartet, als die Glätte seines Kinns. Ich hatte, wie ich mit Scham bekenne, in der einfältigen Meynung gestanden, daß ein Mann — oder, wie hier, ein Junge — der ein Buch beurtheilen und empfehlen wolle, solches vorher mit Bedacht lesen und prüfen müsse; aber mein milchbärtiger Kritikus zeigte mir durch sein lehrreiches Beispiel, daß diese Weitläuftigkeit ganz unnöthig sey. Er durchblätterte das rothe Büchlein in einer halben Minute, nahm dann stracks seinen Kiel und schrieb:

„Freue dich, Deutschland! Recensent verkündiget dir einen hohen Genuß. — Süßling, der Petrarka unserer Zeit, hat sich endlich entschlossen, die Schätze seines Pultes, welche bisher nur von seinen Busenfreunden in vertraulichen Stunden genossen wurden, der ganzen Welt mitzutheilen. Ein Geschenk von solchem Werthe konnte nur sein Genius uns machen. Die Kritik — von Entzückungen überwältiget — verstummt.“

Bei dem letzten Worte brach er in ein lautes Gelächter aus, warf die Feder hin und sagte: Punktum! Der Narr kann damit zufrieden seyn. So wacker posaunet kaum ein armer Dorfpfeifer für zwei Gulden!“

Er kleidete sich nun an und machte sich dieses Geschäft eben so leicht, als eine Recension. Die Millionen Federchen, die in seinen Haaren und an seinem Rocke hingen, waren unter seiner Kritik. Eben so wenig fand er sich durch die strickförmige Gestalt des isabellfarbenen Halstuches bewogen, einige Verbesserungsanstalten zu treffen. Er hüllte sich *sorglos in* eine weite, braune Kutte, deren

sechsfacher Kutscherkragen den Rücken bedeckte, und sich sogar bis an die Gränze der tiefern Gegend, die man nicht gern nennt, ausdehnte. Dieses häßliche Gewand (das man, wenn ich recht gehört habe, Matin oder Schanzläufer benamset) gab meinem Kunstrichter das Ansehen eines polnischen Bärenführers.

Er hatte schon den Hut auf dem Kopfe und die Thürklinke in der Hand, als ein Knabe die hohe Himmelstreppe heraufkam, ein versiegeltes Paket überbrachte und sich sogleich wieder entfernte. Der Kritikaster zerriß begierig den Umschlag, fand ein Buch und — weiter nichts. Er schlug Blatt für Blatt um, durchspähte jede Falte des Couverts; aber nirgends that er den erwarteten Fund. Darüber entrüstet, warf er das Buch auf die Dielen und murrte: „Warte, du sollst mir's empfinden, daß du dich unterstanden hast, mir so kahl unter die Augen zu treten! Dein Verfasser dünkt sich sehr klug, und das gemeine Sprichwort vom Gesang des Brodlieds weiß er doch nicht." —

Wir lagen noch, wie vergessen, auf dem Schreibtische und konnten also das Thun und Lassen des verächtlichen Burschen ungehindert beobachten. Jetzt fielen wir ihm wieder in die Augen, und er schien durch unsern Anblick ein wenig getröstet. Er steckte uns in die Tasche und ging eilend — in ein Branntweinhaus, wo er mit uns einen alten Schuldrest bezahlte, um sich neuen Kredit zu verschaffen. Vorher aber sprach er noch in dem Laden eines Antiquars ein und trug ihm Süßlings Gedichte zum Kauf an. „Gedichte?" — fragte der Büchertrödler mit einem mitleidigen Lächeln: „Gedichte sind kein gangbarer Artikel. Haben Sie nicht den berühmten Rinaldo Rinaldini oder andere Räubergeschichten? Die will ich Ihnen

mit Vergnügen ablaufen; denn darum zerreißen sich jetzt fast die Menschen. Aber Gedichte mag niemand umsonst. Es ist ewig Schade um diesen niedlichen Band. Für den geb' ich acht Groschen."

Mein edler Kunstrichter nahm dieses Schandgeld in Empfang. Der Antiquar ergriff dann ein Messer und fiel damit Süßlings geliebte Kinder mörderlich an. „Sehen Sie," sprach er, „da werf' ich das Poetchen aus seinem schönen Hause und quartiere nun einen Kalender hinein." —

Vierzehntes Kapitel.

Hochmuth und Pedanterei.

Der Mundschenke des ehrwürdigen Kunstrichters gab mich bald wieder aus und ich wanderte nun eine Weile durch unbedeutende Hände. Meine Herrschaften waren gute, ehrliche Leute; aber was ist von Schustern und Schneidern, Perückenmachern und Trödelweibern viel Merkwürdiges zu erzählen? Es fiel mir zwar Anfangs auf, daß eine Hausirerin, in deren Besitz ich einige Wochen war, bei mehrern verheiratheten Damen bloß deßwegen mit ihrem Krämchen aus- und einging, um Liebesbriefe zu bestellen; allein man hat mich nachher versichert, diese Brieftauben flögen so häufig herum, daß es der Mühe nicht werth sey, davon zu sprechen. Ich unterdrücke daher meine Beobachtungen und versetze mich sogleich in das Haus eines geheimen Raths, der mich aus den Händen eines Wechslers erhielt.

Die hochtönende Würde meines neuen gnädigen Herrn war zum Glück ein leerer Titel. Ich sage wohlbedächtig: zum *Glück; denn der* Fürst und sein Land würden sich

bei den Rathschlägen dieses schwachköpfigen Kleinmeisters sehr übel befunden haben. Aufgeblasener Pfauenstolz war der Hauptzug seines Charakters. Sein Gang, seine Tracht und alle seine Handlungen zeugten von Selbstverehrung seiner eigenen Person und Geringschätzung anderer Menschen. Er pflegte stets, wenn er auch nur spazieren ging, so prachtvoll und festlich gekleidet zu seyn, als ob er bei Hofe erscheinen wolle. Sah man einen alten, künstlich frisirten Herrn, mit einem Haarbeutel, Degen und Armhut, auf der Landstraße oder zwischen Getreidefeldern gravitätisch herumstrotzen, so war es gewiß niemand anders als mein geheimer Rath.

Ich hatte bisweilen die Ehre, ihn zu begleiten, und es war für mich eine angenehme Unterhaltung, die lächerliche Steifheit seiner Complimente zu beobachten. Er bediente sich dabei des platten, seidenen Dreiecks, das einen Hut vorstellen sollte, nach festbestimmten Regeln. Wenn ihm Leute vom ersten Range begegneten, zog er es langsam und feierlich unter dem Arme hervor, zeichnete damit einen weiten Luftbogen bis fast auf die Erde, und führte es auf demselben Umwege wieder an seinen Ort. Die übrigen Klassen der Hof-Rangordnung wurden mit einem kürzern und etwas schneller und nachlässiger gezirkelten Bogen abgefunden. Gegen Personen vom Mittelstande rückten Ihro Gnaden den Triangel nur einen Zoll breit vorwärts und schoben ihn sogleich wieder zurück. Bürger und Handwerker aber fertigten sie, ohne Berührung des Armhütchens, mit einem fast unmerklichen Kopfnicken ab.

Eben so pünktlich verfuhr der hochmüthige Pedant bei seinem Briefwechsel. Er hielt eine genaue Tabelle über die Grade der Achtung, die er seinen gewöhnlichen Cor*respondenten zu* bezeigen geruhte. Es war darin bemerkt:

wann und wo er mit Respekt, Hochachtung oder Estime beharrte; und bei wem er sich unterthäniger, gehorsamer, ergebenster Diener oder nur Dienstergebenster, Dienstwilliger, Bereitwilliger u. s. w. unterschrieb. Er schloß nie einen Brief, ohne diese Tabelle vorher nachzuschlagen. Schrieb er aber an Jemand zum ersten Male, da ward es ihm so schwer, den Schweif seiner Epistel zu künsteln, daß ihm darüber der Angstschweiß ausbrach. Oft ließ er sogar einen Brief, den er nach langen Grübeleien zu Stande gebracht und auf die Post geschickt hatte, plötzlich wieder zurückfodern, weil ihm eine neue Bedenklichkeit einfiel, daß er im Punkte der Höflichkeit zu viel oder zu wenig gethan habe.

Fünfzehntes Kapitel.

Respektwidrige Behandlung einer vornehmen Nase.

Er bewohnte den ersten Stock eines großen Hauses, der zwanzig Zimmer enthielt. Mit diesem weiten Raume war aber der einsame Hagestolz — ungeachtet er nie Gesellschaft bei sich sah — nicht zufrieden: er trieb den Bewohner des zweiten Stockes durch ein höheres Miethgebot aus dem Hause und herrschte nun über vierzig Zimmer, die er jährlich mit sechshundert Thalern bezahlte. Man hätte dem alten Thoren wegen dieser tollen und unnützen Verschwendung einen Vormund setzen sollen; doch in allen andern Stücken war er ein zäher Knicker, der seine Bedienten fast verhungern ließ und keinem Armen einen Pfennig reichte. Daher kann ich mir jene Vergeudung nicht anders erklären, als daß Ihro Hochexcellenz *(denn nur seine Domestiken* und die für ihn arbei-

tenden Handwerker excellenzten ihn) sich für zu vornehm hielten, mit andern Adamskindern unter Einem Dache zu wohnen. In dieser Muthmaßung bestärkt mich der Umstand, daß er jedes Mal, wenn er ausgehen wollte, einen Lakeien als Kundschafter, ob die Treppe rein von Menschen sey, voraus schickte, um nicht in die Verlegenheit zu gerathen, den Gruß eines Hausgenossen erwiedern zu müssen.

Er vermied sorgfältig, mit Leuten von niederm Stande das kleinste Wörtchen zu wechseln. Daher ließ er zum Beispiel dem Barbiergesellen, der ihn bediente, strenge verbieten, guten Tag oder Adieu zu sagen. Er mußte eben so stumm kommen, den Bart scheeren und wieder gehen, wie das bekannte Barbiergespenst in den Volksmährchen der Deutschen.

Eines Tages erschien ein Neuling, der noch nicht die Gnade gehabt hatte, den Herrn geheimen Rath einzuseifen. Der Gebrauch seiner Zunge war ihm von den Bedienten im Vorzimmer untersagt worden; er gab also keinen Laut von sich, und es ging Anfangs alles trefflich und gut. Als er aber mit seinem Messer in die Gegend zwischen Mund und Nase kam, schien seine Methode meinem Herrn äußerst zu mißfallen. Er verzerrte grimmig sein Antlitz und orgelte sogar vor Verdruß mit den Füßen. Allein der Bursch bemerkte diese stummen Ausbrüche von Unmuth entweder nicht, oder ließ sie sich nicht anfechten; kurz, er that, was seines Amtes war, und trat schweigend ab.

Stracks zog der geheime Rath die Klingel und befahl dem kommenden Bedienten, daß er den Chirurgus, bei welchem der mißfällige Gesell in Diensten stand, sogleich herbei holen solle. „Sagt ihm," rief er dem forteilenden *Bedienten nach*, „daß ich ihn augenblicklich erwarte."

Der Wundarzt kam athemlos gelaufen und fragte, was zu hohem Befehl stehe.

„Ordnen Sie doch an," sagte der geheime Rath ernst und mürrisch, „daß mich Ihr Gesell künftig nicht mehr bei der Nase fasse."

Der Chirurgus, welcher aus der Eile des Rufs einen Arm- oder Beinbruch vermuthet hatte, erstaunte nicht wenig und antwortete mit Lächeln: Ich werde diese Unschicklichkeit abstellen. Aber warum wählten Ihro Gnaden nicht den kürzern Weg, sie dem ungelenken Burschen sofort selbst zu verbieten? —

„Hm!" versetzte der Rath und warf die beleidigte Nase hoch auf: „Ich pflege mit solchen Leuten nicht zu sprechen." —

Sechzehntes Kapitel.

Die Hausexcellenz in der Klemme.

Dieses Nasengeschichtchen stellt den ganzen Mann so lebhaft dar, daß ich mich der Mühe überheben kann, sein Konterfei weiter auszumalen. Ich eile daher zu der Erzählung des tragi-komischen Vorfalls, der mich von ihm trennte.

Er setzte nie einen Fuß vor die Thür, ohne sich von zwei Nachtretern in Livree begleiten zu lassen. Sogar auf den einsamsten Spazierplätzen vor den Thoren der Stadt, wo man oft selbst den Fürsten ohne Gefolge sah, trabten seine Schatten hinter ihm her. Diese prunkende Geleitschaft unterblieb nur dann, wenn er in der Dämmerung des Abends eine alte Geliebte besuchte, die er am *äußersten Ende* der entlegensten Vorstadt, wo die

Zimmermiethe spottwohlfeil war, in freier Wohnung unterhielt. Wieder ein feiner Zug seines Charakters! Er selbst wohnte, bequemer als ein König, in zwei Geschossen eines Palastes, und die Dame seines Herzens mußte sich mit einem elenden, dunkeln Kämmerchen begnügen.

An einem düstern, regenhaften Tage trieb ihn Amor auch zu ihr hinaus, und es war schon völlig Nacht geworden, als er nach der Stadt zurückging. Da trat plötzlich in einer öden Gegend ein Mann von wildem Ansehen hinter einer Gartenmauer hervor, stellte sich ihm in den Weg und sagte: „Gnädiger Herr! Armuth und Verzweifelung dringen mich, Sie um eine Gabe zu bitten.“

Der geheime Rath erschrack, wich einen Schritt auf die Seite und schmähte: Haltet mich hier nicht auf! Ich habe kein Geld bei mir und das Betteln ist verboten.

„Ach!“ seufzte der Arme: Noth kennt kein Verbot. Ich bin kein gewöhnlicher Gassenbettler; ich erniedrige mich heute zum ersten Male dazu. Aber was thut man nicht, um ein krankes Weib und ein Häufchen kleiner Kinder, die nach Brod schreien, zu erquicken!“ —

Geht und arbeitet! schnaubte mein Herr.

„Das hab' ich bisher aus allen Kräften gethan; doch ein armer Taglöhner, was kann der zurücklegen? — Im Begriff, ein nahrhaftes Handwerk zu lernen, ward ich, leider! in meinem sechszehnten Jahre gezwungen, der Trommel zu folgen. Nun bin ich ein elender, zum Krüppel geschossener und verabschiedeter Soldat, und kann jetzt nicht einmal mehr ein Stück Arbeit außer dem Hause suchen, weil mein sterbendes Weib und meine sieben hülflosen Würmchen jeden Augenblick meines Beistandes bedürfen. — Ach, gnädiger Herr! mein Jammer ist so groß, *daß ein Glücklicher, wie* Sie, keine Vorstellung davon hat!

Ich besitze keinen rothen Heller; ich und alle die Meinigen haben seit vier und zwanzig Stunden keinen Bissen gegessen; und überdieß droht unser unbarmherziger Wirth, dem wir Miethzins schuldig sind, uns morgen früh gerichtlich aus dem Hause werfen zu lassen."

Was geht mich das alles an? Ich kann Euch nicht helfen.

„Sie können nicht?" — rief der Soldat: „Ha! durch diese Sprache lästern Sie Gott, der Sie so reich machte! — Sie und Ihre Umstände sind mir bekannt. Es ist Ihnen ein Leichtes, neun unglückliche Menschen durch ein paar Thaler vom nahen Verderben zu retten. Haben Sie Mitleid, erbarmen Sie sich!"

Seyd Ihr toll? schrie der geheime Rath: So ein unverschämter Bettler ist mir noch nicht vorgekommen! Wer hat Euch denn Weib und Kinder auf den Hals gezwungen? Nun sollen andere ehrliche Leute sie ernähren; aber ich für meine Person fühle keinen Beruf dazu. Kurz, Ihr bekommt nichts, mit einem Worte, nichts! —

Der Soldat blickte wild umher, hob dann die Augen und Hände gen Himmel und stöhnte: „Gott, du kennst mein tiefes, unverschuldetes Elend! Verzeihe mir eine That, zu der mich dieser Unmensch zwingt, den du mit Reichthum und Wohlthaten überhäufteſt!" — Hierauf sprang er dem geheimen Rathe, der indessen von dannen eilte, wie ein Tiger nach, faßte grimmig ihn an der Brust und forderte mit einem dumpfen, schrecklichen Tone seine Börse.

Mein Herr schnappte, wie ein Fisch auf dem trocknen Lande, nach Luft. Schrecken und Angst lähmten seine Zunge: er strebte vergebens, nach Hülfe zu schreien. Es war auch nicht rathsam; denn der Unglückliche rief ihm ins Ohr:

„Sobald Sie laut werden, ſind Sie ein Kind des Todes! Ich habe den Rabenſtein nun einmal verdient.“ —

Dennoch ergab ſich der bedrängte Geizhals, der einen vollen Beutel in der Taſche hatte, nicht ſogleich, ſondern griff nach ſeinem kleinen Hofdegen, um ſich damit zu vertheidigen. Darüber lachte der Kriegsknecht wild auf, brach die ärmliche Waffe, indem ſie ſich noch weigerte, die friedliche Scheide zu verlaſſen, über dem Knie entzwei, packte ſeinen Gegner an der Gurgel und ſchwor fürchterlich, ihn auf der Stelle zu erdroſſeln, wenn er nicht, durch unverzügliche Auslieferung ſeiner Börſe, der Sache ein Ende mache.

Zögernd und zitternd überreichte jetzt der geheime Rath ſein ſchweres Geldnetz. Der Soldat nahm ungefähr vier oder fünf Gulden (unter denen ich mich befand) heraus, warf ihm dann den Beutel, in welchem noch zehnmal ſo viel zurück blieb, vor die Füße und eilte fort.

Geht nur, geht! rief Jener ihm nach! Ihr ſollt dem Henker nicht entlaufen!

Der Soldat wandte ſich und ſagte: „Ich traue Ihnen zu, daß Sie ſich freuen würden, mich auf's Schaffott zu liefern. Wohlan, thun Sie Ihr Beſtes, mich aus der Schaar meiner Unglückskameraden, die ihr Blut für das Vaterland vergoſſen und im Alter verhungern müſſen, herauszufinden! Ich verliere kein Wort um mein Leben: es war mir längſt zur Laſt.“ —

Siebzehntes Kapitel.

Das Schloß vor dem Munde.

Er eilte nun zum nächſten Bäckerladen und kaufte Brod. *Ich hätte gern* das Verdienſt gehabt, eine hungernde Fa-

milie zu sättigen; allein ich erhielt diese Bestimmung nicht, und mußte nun erwarten, das Eigenthum des herzlosen Menschen zu werden, der diesen Unglücklichen kein Obdach gönnte.

Wie sprangen und jauchzten die armen Kinder, als der Vater erschien und Brod austheilte! Es war ein herrliches Schauspiel, sie essen zu sehen. So schmeckt es euch nie, ihr reichen Schwelger, wenn ihr auch die theuersten Leckereien aus allen Welttheilen und eure Köche aus Frankreich verschreibt! — Schränkt eure üppigen Tafeln ein und sendet, was ihr dadurch erspart, in die Hütten der Armen: so werdet ihr eurem Magen mehr Eßlust und eurem Herzen das Gefühl guter Thaten verschaffen! —

Der unglückliche Vater weidete seine Augen an der Freude seiner gesättigten Kinder. Sie schliefen vergnügt ein; ihn aber floh, von dem Gedanken an seine That verscheucht, der wohlthätige Schlaf. Sie erschien ihm in der Grabesstille der Nacht wie ein furchtbares Gespenst, und trieb ihn rastlos aus einem Winkel in den andern. Er seufzte, weinte, warf sich auf die Knie und rang betend die Hände. Doch die ersten Lichtstrahlen des Morgens beruhigten ihn. Er schlummerte einige Stunden und ging dann aus, um seine Stubenmiethe zu bezahlen.

Sein Hauswirth war ein kleines Männchen, mit einem häßlichen, hämischen Gesichte. Bekleidet eine große Meerkatze mit einem steifen, brandgelben Rocke, setzt ihr eine Beutelperücke auf und steckt ihr einen kurzen Degen mit einem Griff von Porzellan an die Seite, so habt ihr ein treues Nachbild von ihm.

„Was wollt Ihr?“ rief er rauh und polternd seinem Schuldner entgegen: „Ihr kommt doch nur, um mir Eure alten *Klagelieder vorzuwinseln* und um Nachsicht zu bit-

ten! Ich kann mich nicht aufhalten; ich muß nach Hofe. Aber vorher will ich Euretwegen einen andern Gang thun; denn — Ein Wort für tausend! — ich leide durchaus länger kein Bettelvolk in meinem Hause.“ —

Herr Hof-Intendant, sagte der Arme, Sie verfahren sehr hart mit mir! Haben Sie denn die vorigen Zeiten ganz vergessen? Unsere Aeltern waren Nachbarn und an Stand und Armuth sich gleich. Wir gingen mit einander in die Schule und theilten manche Freude und manchen Bissen Brod. Ach, wie hat sich das alles geändert! Ich mußte die Muskete tragen; Sie aber blieben wegen Ihrer kleinen Statur verschont, wurden Bedienter, Schreiber, heiratheten eine reiche Wittwe und schwangen sich oder — krochen zu einer Stelle empor, die Ihnen jährlich gegen zweitausend Thaler einträgt.

„Nun? Was soll das alles sagen?“ fiel der Intendant mit Heftigkeit ein.

Das soll es sagen, antwortete der Soldat mit fester und erschütternder Stimme, daß Sie ein übermüthiger, menschenfeindlicher Mann sind! Ein aufgedunsener Glückspilz, der sich seiner niedern Herkunft nicht mehr erinnnert und sich vor seinem eigenen Gewissen nicht schämet, einen blutarmen Mann zu drücken, der ehemals sein Spielgesell war, und zu eben derselben Zeit für den Fürsten und das Vaterland stritt, als der gegenwärtige Herr Hof-Intendant einem Kammerjunker die Schuhe putzte! — Pfui! mich reuet jedes demüthige Wort, das ich vor den tauben Ohren eines solchen Menschen verlor! Hier, mein Herr, sind die elenden zwei Thaler, um die Sie mich so unbarmherzig gequält haben! Ich bin Ihnen nun keinen Heller mehr *schuldig und* suche mir sogleich ein anderes Quartier; denn

mich schaudert, unter dem Dache eines Menschenfeindes zu wohnen. —

Bei diesen Worten flog ich, nebst zwei andern Gulden auf den Tisch, und der Soldat eilte hinweg. Dem Intendanten hatte die unwillkommene Erinnerung an die vergessene Schuhbürste ein Schloß vor den Mund geworfen. Er murmelte nur einige unverständliche Worte in sich hinein, strich uns in seine Tasche, und ging — wie er zu sagen pflegte — nach Hofe.

Achtzehntes Kapitel.

Ein gutes Hausmittel gegen den Hochmuth der Großen.

Nach Hofe! Eine prahlende Redensart, die aber hier, in die Sprache der Wahrheit übersetzt, nichts weiter hieß, als in den Hof des fürstlichen Schlosses, wo er in einem düstern, kühlen Gewölbe sein Wesen trieb. Ich erwähne der kellermäßigen Beschaffenheit dieses Gemachs nicht ohne Grund. Sie hat, wie die Folge zeigen wird, einen wichtigen Einfluß auf meine Geschichte.

Er bot drei jungen Herren, die schon hinter ihren Tintefässern saßen, einen guten Morgen und fragte: „Sind des Herrn Hofmarschalls Excellenz bereits im Schlosse?“

Die Herren lächelten und sagten: Ja wohl!

„Potz tausend!“ rief er und bebte zusammen: „haben Ihro Excellenz schon nach mir geschickt?“

Die jungen Gesellen winkten sich mit den Augen, und thaten, als hätten sie seine Frage nicht gehört. Er wiederholte sie mit steigender Angst, und nun antworteten sie: Nein.

„*Das ist schön!*“ jubelte der kleine Mann, und rieb wie

ein Schulknabe, den die Ruthe seines Lehrers verschonte, mit lustigen Grimassen die Hände. Er setzte sich dann vergnügt an sein Pult und legte mich und meine zwei Konsorten — ich weiß nicht in welcher Absicht — vor sich hin. Vermuthlich wollte er uns in einen eisernen Kasten, der zu seinen Füßen stand, verschließen; allein wir entgingen dieser Gefangenschaft durch eine für ihn höchst erfreuliche Begebenheit, die ich bald erzählen werde.

Ehe sie sich ereignete, verließ er auf einige Minuten das Gemach. Darauf mochten die obgedachten drei jungen Fäntchen — es waren der Herr Hofküchenschreiber, der Herr Hofkellerschreiber und der Herr Hofstallschreiber — lange gelauert haben, um sich über ihn lustig zu machen. Sie schienen mir, sobald ich sie sah, von der leidigen Aufklärungspest, die besonders unter der Jugend immer weiter um sich greift, angesteckt zu seyn, und die geziemende Hofmarschallsfurcht des Intendanten etwas abgeschmackt zu finden.

Meine Vermuthung bestätigte sich, indem er die Thür hinter sich zudrückte. Da brachen sie in ein lautes Gelächter aus und der Küchenschreiber begann: „Ich kenne doch keinen elendern Speichellecker, als unsern Kollegen! Was das immer für ein ängstliches Fragen nach des Herrn Hofmarschalls Excellenz ist!“

Unser einer ist froh, fiel der Kellerschreiber ein, wenn er von der alten, mürrischen Excellenz nichts sieht und hört.

„Es ist wahr,“ sagte der Stallschreiber, „der Hofmarschall führt bisweilen gegen seine Untergebenen eine rauhe Sprache; er hat aber kein böses Herz, und ich stehe dafür, er würde sich glimpflicher betragen, wenn ihn knechtische Gemüther, wie der Intendant und seines Gleichen, nicht *verdorben hätten*. Kennen Sie Bürgers Mittel gegen *den Hochmuth der Großen*?“

Nein, sprach der Kellerschreiber.

„Nun, so will ich es Ihnen mittheilen. Es lautet so:

Viel Klagen hör' ich oft erheben
Vom Hochmuth, den der Große übt;
Der Großen Hochmuth wird sich geben,
Wenn unsre Kriecherei sich gibt."

Neunzehntes Kapitel.

Sechs Hasen treten auf.

„Was gibts?" fragte der Intendant, der eben jetzt mit einem so heitern Gesichte, wie der lieblichste Maitag, zurück kam und das letzte Wort des Stallschreibers gehört hatte.

Es gab nichts, antwortete Dieser, als ein paar goldene Verse aus Bürgers Gedichten. Kann ich auch Ihnen etwa damit aufwarten?

„Mit dem Golde, ja!" versetzte der Intendant: „aber mit den Versen bleiben Sie mir vom Halse! Ich liebe, wie bekannt, solche Tändeleien nicht. — Wissen Sie etwas Neues?"

Nun?

„Des Herrn Hofmarschalls Excellenz sind, wie ich von den Lakaien im Vorzimmer vernommen habe, heute bei sehr guter Laune."

Diese wichtige Botschaft ward keiner Antwort gewürdiget. Er schien aber diese stille Beschämung nicht zu fühlen, sondern setzte sich wohlgemuth an seinen Ort, und ließ seine Feder so gewaltig arbeiten, daß man ihr Knarren in einer Ferne von zwanzig Schritten hören mußte.

Sein Amts- und Diensteifer blieb nicht unbelohnt. Es

kam ein alter Jäger, der theils in der Hand, theils in der Jagdtasche sechs Hasen trug und den Herrn Hof-Intendanten sprechen wollte. Das fleißige Männchen sprang behende von seinem Stuhl auf und fragte, was er bringe. „Diese sechs Hasen," antwortete der Forstmann, „die ich Ihnen auf Befehl des Herrn Hofmarschalls, dessen Revierjäger ich bin, übergeben soll."

Es wäre sehr überflüssig, die frohe Bestürzung des Empfängers mit einem Aufwand von Worten zu beschreiben; denn jeder meiner Leser hat doch wohl irgend ein Mal ein Kind gesehen, dem Mamachen eine schöne Puppe vom Weihnachtsmarkte mitbrachte. Gerade so stand er mit offnem Munde da, und streckte freudetrunken seine Hände den Hasen entgegen. Eine volle Minute war er vor Entzücken sprachlos. Dann fing er an zu stammeln: „Welche hohe Gnade! Womit hab' ich Unwürdiger sie verdient? Ich thue meine Schuldigkeit und bin übrigens, wie die Schrift sagt, ein unnützer Knecht."

Was weiß ich davon! sagte der Jäger lächelnd: Ich befolge das Geheiß meines Herrn, und damit holla! Machen Sie doch wegen der paar Häschen keinen so langen Senf!

„Nun, ich will jetzt stumm seyn;" versetzte Jener: „stumm, wie eine Wand, aber ich behalte mir vor, Seiner Excellenz meinen unterthänigsten Dank abzustatten. Leg' Er indessen, mein guter, lieber Mann, die kleinen Närrchen hier in mein Kabinet."

Ho, ho! so klein sind sie eben nicht! fiel der Weidmann hastig ein: Es sind zwei tüchtige Rammler darunter, über deren Größe die Excellenz selbst erstaunte.

Der Einwurf des Grünen setzte den Brandgelben in *Schrecken und Angst*. Er ward erst roth, dann blaß, und

entſchuldigte ſich ſtotternd: es ſey ihm nicht in die Gedanken gekommen, die edeln, vortrefflichen Haſen zu tadeln; man pflege vielmehr im Gegentheil oft Dinge, die man ſehr angenehm und liebenswürdig finde, klein zu nennen, und in dieſem Sinne habe denn auch er von den ehrenwerthen Haſen geſprochen. Da jedoch dieſe Vertheidigung ſeine Furcht, wegen jenes mißverſtandenen Schmeichelwörtchens bei ſeinem hohen Gönner angeſchwärzt zu werden, nicht völlig beruhigen, und es ihm deßhalb räthlich ſcheinen mochte, ſich der Verſchwiegenheit des alten Nimrods durch ein anſehnliches Trinkgeld zu verſichern: ſo drückte er ihm mich und meine beiden Geſellen in die Hand. Der Waldmann ſtutzte über dieſes anſehnliche Geſchenk und betheuerte himmelhoch, daß er es nicht annehmen werde; allein bei dergleichen Gelegenheiten pflegen die meiſten Menſchen, wenn ſie auch in allen andern Fällen die unbiegſamſten Starrköpfe ſind, am Ende nachzugeben. Der Jäger machte von dieſer Regel keine Ausnahme, und trug uns frohen Muthes in ſein Forſthaus, das nur einen Büchſenſchuß weit von dem Landgute des Hofmarſchalls entfernt lag.

Zwanzigſtes Kapitel.

Die Geſellſchaft der ſechs Haſen wird durch einen ſiebenten vermehrt.

„Heute hab' ich in der Stadt gute Geſchäfte gemacht!“ rief der Förſter ſeiner Frau entgegen: „Sieh, Mutter, meine ſechs Haſen, für die ich weder einen rothen Pfennig, noch einen Dank erwarten konnte, haben mir drei *harte, blanke Gulden* erworben! Und das begab ſich ſo:

Ich hatte den glücklichen Einfall, nicht geraden Weges in's Haus des Hofmarschalls zu gehen, sondern im Schlosse nach ihm zu fragen, und ihm, als er dort war, durch einen Hoflakeien melden zu lassen, daß ich die befohlenen Hasen überbringe. Da kam er denn selbst aus der Antichambre, besah sie, lobte sie und sagte: Tragt sie hinunter in die Expeditionsstube und übergebt sie dem Hof-Intendanten! — Ich ging und fand einen kleinen, schnurrigen Kauz, der vor Freude so außer sich war, als ob ich ihm die Schlüssel des Himmels überbrächte. Er wollte durchaus von mir wissen, wie er diese hohe Gnade verdient habe; allein ich konnte darüber keine Auskunft geben: denn da unsere Excellenz sonst sehr zäher Natur ist, so war mir ihre heutige Freigebigkeit selbst unbegreiflich. Am Ende braucht' ich noch einen kleinen Kunstgriff, um ein gutes Gratial zu gewinnen. Ich mußte nämlich dem Intendanten ein Wort auf, das man als eine Geringschätzung meiner Hasen auslegen konnte, und stellte mich, ungeachtet ich wußte, daß er es nicht so böse gemeint hatte, darüber beleidiget. Mein Pfiffchen schlug an: er schenkte mir, um mich wieder gut zu machen, diese drei Gulden."

Was du für ein kluger Kopf bist! rief die Försterin aus, und klatschte jauchzend in die Hände. Sie war dem Ansehen nach eine der sparsamen Damen, die sogar mit ihrer Zärtlichkeit haushalten, und sie nur dann als ein Belohnungsmittel anwenden, wenn ihr Ehekonsort auf eine unerwartete Weise die Wirthschaftskasse bereichert: denn Anfangs empfing sie ihren Alten frostig und finster; aber durch den Anblick seiner unverhofften Beute ward sie plötzlich erwärmt und erheitert, und rückte zuletzt sogar *mit einem* herzlichen Kusse heraus.

Er schien sich auf seinen Kniff und den Beifall seiner

Hausehre nicht wenig einzubilden, stolzierte lächelnd mit großen Schritten auf und ab, und sie fuhr fort: Dich hat, gewiß und wahrhaftig! ein guter Engel in's Schloß geleitet; denn trugst du die Hasen, wie gewöhnlich, in des Marschalls Haus, so wurde Herr Christoph, oder ein anderer Bedienter damit verschickt, und diese drei harten Gulden fielen ihm in die Hände. Darum bleib' ich dabei, es war ein lieber heiliger Engel im Spiele. Aber dennoch, mein Männchen, verdienst du Lob, daß du seinen Winken und Eingebungen gefolgt bist!

Gegen Abend kam Herr Christoph, der auf dem Landgute des Hofmarschalls Geschäfte hatte, bei dem Förster zum Besuch und trat mit einem schmetternden Gelächter in die Stube. „Du bist ein sauberer Patron!“ rief er dazwischen: „Wie konntest du, Eulenspiegel, dich unterstehen, ein halbes Dutzend Hasen zu verschenken, auf die mein Herr schon Gäste gebeten hatte? Das gab einen komischen Auftritt! Ich bin fast vor Lachen erstickt.“

Der Jäger forderte mit Befremden eine Erklärung dieser räthselhaften Worte, und Herr Christoph erzählte:

„Als ich gestern Mittags im Schlosse auf meinen Herrn wartete, kam der Hof-Intendant in den Saal geschlichen, wo wir Domestiken uns aufzuhalten pflegen. Er schwänzelte wie des Tobias Hündlein um mich herum, klopfte mich auf die Achsel, nannte mich seinen lieben Herrn Christoph, seinen werthgeschätzten Freund und Gönner, und pries mich glücklich, daß ich dem edelsten und großmüthigsten Herrn unter der Sonne diene; ich sey aber auch, setzte er witzelnd hinzu, dieses Hauptgewinns in der Bedienten-Lotterie vor Tausenden würdig gewesen. — Hm! dacht' ich, wozu *mag* dich wohl diese Schlange *verführen wollen? und öffnete* schon den Mund, mich nach

der Veranlaſſung ſeiner Schmeicheleien zu erkundigen; aber plötzlich trat jetzt der Hofmarſchall aus dem fürſtlichen Vorzimmer. Der Fuchsſchwänzer kroch ihm entgegen und ſchnitt einen Bückling, als ab er ihn anbeten wolle. Was gibt's? fragte mein Herr in einem barſchen Tone; denn er iſt dem Schmeichler überhaupt nicht gewogen. — Ich wollte, antwortete das Männlein mit dem Katzenbuckel, Eurer Excellenz meinen unterthänigſten Dank abſtatten. — Wofür? brummte der Hofmarſchall. — Für die ſechs koſtbaren Haſen, die Hochdero Jäger .... Sie ſind der ſiebente! fiel ihm mein Herr haſtig in's Wort: Wahrlich! der ſiebente, wenn Sie Ihre ſechs Brüder für ein Geſchenk angeſehen haben. Welcher abgeſchmackte Gedanke! Ich wollte meinem alten Jäger den Weg in mein Haus erſparen und die Haſen in meinem Wagen mitnehmen laſſen; deßhalb befahl ich ihm, ſie indeſſen in Ihr Expeditionsgemach zu tragen, weil es ſo kühl wie ein Eiskeller iſt. Hat mich denn der Dummkopf vielleicht mißverſtanden, und ſie Ihnen als ein Präſent überbracht? — Jetzt war es eine Fürſtenluſt, den Beſtürzten zu ſehen! Ich konnte mir ſonſt immer keine rechte Vorſtellung davon machen, wenn ich von einem Menſchen ſagen hörte: er ſey wie aus den Wolken gefallen; aber nun weiß ich, wie einer ausſehen würde, der von den Sternen herab käme. Kein Haar anders als der Intendant! Er ſtammelte mit gelähmter Zunge: der Jäger habe ſich zwar über den Punkt, ob die Haſen eine gnädige Verehrung ſeyn ſollten, nicht deutlich ausgedrückt, aber ſehr beſtimmt und verſtändlich geſagt, daß er ſie, auf Ihro Excellenz hohen Befehl, übergeben ſolle. — Nun ja, übergeben! rief *der Hofmarſchall*; Ihrer Aufſicht übergeben, aber nicht *Ihrem Magen! Das*, Herr, iſt ein himmelweiter Unter-

schied, und war von Ihrer Seite ein gewaltiger Rechnungsfehler; eine Rechnung ohne den Wirth. Doch, weil Sie nun einmal den Mund auf einen Hasenbraten gespitzt haben, so nehmen Sie nur einen davon; aber greifen Sie nicht nach dem größten! — Jetzt war das muthwillige Hofvölkchen, das sich bis jetzt an dieser Scene still belustiget hatte, seiner nicht mehr mächtig; brausend sprengte seine Lachlust (wie ein Kammerjunker nachher sich ausdrückte) den Damm der vor den Mund gehaltenen Tücher, und selbst der Hofmarschall stimmte tapfer mit ein. Was that nun der arme Sünder? — Pfui! er hatte nicht so viel stolzen Muth, als vielleicht mancher Bettler besessen hätte: er schlug die schimpfliche Spende nicht aus, dankte ganz unterthänigst dafür, und zog ab wie ein begossener Pudel. Ich ging ihm nach, um ihm die Hasen aus den Zähnen zu rücken. Er bat mich, einen für ihn auszuwählen, und mochte vielleicht hoffen, ich würde so mitleidig seyn, ihm den besten zu geben; allein ich war auf den jämmerlichen Menschen so erboßt, daß ich ihm das kleinste, magerste Ding mit Verachtung hinwarf."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Seelenverkäufer.

Mein alter Jäger lachte herzlich über diesen Schwank; aber seine Frau bezeugte wenig Freude. Ein Sorgenwölkchen überzog ihr Gesicht, und kaum war Christoph fort, so sagte sie seufzend: „Nun werden wir wohl das Trinkgeld herausgeben müssen!"

Ei, warum nicht gar! fuhr er auf: Du hast doch gehört, daß ich an diesem Mißverständnisse keine Schuld habe.

Was kann ich dafür, wenn ein Schwachkopf von Braten träumt! Mir sollen meine drei Gulden zehn Pferde nicht wieder aus den Händen ziehen!

„Aber deiner armen Tochter schenkst du sie wohl?“

Ja, Mutter, von Herzen gern. Trag' sie morgen zu ihr! Das unglückliche Weib macht mir manche schlaflose Nacht. Der Krieg ist nun schon so lange zu Ende und noch immer hört und sieht man nichts von ihrem Manne! Er versteht freilich das Schreiben nicht, aber er könnte sich doch von einem Andern ein Briefchen aufsetzen lassen. Hat er ins Gras beißen müssen oder ist er durch das wilde Leben im Felde so ein Taugenichts geworden, daß er an seine verlassene Frau nicht mehr denkt: das weiß Gott! —

„Ach!“ seufzte die Alte: „wenn er gestorben oder verdorben ist, so hat ihn der Edelmann auf seinem Gewissen; denn der mag sich weiß brennen, wie er will, es hat doch niemand anders, als er, unsern armen Franz den Werbern in die Hände geliefert! So einen schändlichen Seelenverkäufer gibt es in ganz Holland nicht! Das hübsche Gesicht unserer Therese stach ihm in die Augen, und nun ward ihr Mann verrathen und verkauft, um sie mit Bequemlichkeit verführen zu können.“

Schweig, Mutter! Das sind unerwiesene Muthmaßungen, über die du dir noch einen Injurienprozeß an den Hals reden wirst.

„Muthmaßungen! — Unerwiesen! — Sage mir, wie du so sprechen und es über dein Vaterherz bringen kannst, den Feind und Verfolger unserer Kinder zu vertheidigen? — Ist es denn etwa nicht wahr, daß er Theresen auf allen Tritten und Schritten nachgeschlichen ist und ihr *Hände voll* Gold geboten hat?“ —

Ja doch, ja! Aber sie hat ihn schimpflich abgewiesen,

und das wird ihn ärgern bis an den jüngsten Tag. Wenn nun vollends unser Eidam, wie ich noch hoffe, gesund zurückkommt, so hat uns die Büberei seiner Anwerbung — es mag sie nun der Edelmann oder sonst ein anderer heimlicher Feind angestiftet haben — wenig geschadet. — O Mutter, wie wird uns seyn, wenn wir unsern wackern Franz wieder sehen! Ein solcher Augenblick vergütet Jahre voll Kummers. —

Am folgenden Morgen wanderte die Alte, mit mir in der Tasche, zu ihrer Tochter, die ein paar Meilen davon ein kleines, aber nettes Haus in einem angenehmen Dörfchen bewohnte. Aus der Hinterthür trat man in ein niedliches Gärtchen, und vorn übersah man die lebhafte Landstraße. Die junge Frau empfing das mütterliche Geschenk mit dankbarer Rührung. Sie war in der That so schön, daß ich den Geschmack des Edelmanns loben muß.

Er kam eben, als Mutter und Tochter einen Augenblick vor der Thür schwatzten, die Straße herab geritten und im Galopp auf sie zu. Sein schneeweißer Kopf leuchtete von fern und war ein lebendiger Beweis von der Wahrheit des Sprichwortes: daß Alter nicht für Thorheit hilft. Die Weiber hielten Stand, bis er den Hut zog und sie freundlich anredete. Jetzt aber eilten sie ohne Antwort ins Haus, und die Mutter warf die Thür so gewaltig ins Schloß, daß die Wände krachten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Der Invalide.

Thereſe saß einige Tage nachher in der Abenddämmerung *beim Spinnrocken* und sang:

„Liebchen,“ sprach ein junger Ritter,
„Herzensliebchen, weine nicht!
Ach, das Scheiden ist mir bitter,
Doch mich rufen Ehr' und Pflicht.

Lebe wohl!“ — Er stieg zu Pferde,
Flog ins ferne Kampfgefild,
Und das Fräulein sank zur Erde
Wie ein unbelebtes Bild.

Als sie wie vom Tod erwachte,
Rief sie aus: „So ist er fort,
Der mir werth das Leben machte,
Und wer harret seiner dort!

Weh, der Tod! — Er sitzt auf Leichen,
Und verkauft für Blut den Sieg.
Welch ein Uebel ohne Gleichen
Ist der schauderhafte Krieg!

Friedlich bei einander wohnen
Tiger in dem wüsten Hain;
Doch mit Schwertern und Kanonen
Stürmt der Mensch auf Menschen ein!“

Und sie ging, nach dieser Klage,
Wie ein stummer Geist umher.
Einzig ihr Gedank' am Tage,
Einzig in der Nacht war Er.

In die stillsten Klosterzellen
Sehnte sich ihr scheuer Schmerz,
Und der Furcht und Hoffnung Wellen
Rauschten wechselnd durch ihr Herz. —

Einsmals ließ bei Nacht ihr Jammer
Seinen Thränen freien Lauf.
Horch! da schlich was durch die Kammer,
Zog des Bettes Vorhang auf.

Und als sie darob erschrocken
Auf vom feuchten Kissen sah,
Stand mit blutgefärbten Locken
Todtenbleich der Ritter da.

Eine rothe Herzenswunde
Zeigt' er ihr mit starrer Hand,
Aechzte leis' aus blassem Munde,
Winkte drei Mal und verschwand.

Sie erhob sich zitternd, streckte
Ihre Arme nach ihm aus,
Und ihr Wehgeschrei erweckte
Schnell das ganze Vaterhaus.

Plötzlich, mit verhängtem Zügel,
Ritt ein Briefkourier daher.
Sie zerriß das schwarze Siegel,
Stürzte hin, und — war nicht mehr.

Thereſe hatte dieſes Liedchen eben zu Ende geſungen
ihre thränenden Augen getrocknet, als jemand ans
ſter klopfte. Es war ein Mann, der auf Krücken ging,
Einen Arm hatte und ein großes ſchwarzes Pflaſter
r dem linken Auge trug. Er huſtete gefährlich und
e mit keuchender Stimme: „Guten Abend, junge Frau!
armer Invalide bittet um einen Zehrpfennig.“
echt gern; ſagte Thereſe: Ich habe zwar ſelbſt nicht
übrig und ſpare jeden Heller für meinen Mann, den
von Tag zu Tage aus dem Kriege zurück erwarte;
r kommt herein in meine Hütte und genießet ein paar
ſen Abendbrod, ſo gut ich es geben kann. Es wird
nem Franz auch wohl thun, wenn er gute Seelen fin
die *ihn ſpeiſen* und tränken.

Der Invalide ließ sich nicht zwei Mal bitten; er stelzte sogleich in die Stube. Thereſe wies ihm den bequemſten Stuhl an und trug ihm vorläufig Butterbrod und Bier auf. Nehmt indeſſen damit vorlieb, bis ich eine Suppe gekocht habe.

„Nicht nöthig, junge Frau!“ ſprach der Gaſt: „Was Ihr da ſchon aufgetiſcht habt, iſt überflüſſig genug; ich würde bei hundert reichen Leuten nicht ſo viel erhalten. Ihr ſcheint mir ein braves Weib und liebt Euren Mann wohl recht ſehr?“

O, von ganzer Seele!

„Wenn er nun aber ſo zerhauen und zerſchoſſen, wie ich, zurückkäme? Wie da?

Das thäte mir wehe! Doch, wahrlich bloß um ſeinetwillen: denn mir bliebe dennoch ſein gutes, treues Herz, und ich würde ihn doppelt lieben, um ihn über ſein Unglück zu tröſten.

„Beſtes Weib!“ rief der Soldat mit plötzlich veränderter Stimme: „Kennſt du mich nicht?“

Thereſe trat ſtaunend einen Schritt zurück, ſtürzte dann mit ausgebreiteten Armen auf ihn zu und rief: Franz! Mein Franz! Iſt es möglich? —

„Ja, ich bins; aber freilich nur ein ſchwacher Schatten meines vorigen Weſens. Die Herren Franzoſen haben mir übel mitgeſpielt. Es ſind nicht mehr die bei Roßbach!“

O, mein armer Franz!

„Beklage mich nicht, Thereſe; beklage dich ſelbſt, daß ich nun nicht mehr für dich arbeiten kann! Ich will dir aber nicht läſtig ſeyn, will in der weiten Welt mein Brod vor den Thüren barmherziger Leute ſuchen.“

Mann, du ſchwärmſt! Und glaubſt du denn wirklich, *daß ich das zugeben* würde?

„Warum nicht? Du wärst eine Thörin, wenn du mich abhalten wolltest. Was soll ich hier? Ich bin ein unnützer Brodesser.“

Franz, du kränkst mich durch solche Reden! Nein, ich lasse dich nicht wieder fort! Ich will bei Tag und bei Nacht arbeiten, und so wird der Himmel uns Beide nähren.

„Weib ohne Gleichen!“ rief Franz, indem er rasch die Krücke wegwarf, den angeblich verlorenen Arm unter dem Rocke hervorzog und das Pflaster vom Auge riß. Thereſe war vor Freude starr und stumm. Er umarmte ſie feurig und sprach: „Vergib, daß ich dich ein wenig geängstet habe! Ich bin so gesund als ein Fisch.“ —

Sie stand noch wie betäubt. Gott im Himmel, rief sie aus, wie kann, wie soll ich dir danken! Ist es denn wirklich wahr? Ich traue kaum meinen Augen.

Franz bewies seine Gesundheit durch fröhliche Luftsprünge.

Böser Bube! sprach sie lachend: was du mich da zwei Mal hinter einander getäuscht hast! Sag' mir nur, wie du auf dieses Mummenspiel gefallen bist!

„Das ging sehr natürlich zu;“ versetzte Franz. „Seit ich in den Krieg ziehen mußte, dacht' ich immer: wird dir wohl deine Thereſe treu und gewogen bleiben? — Es ist mit jungen Weibern ein gefährliches Ding; viele haben den Wahlspruch: aus den Augen, aus dem Sinn! — Diese Sorge wich besonders auf dem ganzen langen Heimwege so wenig von mir, als mein Schatten; und da ich an das nächste Gebüsch vor dem Dorfe kam, so war mir nicht anders, als ob mir eine leise Stimme zuflüsterte: Prüfe Thereſen! — Ich entschloß mich kurz, ging in das Wäldchen und entstellte mich, wie du gesehen hast.“

Höre, liebes Fränzchen, sagte Thereſe, und drohte dabei mit dem Finger, *wenn ich* diesen Spaß recht überlege, so

will er mir nicht ganz gefallen. Du haſt an der Beſtändigkeit meiner Liebe und Treue gezweifelt; das war nicht fein. Doch ſetzen wir auch dieſen Punkt bei Seite, ſo bekümmert es mich dennoch, daß du nun immer denken wirſt, ich liebte dich nur, weil du geſund zurückgekommen biſt, und würde vielleicht nach und nach kalt und lieblos gegen dich geworden ſeyn, wenn du wirklich ein Krüppel geweſen wäreſt. Ja, wahrlich! könnte nur dein eigenes Lebenswohl mit dem Verluſt deiner Geſundheit beſtehen, ſo wollt' ich dich lahm und blind wünſchen, um dir zu zeigen, daß ſich mein Herz deſſen ungeachtet gleich bleibt. —

„Das glaub' ich, gute Seele!“ ſprach Franz, und bat ihr ſeinen Zweifel mit einer Umarmung ab.

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Das Windelkind.

Die herzliche Natürlichkeit dieſer Leute gefiel mir. Ich verglich ſie mit den Karrikaturen, deren Bekanntſchaft ich in der Hauptſtadt gemacht hatte, und es war mir nicht anders, als ob ich in einem großen Irrhauſe geweſen ſey. Aber mein Unſtern gönnte mir das behagliche Landleben nicht, ſondern führte mich ſchon am folgenden Morgen in die verhaßten Mauern zurück.

Thereſe wollte den glücklich überſtandenen Feldzug ihres Mannes mit einer guten Mahlzeit feiern; es war aber im Dorfe nicht alles zu haben, was in ihren Küchenplan gehörte. Sie entſchloß ſich alſo geſchwind zu einer Reiſe nach der Stadt, und ich mußte ſie auf den Gemüſemarkt begleiten.

Hier empfing mich ein Gärtnermädchen, deſſen grüne

Waare auf einem benachbarten Rittergute gewachsen war. Der Besitzer dieses Edelhofes lebte in der Stadt, und ich ward nach verflossener Marktzeit in seine Wohnung abgeliefert, wo ich in sehr schöne Hände kam. Die Frau vom Hause war eine blühende Rose, die man kaum so früh im Garten der Ehe gesucht hätte. Sie schien erst fünfzehn oder sechzehn Sommer alt. Ihren Gemahl sah ich nicht; aber ich hörte bald so von ihm sprechen, wie man von Todten und Abwesenden nicht sprechen soll.

Ein schlankes, lebhaftes Mädchen, dessen Schalksgesicht rabenschwarze Locken umschatteten, sprang plötzlich in's Zimmer und rief: „Emilie, was bin ich erschrocken! Da fällt mir jetzt ein Kalender in die Hand und ich sehe mit Entsetzen, daß unser Isegrimm, unser kategorischer Imperativ, schon übermorgen zurückkommt."

Wen meinst du, Poldine? sprach die schöne Emilie.

„Wie du auch fragst! Wen sonst, als deinen gestrengen Herrn, deinen eifersüchtigen Tyrannen?"

Schwester, Schwester! du weißt, ich höre diese Sprache nicht gern. Uebrigens hast du Recht: ich erwarte übermorgen meinen Mann. Sind dir zwei Monate seiner Abwesenheit so schnell verschwunden, daß dich seine Rückkunft überrascht?

„Allerdings! Angenehme Tage haben Flügel; und ich gestehe, daß es für mich wahre Festtage sind, wenn ich die Argusaugen des Herrn von Nestor nicht über dich wachen sehe und die Ausbrüche seiner argwöhnischen Laune nicht höre."

Laß ihn! Er wird sich in der Folge von der Festigkeit meiner Treue überzeugen und mich nicht mehr betrüben.

„Du hast die Geduld eines Engels; aber durch Sanftmuth und *Schonung* läßt sich ein solcher Grillenfänger

nicht beſſern. Es iſt unbeſchreiblich, was er dich in den wenigen Monaten Eures Eheſtandes ſchon gequält hat! Nein, man muß ihm endlich ein Mal die Stirn bieten, muß ihn wenigſtens lächerlich machen: das fruchtet mehr als Seufzer und Thränen. Gib ihn nur mir in die Kur! Ich ſann längſt auf ein luſtiges Heilmittel, das ich, wenn du mir dabei behülflich biſt, im Augenblicke ſeiner Zurückkunft anwenden will, und ich ſtehe dafür, es ſoll wirken."

Ich bitte, laß mich aus dem Spiele.

„Herzensſchweſter, das iſt unmöglich; denn ſieh, der Spaß beſteht darin, daß dein Herr Gemahl auf ein paar Minuten glauben ſoll, du ſeyſt während ſeiner Abweſenheit in die Wochen gekommen."

Welcher Einfall! Willſt du ihn, der keinen Scherz verſteht, ohne Noth in Wuth ſetzen? Und der Plan deiner Poſſe —

„Iſt folgender: Du legſt dich, ein wenig bleich geſchminkt, in ein ſtattliches Gardinenbett; ich ſitze daneben und wiege eine niedliche Puppe, die ich zu dieſem Behuf im Stillen verfertiget habe."

Luſtig genug! Allein was kann es nützen?

Stoff ſoll es uns geben, ihn zu verſpotten, wenn er ſich täuſchen läßt. Das wird ſeine vorſchnelle, mißtrauiſche Leichtgläubigkeit künftig behutſamer machen."

Leopoldine ließ ihrer geläufigen Zunge keine Ruhe, bis die ſanfte Emilie, des Widerſpruchs müde, zuletzt einwilligte. Es ward alſo an dem Tage, da man den Herrn von Neſtor erwartete, eine förmliche Wochenſtube eingerichtet. Leopoldine windelte ihre Puppe, deren Larve die größte Aehnlichkeit mit dem Geſicht eines neugeborenen Kindes hatte. Sie legte dann den kleinen Balg in eine *zierliche Wiege* und drängte die junge Frau, die ſich bis

auf den letzten Moment sträubte, hinter den Bettvorhang.

Herr von Nestor kam glücklicher Weise nicht am hellen Tage, sondern verspätete sich bis zum Abend, der jeder Augentäuschung günstig ist. Schon war die Wochenstube mit einer umschirmten Kerze matt beleuchtet, als ein Posthorn die Gasse herabschallte, ein Wagen am Hause vorfuhr und eine Zofe zur Thür hereinschrie: der gnädige Herr kommt! Leopoldine flog an ihren Posten bei der Wiege, und nach einer halben Minute dröhnte der Vorsaal unter den barschen Stiefeltritten des Hausherrn. Er riß hastig die Thür auf und öffnete den Mund, um wahrscheinlich seiner Schwägerin einen guten Abend zu bieten; aber plötzlich sah er die Wiege und entsetzte sich darüber so sehr, daß ihm das Wort auf der Zunge starb und er sogar die Pforte seines Mundes wieder zu schließen vergaß. „Still, still!“ rief ihm Leopoldine mit der ernsthaftesten Miene entgegen und winkte mit der Hand, daß er kein Geräusch machen solle. Dabei schwenkte sie geschäftig die Wiege und sang, ohne den auf der Thürschwelle versteinten Mann weiter anzusehen, dieses Liedchen:

Schlaf, Junkerchen, schlafe! Zum Wachen ist's Zeit,
Wenn einst deine Hoheit vom Hausthron gebeut.
Dann wähl' eine Frau, die mit stillem Gemüth
Auf's Wetterglas deiner Aprillaunen sieht.

Die, wenn ihres Jupiters Donner sie schreckt,
Sich scheu wie ein furchtsames Täubchen versteckt,
Und froh, wenn sich wieder ein Sonnenstrahl zeigt,
Wie schmeichelnde Hündlein zur Erde sich beugt.

Die Worte des Priesters: dein Herr soll er seyn!
Schilt täglich und stündlich ins Ohr ihr hinein,
So bist du und bleibst du der Sultan im Haus,
Und spottest *und lachst jeden* Weiberknecht aus.

Indeſſen hatte ſich der Herr v. Neſtor wieder ermannt. Er ſtürzte wild auf die Wiege zu, bückte ſich darüber hin und brummte: Was iſt das!

„Ein Kind, wie Sie ſehen;“ ſprach Leopoldine: „Erheben Sie nur keinen Lärm!“

Ein Kind? rief er heftig: Weſſen Kind?

„Sonderbarer Mann! das Ihrige! Warum toben Sie denn? Sie werden die ſchlummernde Wöchnerin erwecken.“

„Das will ich!“ rief er ſchäumend und riß den Bettvorhang auf. Seine zitternde Frau, die in dieſem Augenblicke ihre muthwillige Schweſter verwünſchen mochte, hatte ſich unter die Betten verborgen; aber er würde ſie gewaltſam hervorgezogen haben, wenn nicht eben zu ihrem Glück die Thür aufgegangen und ihr Vater, ein Greis von dem ehrwürdigſten Anſehn, ins Zimmer getreten wäre.

Neſtor wandte ſich ſchnell, raffte die Puppe aus der Wiege, rannte damit dem Alten entgegen und drückte ſie ihm mit den Worten: „Da! Ihre fromme, tugendbelobte Tochter hat Sie um vier Monate zu früh zum Großvater gemacht!“ in die Arme.

Der Greis ſchüttelte ſchweigend und ernſt den Kopf, trug den ihm aufgedrungenen Enkel an's Licht, hob gelaſſen den Schirm weg und beſchaute das Windelkind. Sogleich fing er an zu lächeln und berührte die wächſernen Wangen mit der Spitze eines Fingers.

„Herr Sohn,“ ſprach er jetzt, „laſſen Sie ſich immer gefallen, dieſes liebe Kind für das Ihrige anzuerkennen. Es iſt zehnmal frömmer als meine Tochter, wird Sie nie durch Geſchrei beunruhigen und Ihnen für Unterhaltung und Erziehung keinen Heller koſten. Sehen und fühlen Sie nur, was es für ein derber Junge iſt!“

Mit dieſen Worten faßte er ſeines Eidams widerſtre-

bende Hand und lenkte sie auf das Puppengesicht. Nestor zog sie schnell und bestürzt zurück, als ob er in glühende Kohlen gegriffen hätte, und starrte mit einer höchst einfältigen Miene den freundlichen Greis an. Länger konnte sich Leopoldine nicht zähmen: sie lachte ganz ausgelassen. Aber ihre Schwester, die indessen das Bett verlassen hatte, erbarmte sich des Beschämten, warf sich ihm an die Brust und sagte bittend: „Verzeih' diesen unschuldigen Scherz, mit dem ich selbst vom Anfange an so wenig zufrieden war, daß ich mich nur ungern dazu bequemte; doch —"

Ja, ja! fiel er ihr, mit einem stechenden Blick auf Leopoldinen, ins Wort: Ich kenne schon die Anstifterin, die ränkevolle Komödiantin!

„Friede und Einigkeit, lieber Nestor!" sprach jetzt der Alte mit einem herzlichen Tone: „Machen Sie zu einer Posse kein so ernsthaftes Gesicht! Uebrigens wünschte ich, alle Komödien wären so belehrend wie diese."

Belehrend? fragte der Murrkopf: Ich gestehe, daß ich keinen Schatten von Moral darin finde.

„Das wundert mich!" versetzte der alte Herr: „Es sollte mir eben nicht schwer werden, eine lange Sittenpredigt daraus zu ziehen; aber ich will Sie damit verschonen, will blos das Thema angeben, und das heißt: Warnung vor den Fantomen der Eifersucht." —

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Ich werde zu einer ewigen Gefangenschaft verurtheilt.

Der Herr von Nestor gelobte Besserung: doch ließ er sich bald von den Irrwischen seiner Fantasie in den alten Sumpf des *häuslichen* Unfriedens zurücklocken. Jeder

Blick, den das arme Weibchen auf die Gasse warf, ward bekrittelt, und bei solchen Gelegenheiten war er in der Wahl seiner Worte so unglücklich, daß er sich oft der niedrigsten Ausdrücke und Schimpfreden bediente; kurz, er ward von Tag zu Tage unartiger, und drohte mit dem abgeschmackten Einfall, die untere Hälfte der Fenster vermauern zu lassen. Emilie litt noch lange mit Geduld; allein das friedlichste Würmchen wehrt sich endlich, wenn es gemißhandelt wird. So fing denn auch sie, von Leopoldinen aufgewiegelt, nach und nach an, ihre Unschuld lebhafter und nachdrücklicher zu vertheidigen und eines Tages sogar von Ehescheidung zu sprechen.

Ich war in der Nähe, als sie zu den Waffen dieser Drohung griff, und sah mit Vergnügen, daß ihr Gemahl, der bisher den täglichen Hauskrieg sehr heldenmäßig und unerschrocken geführt hatte, darüber erbebte. Er suchte zwar seine Bestürzung unter einem erzwungenen Gelächter zu verbergen; allein die fliehende Röthe seiner Wangen ward an ihm zur Verrätherin und er entfernte sich schnell, weil er ganz außer Fassung war.

„Triumph!“ rief Leopoldine: „da haben wir denn mit einem Male den Punkt getroffen, wo unser geharnischter Ritter verwundbar ist! Merke dir das und ziele muthig dahin, sobald er dich wieder befehdet! Doch muß ich dir aufrichtig sagen, daß ich ihn nun mehr als jemals verachte. Alle deine tausend Thränen glitten ohne den geringsten Eindruck von seinem Kieselherzen ab; allein die Furcht, dein eingebrachtes Vermögen wieder herausgeben zu müssen, macht ihn zittern. Pfui über einen solchen Menschen! Er verdiente wirklich die Ehre, daß er von dir zum Propheten erhoben würde.“

Was willst du damit sagen? sprach Emilie.

„Je nun," antwortete Leopoldine lachend, „ich meine, du sollst dich an ihm rächen und seine eifersüchtigen Hirngespinnste als richtige Weissagungen bewähren."

Emilie ward roth und sagte schnell, doch eben nicht unwillig: Schweig!

Seit dieser Stunde änderte sich der Ton im Hause. Der gnädige Herr haderte zwar fort, aber mit mehr Mäßigung und Vorsicht. Man sah offenbar, daß ihm das drohende Schwert über seinem Haupte das Herz beklemmte. Nun war sein Spiel verloren. Emilie schien mit ihrer Schwester in einen gefährlichen Bund gegen ihn zu treten. Sie hatten oft geheime Unterredungen, und dann war immer ein gewisser Lieutenant das dritte Wort. Ich erlauschte so viel, daß er Emilien schon vor ihrer Vermählung geliebt hatte und noch liebte. Er mochte denn wohl auch der fleißigste Correspondent seyn, dessen Briefchen ich alltäglich ankommen und beantworten sah. Leopoldine verwaltete das Postamt, und ein vertrautes Stubenmädchen war Briefträgerin.

Eines Morgens äußerte Emilie gegen ihren Gemahl, daß sie Nachmittags mit ihrer Schwester zum Besuch einer Freundin ausfahren wolle. Ihr Vortrag war weder eine Bitte um Erlaubniß, noch eine bloße Meldung: er hielt zwischen beiden die Mittelstraße. Herr von Nestor runzelte die Stirn; ein barsches Nein schwebte ihm auf den Lippen; doch schnell besann er sich anders und sagte kalt: „Wie dir's gefällt." Emilie war über diese huldreiche Zustimmung sehr vergnügt; mir aber ahnte Unheil: denn ich kannte die Absicht der Schwestern, und ihm las ich in den Augen, daß ein tückischer Gedanke durch sein Gehirn flog. Kurz vor der Abfahrt that Emiliens schöne Hand

einen tiefen Griff in ihr Geldkäſtchen, und warf unter mehrern andern Münzen auch mich in ihren Strickbeutel.

Die Damen ſetzten ſich zu Wagen, fuhren in eine ferne Gegend der Stadt und hielten vor der Wohnung einer alten Matrone, die ſie ſehr höflich und dienſtfertig empfing, ungeachtet beide Schweſtern wenig Umſtände mit ihr machten. Leopoldine erlaubte ſich ſogar, ihr lachend unter die Augen zu ſagen: ihre Zimmer könnten beſſer aufgeräumt ſeyn. Die gute Matrone nahm dieſen Verweis gar nicht übel und blieb ſo freundlich und unterwürfig als zuvor. Emilie ſprach wenig und ſeufzte bisweilen. Der Aufenthalt bei der alten Dame ſchien ſie zu ängſten. Kaum angekommen, wollte ſie wieder fort; allein Leopoldine ſchalt ſie ein furchtſames Kind und feſſelte ſie mit ihrer luſtigen Beredtſamkeit ſo lange, bis ein junger, wohlgebildeter Officier mit eiligen Schritten in's Zimmer trat. Emiliens Geſicht überflog eine Purpurglut; ſie ſchlug die Augen nieder und blieb ihm auf ſeine feurige Verſicherung, daß dieſe heiß erſehnte Stunde die glücklichſte ſeines Lebens ſey, die Antwort ſchuldig. Ihre Schweſter hingegen nahm ſich dieſes Kompliments gar nicht an und ſcherzte ganz unbefangen mit ihm.

Während nun der junge Herr beide Damen beſcheiden und anſtändig unterhielt, lief das Hausmütterchen, mit Erfriſchungsanſtalten beſchäftiget, immer ab und zu, und kramte eben etwas lange in einem Nebenzimmer, als die Thür nach dem Vorſaal, ohne Anklopfen, geöffnet ward. Hui! ſprangen die Damen vom Sopha auf und ſtellten ſich, mit dem Rücken gegen die Thür, an ein Fenſter, um ihr Geſicht nicht ſehen zu laſſen. Der Officier ſagte in franzöſiſcher Sprache: „Erſchrecken Sie nicht! Es iſt *niemand, als ein Aufwärter* aus einer Conditorei, der einige

Teller mit Backwerk bringt.“ Aber auch von diesem Fremdlinge wollten sich die vorsichtigen Schwestern nicht angaffen lassen, und wankten deßhalb nicht aus ihrer Stellung.

„Setz' Er die Teller nur dahin!“ sagte der Officier, und zeigte mit der Hand auf einen Tisch. Der Aufwärter setzte die Teller dahin und sich selbst — auf den nächsten Stuhl.

Starr und steif sah ihn der Lieutenant an, und es war denn auch in der That ein unerhörter Streich, sich im Küchenkamisol, mit Schürze und Zipfelmütze, einer solchen Freiheit und Gleichheit anzumaßen. Aber der unverschämte Mensch blieb sitzen und sah eben so starr und steif den Lieutenant an.

Dieser mochte nun glauben, der Mann mit der Nachtmütze sey eines Trinkgelds gewärtig; er suchte deßhalb ngstlich in allen Taschen und flüsterte mit Erröthen Leopoldinen ein Wörtchen in's Ohr. Sie gab es eben so heimlich weiter an ihre Schwester, die sogleich den Strickbeutel öffnete und mich ergriff. Husch! lief ich durch Leopoldinens und des Lieutenants Finger in des Aufwärters Hand.

Er sah mich, ohne das kleinste Zeichen der Dankbarkeit, einige Sekunden hämisch lachend an und sagte dann mit starker Stimme: „Nun, diesen Gulden will ich zum ewigen Andenken aufheben!“ —

Diese Worte hatten die Wirkung eines unvermutheten Donnerschlags. Emilie und Leopoldine stießen einen Schrei des Entsetzens aus und taumelten mit verhüllten Gesichtern auf den Sopha.

„Kennt Ihr mich?“ sprach der vermummte Herr von Nestor *und rückte mit* raschen Schritten vorwärts. Der

junge Held legte die Hand an den Degen. „Bemühen Sie sich nicht!“ sagte Jener: „Ich wäre wohl ein Thor, wenn ich mir von Ihnen erst das Herz und hintendrein auch den Hals brechen ließe. Nein, nein, wir werden unsere Sache auf eine andere Weise ausmachen.“ — Er stürmte fort und eilte in das benachbarte Haus des Conditors.

„Ist der Spaß gelungen?“ rief Dieser.

„Vollkommen!“ brummte der Herr von Nestor und zog ein seltsames Gesicht, das Vergnügen ausdrücken sollte. „Hier haben Sie Ihre Kleider,“ fuhr er fort, „geben Sie mir die meinigen!“ Der Tausch geschah. Mein Besitzer ging nun in seine Wohnung, grub mit einem scharfen Griffel das Jahr und den Tag des Empfangs in mich ein, legte mich in ein geheimes Fach seines Schreibepults und sagte: „Hier ruhe bis an den jüngsten Tag!“ —

So war denn auf einmal, wenigstens auf eine lange Zeit, meine Laufbahn geschlossen. Emilien sah ich nicht wieder. Sie schied von ihrem Gemahl, und wahrscheinlich mit eben so leichtem Herzen, als der Leser von mir.

II.

Das roſenfarbene Hündchen.

In einer großen deutſchen Hauptſtadt lebte vor undenklichen Jahren ein bejahrter Baron, der geheimer Rath oder — nach der Sprache jener Zeiten — Heimlicher des Fürſten war und ihm in den wichtigſten Reichshändeln mit ſeinem Verſtande diente. Sich ſelbſt aber berieth er deſto ſchlimmer, als er ſich noch im Winter ſeines Lebens auf die Eisbahn der Ehe wagte, um ſeinen uralten Geſchlechtsſtamm, deſſen letzter Sprößling er war, mit friſchen Zweigen zu ſchmücken.

Dieſer ſchlüpfrige Schritt gelingt abgelebten Hageſtolzen ſelten. Unſer Baron ſah ſelbſt im Kreiſe ſeiner Bekanntſchaft einige warnende Beiſpiele. Doch ließ er ſich dadurch nicht ſchrecken; denn jene verunglückten Eisläufer zogen ſich nach ſeiner Meinung ihren Fall durch einen Fehler zu, den er klüglich vermeiden wollte. Sie hatten nämlich ihre jungen Gemahlinnen in der Hauptſtadt gewählt, und er hielt nicht allein ſeinen Wohnort, ſondern alle andere große Reſidenzen für Pflanzſchulen ausſchweifender Weiber. Ob mit Recht oder Unrecht, das wollen wir nicht unterſuchen. Die Damen der Hauptſtädte mögen ihn ſelbſt in jener

Welt darüber zur Rede stellen. Kurz, er war nun einmal dieses Glaubens, und bot deßhalb seine Hand einem armen Fräulein, das auf dem Lande geboren und erzogen war und die Thürme der Fürstenstadt kaum in der Ferne gesehen hatte.

Blandinens ausgezeichnete Schönheit war sein Leitstern in das alte, düstere Schloß ihres Vaters. In der Blüthe des sechszehnten Jahres verband sie mit einem hohen, königlichen Wuchse die schuldlose Anmuth einer arkadischen Hirtin, und war dabei so anspruchlos, wie es die weibliche Schönheit fast nie, und nur dann und wann die Häßlichkeit ist. Ihren Vater liebte sie über alles. Seine Glücksumstände waren eben so verfallen, als die Mauern seiner Burg; die Brautwerbung eines reichen und mächtigen Mannes kam ihm deßhalb sehr erwünscht, und die gute Tochter bedachte sich keinen Augenblick, seiner Zufriedenheit ein Opfer zu bringen. Sie folgte dem Freiherrn ohne Liebe und ohne Haß zum Altare, und er führte sie triumphirend heim. Seine Eitelkeit war stolz darauf, einen solchen Schatz zu besitzen. Aber diese Freude dauerte nicht lange.

Denn alte Männer schöner Frauen
Verfolget ein Gespenst, deß Auge gräßlich glüht,
Das wild und rastlos um sich sieht,
Indem das freundliche Vertrauen,
Der Ehe Schutzgeist, vor ihm flieht.

Auch im Herzen des Barons fing jene Furie bald an zu wirthschaften und alle ihre Schlangen in Bewegung zu setzen. Er hatte nun keine ruhige Stunde mehr und belauerte jeden Blick, den seine Gemahlin erhielt oder aussandte. Sie verging sich mit keinem Gedanken gegen die *Gesetze der ehelichen* Treue, mied sorgfältig allen bösen

Schein und ertrug die eifersüchtigen Beleidigungen ihres Gemahls mit der sanftesten Geduld, die in einem so hohen Grade nur der Unschuld eigen ist. Dennoch fuhr er fort, jeden Schritt und jede Handlung der Armen mit der Strenge eines Kriminalrichters zu untersuchen. Er hätte sie gern den Augen der Welt ganz entzogen und wie eine Gefangene behandelt; allein solche harte Maßregeln ließen sich mit der großen, öffentlichen Rolle, die er in der Stadt und am Hofe spielte, nicht vereinen. Er mußte Gesellschaften annehmen und besuchen. Blandine ward gesehen, bewundert, geliebt.

Die Krone der jungen Ritterschaft, die sich um ihre Gunst bewarb, war Bernhard von Falkenberg. Schön, wie Apoll, schien er dazu geschaffen, der Abgott der Weiber zu seyn. Allein er war es nicht. Sein Verstand und schlichter, gerader Sinn machten ihn zu den Affensprüngen der Geckheit und dem Schlangengezüngel der Schmeichelei ganz unfähig. Diese Künste forderten schon damals — doch vielleicht noch etwas weniger als jetzt — die Damen gewöhnlichen Schlages von der männlichen Jugend, und wer sich darin ungeschickt oder träge finden ließ, den sahen sie über die Achseln an. Bernhard gab ihnen ihre kalten Seitenblicke mit Wucher zurück, und es kam endlich so weit, daß man ihn einen Weiberfeind nannte. Es ist kaum möglich, einem vernünftigen Manne etwas Schlimmeres nachzusagen.

Der junge Ritter widerlegte diese ungerechte Beschuldigung, als Blandine auf dem Schauplatze der großen Welt erschien. Von ihrer kunstlosen Grazie bezaubert, huldigte er öffentlich ihren Reizen, und bot alles auf, ihr zu gefallen.

Wie zitterte dabei ihr alter Ehewächter!
Der mütterlichen Henne gleich,
Wenn ihre jungen Gänslein Töchter,
Die sie gebrütet hat, behend in einen Teich
Zum ersten Mal vor ihren Augen springen
Und lustig mit den Wellen ringen.

So wie sie, um ihre kleine Familie besorgt, am Ufer ängstlich auf und nieder läuft und mit bebender Stimme lockt und warnt, so trippelte der bange Baron, wenn er und seine Gemahlin in einer Assemblee mit dem gefährlichen Ritter zusammentrafen, von einer Stelle zur andern, drängte sich, wo es nur irgend der Wohlstand erlaubte, zwischen Blandinen und ihn, winkte wenigstens, wenn er durch ein unüberwindliches Hinderniß in eine ferne Gegend des Gesellschaftssaales gebannt war, drohend mit den Augen, und zu Hause gab es dann Gardinenpredigten ohne Ende.

„Ach, mein Trauter!“ seufzte das leidende Weib: „warum denkst du so Arges? Sey doch billig und gerecht! Kann und darf ich einem Manne von Stande Schweigen gebieten, wenn er mich anredet? Diese Freiheit ist ja ein Gesellschaftsrecht, das man Jedem zugestehen muß, seine Unterhaltung sey uns angenehm oder nicht. Du siehst, daß ich den Ritter nicht auszeichne. Erlauschtest du je von mir ein Wort oder nur einen Blick, worin ein Keim unerlaubter Neigung sichtbar war? Ich verspreche dir heilig, ihn nie unter vier Augen zu sehen. Bist du mit diesem Gelübde zufrieden?“

Sein Mund sprach ein trocknes Ja; sein Herz sagte Nein. Alle geheime Schildwachen blieben nach wie vor auf ihren Posten. Sie lauerten vergebens: Blandine hielt

Wort und widerstand den häufigen Versuchen des Ritters, sie ohne Zeugen zu sprechen.

Der junge Feuerkopf war gewohnt, den Bogen seiner Unternehmungen so lange zu spannen, bis er brach. Hier verfuhr er nicht anders. Er liebte die Baroneſſe bis zum Wahnsinn, und verschwendete Gold über Gold, um sich Wege zu ihr zu bahnen. Ihre Dienerinnen waren schlau genug, ihm von Zeit zu Zeit mit angenehmen Hoffnungen zu schmeicheln, und erhielten dafür königliche Geschenke. Ueberhaupt stand Jedem, von dem er sich einigen Einfluß auf das Schicksal seiner Liebe versprach, seine Kasse offen. Unglücklicher Weise hielt er die Dame seines Herzens für eitler als sie war; er miethete deßhalb, weil er sie durch Glanz und Aufwand zu blenden glaubte, einen Palast, gab fürstliche Bankette: kurz, er unterließ nichts, was ein rascher Jüngling beginnen kann, den die Liebe zum sinnlosen Verschwender macht. Alles war fruchtlos. Er verſplitterte sein ganzes Vermögen, ohne damit einen Kuß zu gewinnen.

Verarmt bis zum Bettler, verließ er plötzlich, von Spott und Schadenfreude verfolgt, den Tummelplatz seiner Thorheit, um in ausländischen Kriegsdiensten den Tod auf dem Schlachtfelde zu suchen. Mit gesenktem Haupte schlich er auf der Heerstraße fort, dachte seinem Schicksale nach und hörte nicht, was um ihn her vorging, bis er endlich ein wildes Jauchzen vernahm. Es war das Feldgeschrei einiger Bauern, die unfern des Weges Getreide mähten und jetzt ein fliehendes himmelblaues Kaninchen mit Steinwürfen verfolgten. Ihn jammerte die arme Kreatur, und er rief: „Halt!“

Die Bauern bezeigten anfangs keine Luſt, sich in ihrer Jagd stören zu laſſen; doch als er ihnen einen Beutel,

der sein ganzes Vermögen und Reisegeld enthielt, mit erhobener Hand zeigte, ließen sie das Kaninchen laufen und nahten sich mit schnellen Schritten, um das dargebotene Lösegeld in Empfang zu nehmen.

„Warum hetzt ihr dieses schuldlose Geschöpf?“ fragte er sanft.

Die rohen Gesellen lachten ihm ins Gesicht und sagten: Wir hätten gegen dieß Thier gar keine Feindschaft, wenn es uns nur gutwillig sein Fell geben wollte, damit wir es an den Kürschner verkaufen könnten. Doch Euer Beutel ist uns lieber, und so mag es denn seinen Pelz für jetzt noch behalten. —

„Für jetzt nur?“ fiel der Ritter ein: „Ihr wollt ihm also über kurz oder lang auf's neue nach dem Leben trachten? Wie könnt ihr so grausam und habsüchtig seyn! Versprecht mir, dieses wehrlose Thier nie wieder zu verfolgen, und fordert dann, was ich Euch dafür zahlen soll.“

Nicht mehr und nicht weniger, als was Ihr da im Beutel habt! versetzten die Bauern.

„Das wäre gerade mein Alles!“ rief Bernhard: „Wohlan, wir theilen.“

Nein, schrieen die trotzigen Landleute, dieser Vorschlag gilt nichts! Ihr schwenktet Euern Beutel wie eine Friedensfahne empor, und den müßt Ihr uns mit seinem ganzen Inhalt ausliefern, sonst führen wir einen neuen Krieg gegen das Kaninchen und Euch. — Seht, es sitzt noch dort und lauert gleichsam auf den Ausgang der Sache! Wenn Ihr Euch nicht augenblicklich entschließt, Euer Versprechen zu halten, so wollen wir bald mit ihm fertig werden, und dann reden wir noch ein ernsthaftes Wörtchen mit Euch. —

Das Kaninchen faß wirklich in der Weite eines Stein-

wurfs mit hochgespitzten Ohren und hatte die Augen nach dem Platze des Friedenscongresses gerichtet. Es bewegte sich auch dann noch nicht von der Stelle, als seine ungenügsamen Feinde, durch des Ritters Weigerung aufgebracht, schon wieder nach Feldsteinen griffen. Bernhard war in der unangenehmsten Verlegenheit. Er sah, um seinen Schützling zu retten und sich selbst vor einem ungleichen Kampfe mit sechs oder sieben handfesten Männern zu sichern, keinen andern Ausweg, als ihnen den Beutel vor die Füße zu werfen. Indem er dieß that, schlüpfte das Kaninchen in eine Berghöhle. Er konnte sich des Wunsches nicht enthalten, daß es eher so klug gewesen seyn möchte.

Als er sich hierauf in der nächsten Stadt von einigen Kleinoden, die ihm besonders werth waren, getrennt und sie in baares Geld umgesetzt hatte, ging er eilend über die vaterländische Gränze und schwor, seinen Stand und Namen verläugnend, zu der Fahne einer fremden Macht, die eben Krieg führte.

Seines Lebens müde, warf er sich tollkühn ins Waffengetümmel; doch überall floh ihn der Tod. Er bemühte sich, Blandinen zu vergessen; aber ihr Bild wich nicht aus seinem Herzen. Der Kampf mit den Feinden erleichterte ihm zwei Jahre lang den Kampf mit sich selbst; allein es ward Friede, und er hatte nun keine andere Beschäftigung, als an die Geliebte zu denken. Diese Seelenspannung hielt er nicht lange aus. Ein mächtiges Heimweh ergriff ihn. Er forderte seinen Abschied, und begab sich ärmer, als er gekommen war, auf den Rückweg.

Im Hause des geheimen Raths hatte seine plötzliche Flucht aus der Hauptstadt einen doppelten, aber ganz ungleichen Eindruck gemacht. Der Baron frohlockte; Blan-

dine versank in Trauer. — In der Gestalt und unter dem Namen des Mitleidens klopfte die Liebe an ihr Herz, und sie that es ihr willig auf. „Armer, unglücklicher Falkenberg!“ redete sie in Gedanken zu ihm: „Ich bin die Urheberin deines Verderbens. O, wüßt' ich, wo du jetzt, von Mangel und Gram verfolgt, herumirrst, wie gern wollt' ich alles, was mein ist, dahingeben, um dein hartes Schicksal zu lindern!“ — Sie ließ, wenn sie unbeobachtet war, ihren Thränen freien Lauf und forschte geheim nach dem Aufenthalte des Unglücklichen; aber alle ihre Bemühungen waren vergeblich, und sie mußte zuletzt dem allgemein verbreiteten Gerüchte glauben, daß er sein Leben durch Selbstmord geendet habe.

„Den bin ich also los!“ jubelte der Heimliche vor sich: „Er verschläft unter der Erde den Rausch der Liebe; aber, leider! ist mir dadurch wenig geholfen: denn das Heer der Verführer gleicht den Köpfen der Hydra. Wenn Einen der Tod niedermetzelt, erheben sich zehn Andere dafür.“

In einem solchen Selbstgespräche unterbrach ihn eines Tages ein Diener des Fürsten, der ihn eilig rufen ließ und ihm eine Gesandschaftsreise nach Paris auftrug, die er nach wenigen Tagen antreten sollte. Er erschrack darüber so heftig, daß er Seiner Durchlaucht kaum antworten konnte.

„Was fehlt Euch?“ fragte der Fürst: „Ihr erbleicht und zittert, als wäre Euch ein Unglück begegnet! Und ich glaubte in der That, Euch durch diesen Beweis meines Vertrauens zu erfreuen. Sagt mir aufrichtig, was Euch beängstet. Sollte Euch die Reise nach Paris aus irgend einem Grunde unangenehm seyn, so will ich Euch dieselben überheben und sofort einen andern Botschafter ernennen; aber ich gestehe, daß ich darüber in Verlegenheit

bin; denn wo soll ich einen Mann finden, der Eure Klugheit und Treue in sich vereinet?“ —

Dieser fürstlichen Schmeichelei war der Baron nicht gewachsen. Er versicherte mit dem heitersten Gesichte, daß ihn vorhin blos eine körperliche Uebelkeit, die mit dem erhaltenen Auftrage gar nicht in Verbindung stehe, angewandelt habe, und daß er es sich zur höchsten Gnade schätze, für seinen gnädigsten Herrn allenfalls bis ans Ende der Welt zu reisen.

Als er aber des Fürsten Gemach wieder verlassen hatte, wälzte sich ein Gebirge von Sorgen auf sein Herz. Blandine schien ihm reizender als jemals; er zitterte, wenn er sie ansah, und hielt es für unvermeidlich, daß nicht alle Schmetterlinge der Stutzerwelt seine Abwesenheit benutzen und diese liebliche Blume umgaukeln würden. Der Gedanke, sie mit nach Paris zu nehmen, schien ihm anfangs ein sehr glücklicher Einfall; aber er verwarf ihn nach reiferer Ueberlegung: denn Ueppigkeit und Galanterie hatten schon damals ihre Throne dort aufgeschlagen; und die deutschen Wollüstlinge waren gegen ihre Brüder in Paris als Heilige zu betrachten. Er befürchtete deßhalb, aus dem Regen unter die Traufe zu gerathen, und faßte zuletzt den Entschluß, Blandinen zwar zurückzulassen, sie aber aus der Hauptstadt zu entfernen und ihr ein einsames Landgut zur Wohnung anzuweisen. Sie fügte sich ohne Widerspruch in diese Anstalt, und versiegelte auf sein Verlangen ihre Treue mit neuen heiligen Versicherungen.

Doch schwankte noch sein Glaube, wie zuvor;
Drum wandte sich der grillenhafte Thor
An einen Wundermann, dem, nach gemeiner Sage,
Ein *Geisterregiment*, vom Chef und Oberstab

Bis auf den Steckenknecht hinab,
Zu Dienſten ſtand, und dem auf jede Frage
Sein Zauberſpiegel Antwort gab.

„Ich habe,“ ſprach der Rath zum bärtigen Propheten,
„Ich hab' ein Weibchen, jung und fein,
Um deſſen Gunſt zeither viel freche Buhler flehten.
Entdecke mir mit Ja und Nein —
Und ſollte mich das Wort der Wahrheit tödten —
Wird ihre Treue ſtandhaft ſeyn?“ —

Der Meiſter ging in ſeine Zauberkammer,
Und rummelte darin bald ſanft, bald ungeſtüm,
Indeſſen ſchlug das Herz des Freiherrn wie ein Hammer,
Und Kohlen glühten unter ihm.
Nach einer Stunde kam der Alte
Aus ſeinem Heiligthum zurück.
Auf ſeiner Stirn lag Falt' an Falte,
Und ſeiner Augen düſtrer Blick
Weiſſagte wenig Freud' und Glück.

„Sprich!“ rief der Heimliche, „wie lautet deine Kunde?“
Der Hexenmeiſter hob die Achſeln und begann:
„Ich bringe keinen Troſt, der dich erfreuen kann;
Ein Unglück drohet dir und deinem Ehebunde.
Mein Spiegel zeigt mir einen Wandersmann
Im Zimmer deiner Frau mit einem kleinen Hunde:
Er bietet ihr das Thierchen an
Und erntet Kuß auf Kuß dafür von ihrem Munde.“ —

Der Baron erblaßte und war einige Augenblicke ſprachlos. Doch er ermannte ſich bald, ſtampfte zornig mit den Füßen und fuhr den Zauberer an: „Du lügſt, und deine Kunſt iſt Wind! Meine Gemahlin wird ſich nimmer ſo erniedrigen, einem Landſtreicher ſeinen Hund mit Küſſen zu bezahlen. Ich beſorgte, du würdeſt mir ſchlimmere Dinge prophezeihen; aber nun bin ich ruhig.“

So täuſchte er ſich einige Minuten. Als er aber in

seine Wohnung zurückkam und dem Orakelspruche weiter nachsann, schien ihm dessen Erfüllung nicht mehr unmöglich. „Die Weiber“ — begann er mit sich selbst zu sprechen — „fallen bisweilen in seltsame Launen. Blandine hat zwar nie geäußert, daß sie den Hunden besonders gewogen sey; aber wie leicht kann der Wunsch, mit einem solchen Geschöpfe zu tändeln, in ihrer ländlichen Einsamkeit erwachen! Sticht ihr dann gerade eins, das ihr gefällt, in die Augen, so geht vielleicht alles so, wie der Zauberer sagte. — O, die Weiber! die Weiber! Sie wollen und müssen ihren Willen haben und befriedigen ihn um jeden Preis.“ —

Diesem Monolog folgte der wunderbare Entschluß, dem möglichen Gelust seiner Gemahlin zuvorzukommen und sie mit einer so zahlreichen und auserlesenen Hundegesellschaft zu versorgen, daß ihr die Zeit niemals lang werden könnte.

Gedacht, gethan! Er jagte Boten über Boten durch die Stadt, die alle Hundemäkler aufsuchen und ihnen die schönsten und theuersten Kläffer abhandeln mußten. Sie kamen mit Schaaren von Windspielen, Mopsen und Löwenhündchen zurück. Es war ein Gebell und Geheul, daß man sein eigenes Wort nicht hörte. Alle diese unangenehmen Musikanten ließ der Baron in einen Saal bringen, und führte dann seine Gemahlin hinein.

Sie trat auf der Schwelle mit Staunen zurück und sagte lachend: „Was soll das? Haben wir etwa eine Sündfluth zu besorgen? Es sieht gerade so aus, als ob du wie Noah eine Arche bauen und wenigstens alle Gattungen des Hundegeschlechts vom Untergange retten wolltest.“

Retten will ich allerdings; versetzte der Baron: dich

retten, liebe Blandine, von den Anfällen der langen Weile, wenn ich fern von dir bin. —

„Sonderbarer Mann! Wie biſt du auf dieſen Einfall gerathen?“

Ein Traum hat mich darauf geleitet. Er gab mir Nachricht, daß du dich nach einigen niedlichen Schooßhündchen ſehnteſt. Da ich nun jede Gelegenheit, dir ein Vergnügen zu machen, begierig ergreife, ſo ließ ich dieſe Köther, die ich dir hiermit vorzuſtellen die Ehre habe, aus allen Gegenden der Stadt zuſammenholen, und wünſche herzlich, daß einer oder der andere nach deinem Geſchmack ſeyn möge.

„Dein Traum hat dich mit einem loſen Mährchen geneckt. Was er dir erzählte, iſt mir nicht in den Sinn gekommen.“

Kann aber noch geſchehen, mein Liebchen! Träume haben, wie bekannt, die Gabe der Weiſſagung. Wär' es denn auch eben ein Wunder, wenn du dem Beiſpiel anderer Damen folgteſt? Sieht man doch die Baroneſſe Pfau, die Gräfin Wandelſtern und mehrere deiner Freundinnen nie, ohne daß ſie ein Hündchen in ihrem Schooße wiegen, und ich kann mich dabei immer des epigrammatiſchen Gedankens nicht enthalten:

Hier findet man vereint, was ſonſt ſich leicht entzweit:
Hier ruht die Treu' im Schooß der Unbeſtändigkeit. —

„Ei, ſieh doch! Dein poetiſches Talent war mir bis jetzt unbekannt. Soll denn dieſes beißende Epigramm blos jene Damen oder mein ganzes Geſchlecht treffen?“

Das iſt eine Gewiſſensfrage, deren Beantwortung du mir erlaſſen wirſt.

„Nun, ſo ſcheint es doch in der That, als ob der

Pfeil deines Sinngedichts alle Töchter Evens verwunden sollte. Immerhin! Bei mir wenigstens prallt er vom Panzer der Unschuld ab.“

Ich zweifle nicht, liebes Weibchen, und dieser tröstliche Glaube wird mich wie ein guter Engel auf meiner Reise begleiten.

„Was machen wir aber mit dieser Heerde von Hunden?“ —

Dafür ist schon gesorgt. Der Hausmeister wird sie füttern und pflegen lassen, und du wählst unter ihnen von Zeit zu Zeit einen Liebling.

„Eine artige Zumuthung, die Spitze deines Epigramms gegen mich selbst zu richten! Nein, ich werde mich für immer an Einem begnügen und diese Wahl sogleich treffen.“

Uebereile dich nicht! Dazu ist es Zeit, wenn ich fort bin. —

Er trat bald darauf mit schwerem Herzen seine Reise an.

Ungefähr um dieselbe Zeit hatte Bernhard seinen Soldatenrock gegen ein schlechtes bürgerliches Kleid vertauscht und wallte mit raschen Schritten seiner Heimath entgegen.

Er setzte seinen Pilgerstab
Ohn' Abenteuer bis zum Platze,
Wo er den baaren Rest von seinem Reiseschatze
Einst den Kaninchenjägern gab.
Schon war es Nacht; doch lieh der Mond ihm seine Leuchte,
Daß er sich nicht vom rechten Pfad verlor.
Auf einmal hob ein Weib sich aus der Erd' empor.
Das ihm die Hand entgegen reichte.
Geschmückt wie eine Königin,
Begann sie sanft: „Willkommen, edler Ritter,
Willkommen deiner Schuldnerin!
Erinnerst du dich des von einer Bande Schnitter
Gesteinigten Kaninchens, dem du dich
Zum Retter weihtest? — Das war ich. —

Laß dir mein Schicksal kurz erzählen:
Ich bin die Fey Alinoa.
Ein alter Zauberer, den ich mit Abscheu sah,
Kam auf den Einfall, mich zu seiner Braut zu wählen;
Allein ich schickt' ihn bald mit einem Korbe heim,
Und seiner Zärtlichkeit schmackloser Honigseim
Verwandelte sich schnell in Gift und Galle.
Er streckte nun nach mir der Rachsucht Tiegerkralle,
Und sann auf meinen Untergang,
Der freilich ihm nicht ganz gelang;
Doch ließ der Böswicht nicht ab, darnach zu streben,
Bis er zuletzt durch schwarze Kunst mich zwang,
Die Halbscheid jedes Jahrs in Thiergestalt zu leben. —
Die Wahl des Körpers blieb mir Armen freigestellt,
Und ich durchstreifte Wald und Feld,
Als Hirsch und Reh und Wiesel und so weiter;
Kurz, Freund, ich stieg beinah die ganze Stufenleiter
Der Thierwelt auf und ab, und war,
Gehetzt von Schaaren Hund' und Reiter,
Mit Netz und Blei verfolgt, in steter Lebensfahr.
Selbst als Kaninchen reizt' ich Bauern
Zur Jagd auf mich; doch ihre Steinigung
War das erwünschte Ziel von meinen Todesschauern,
Und deine Hülf' entriß mich der Bezauberung;
Denn deren Formel klang: Sie soll so lange dauern,
Bis einst, bewegt durch Mitleid, sich
Ein guter Mensch entschließt, für dich
Mit andern Menschen Streit zu wagen,
Und eigner Nothdurft zu entsagen. —

Das werde nie geschehn, vermuthete mein Feind;
Und freilich konnte das, was für den trautsten Freund
Wohl mancher Mensch nicht thut, ein armes Thier kaum hoffen:
Du aber täuschtest brav des Hexenmeisters Wahn,
Zerstörtest seinen Höllenplan,
Und dafür steht dir nun das Thor des Reichthums offen;
Denn — ohne Stolz und Prahlerei
Sey dieß gesagt! — kein Gnom und keine Fey
Besitzet so wie ich ein Uebermaß von Schätzen.

Ich will die Gold- und Silberlast,
Die du an deines tauben Götzen
Altare blind vergeudet hast,
Im Nu dir hundertfach ersetzen. —

Doch wie? Du schweigst? Kein Wörtchen Dank? —
Mein Antrag war doch gar nicht bitter! —
Ich merke wohl, mein junger Ritter,
Dein Herz ist noch gefährlich krank!
Verzage nicht, es soll gesunden!
Auf! folge mir zu deiner Abgöttin,
Und heilt ihr Balsamkuß nicht deine Herzenswunden,
So schilt mich eine Lügnerin! —

Sie schwand im Hui, wie Blitze flammen,
In einen kleinen Hund zusammen,
Der mit dem weichsten Seidenhaar,
Halb rosenroth, halb weiß, bekleidet war:
Denn Feen lassen sich, indem sie Farben wählen,
Von der Natur nicht gern befehlen.
Bernd hört' und sah bestürzt, doch froh, dieß alles an.
Er ahnete von weitem ihren Plan,
Und hatte Lust zu mancher Zweifelsglosse;
Allein er schwieg, das Hündchen sprang voran,
Und führt' ihn zu Blandinens Schlosse.

Wie ein alter Bekannter lief es keck durch das offne Thor in den Hof und setzte Menschen und Vieh in Erstaunen. Bernhards armseliger Anzug hatte die Kettenhunde (welche den Mann nach seinem Kleide zu behandeln pflegen) aufrührisch gemacht, und wüthend stürzten sie auf ihn los; aber kaum bemerkten sie seinen rosenfarbenen Vorläufer, so wedelten sie friedlich mit den Schwänzen und begrüßten die Ankömmlinge mit einem freudigen Geheul. Knechte und Mägde warfen Eimer und Besen aus den Händen und umringten das bunte Hündchen, das einen Solotanz *auf zwei* Beinen begann. Alle Zuschauer,

die in ihrem Leben keinen ſolchen Künſtler geſehen hatten, erhoben ein lautes Beifallsgeſchrei und lockten damit die Lakaien und Zofen aus dem herrſchaftlichen Schloſſe. Der Tänzer griff ſich jetzt doppelt an. „Ach, ein allerliebſtes Thier!“ rief ein Kammermädchen, und flog die Schloßtreppe wieder hinauf, um die ſeltne Erſcheinung ihrer Gebieterin zu melden.

Einige Wochen früher wäre die Baronin wahrſcheinlich eines Hundes wegen nicht vom Stuhl aufgeſtanden; aber die Vorſicht ihres Gemahls hatte ihr dieſe Gattung von Hausthieren — die in manchen Familien den Rang über den Hausfreunden haben — bekannt und werth gemacht und ſie eilte deßhalb ſogleich an ein Fenſter. Bernhard ſah ſie und bebte, wie von ihrem Anblick geblendet, einige Schritte zurück; aber niemand achtete ſeiner. Man wußte bis jetzt noch nicht, daß er und der Hund Geſellſchafter waren.

Die junge Dame ergötzte ſich an den künſtlichen Sprüngen des kleinen Tänzers; beſonders aber reizte ſie das ſeltene Farbenſpiel ſeines Kleides zum Wunſch einer nähern Bekanntſchaft. Sie befahl, ihn herauf zu holen.

Der abgefertigte Diener lockte mit der Zunge, ſchnalzte mit den Fingern und zeigte ſogar ein Stückchen Zuckerbrod; allein das Hündchen folgte dieſen Einladungen nicht. Da wollte denn der Lakai kurze Umſtände machen und es gleichſam bei den Haaren zur Tafel ziehen; es entſchlüpfte jedoch ſeinen Händen und flüchtete zu dem Ritter, der in der Ferne ſtand und den Hut tief in die Augen gedrückt hatte.

Der Lakai maß ihn von oben bis unten mit verächtlichen Blicken, trat ihm in einer übermüthigen Stellung (*welche dieſer Menſchenart* eigen iſt, wenn ſich ihr ſchim-

mernder Treſſenrock einem abgetragenen Kleide gegenüber befindet) nah auf den Leib und fragte mit einem ſchnaubenden Tone: „Wer ſeyd Ihr?“

Bernhard. Ein Reiſender, der lieber ſogleich weiter gehen, als ſich einem unhöflichen Verhör ausſetzen will.

Lakai. Nun, Ihr ſeht mir doch, wahrlich! nicht ſo aus, als ob Ihr auf große Complimente Anſpruch zu machen hättet! Iſt der Hund Euer?

Bernhard. Das hängt von dem Hunde ab.

Lakai. Spaßvogel! Die gnädige Baronin verlangt ihn zu ſehen.

Bernhard. Ich habe nichts dagegen, wenn er ſich ſehen laſſen will.

Lakai. Darum werd' ich die kleine Beſtie nicht lange fragen.

Er griff nach dem Hündlein; aber es knurrte und wies ihm die Zähne.

Bernhard. Sieht Er? Das Thierchen iſt empfindlich; es will höflich behandelt ſeyn. Er hat es eine Kröte geſchimpft und nun beträgt es ſich auch ſo. Ich werde am Ende wohl ſelbſt mitgehen müſſen.

Lakai. Mit Euch hat die Baronin nichts zu ſprechen.

Bernhard. Meynt Er? Es wäre doch vielleicht nicht das erſte Mal.

Lakai. Ei, wie hätte ſich denn das gefügt! Gab ſie Euch etwa ein Almoſen?

Bernhard. Nein, ſo oft ich ſie auch darum bat.

Lakai. Das wundert mich. Sie iſt ſonſt ſehr wohlthätig.

Bernhard. Gegen mich war ſie es nie.

Lakai. Nun, verlaßt Euch auf mein Wort, ſie ſoll

Euch einen Zehrpfennig schicken. Macht nur, daß ich ihr den Hund zeigen kann und daß er mich nicht beißt.

Bernhard. Ich kann es ihm nicht verbieten; doch, wenn ich mitgehe, wird er fromm seyn.

Lakai. Ihr und Euer Hund seyd ein Paar Narren!

Bernhard. Wir sind doch wohl klüger, als Er denkt.

Lakai. Wirklich? Ha, ha! Kluge Leute gehen nicht betteln. — Doch, ich dünke mich zu gut, mit Euch zu zanken. Folgt mir, damit nur der Kram ein Ende hat, bis ins Vorzimmer.

Bernhard. Da mag Er warten, indessen ich mit der Baronin unter vier Augen spreche.

Lakai. Seyd Ihr wahnsinnig?

Bernhard. Unter vier Augen will ich sie sprechen. Meld' Er ihr das! —

Der Bediente verließ ihn lachend und erstattete der Baronin Bericht. Eine plötzliche Ahnung riß sie an's Fenster; ihre Augen suchten ängstlich den Pilger. Er stand, das Hündchen in den Armen, an eine Mauer gelehnt und sah zu ihr herauf. Sie erkannte ihn auf den ersten Blick und war einer Ohnmacht nahe. „Ja, ich will ihn sehen, den armen Mann!“ sprach sie mit unaufhaltsamen Thränen und der Bediente trat mit Verwunderung ab.

Bernhard erhielt die verlangte Privataudienz bei verschlossenen Thüren; es läßt sich also nichts davon sagen. Der Wohlstand schränkte sie — da der Ritter besonders so übel gekleidet war — auf wenige Minuten ein; in diesen glücklichen Momenten schien er sich aber um zehn Jahre verjüngt zu haben. Eines Kopfes höher kam er zurück und seine Augen funkelten wie Sterne. Alinoa entdeckte sich der Baronin nicht, sondern blieb vor der Hand als Schooßhündchen bei ihr. In dieser Gestalt

wollte sie, als geheime Geschäftsträgerin ihres Freundes, so lange ausharren, bis sie ihm den versprochenen Herzensbalsam verschafft haben würde. Mit unsichtbarer Behendigkeit hatte sie ihm alle Taschen voll Gold gezaubert und er eilte jetzt nach der Hauptstadt, um seine Garderobe dort in einen bessern Stand zu setzen und dann wieder zu kommen.

Aber indem er sich noch unter den Händen seines Schneiders befand, war der Heimliche, von einem fürstlichen Eilboten zurückgerufen, mitten auf der Straße nach Paris umgekehrt und fuhr, was die Pferde laufen konnten, bei Tag und Nacht, um dem Zauberer einen Besuch abzustatten.

„Vater, wie steht's in meinem Hause?" fragte er hastig: „Ich bin zwar nur vierzehn Tage verreis't gewesen: es könnte sich indessen aber doch manches ereignet haben. Ihr versteht mich! Sagt mir geschwind: ist noch alles, wie es seyn soll?" —

Was fragt Ihr mich? entgegnete der beleidigte Graubart ernst und kalt: Meine Kunst ist ja Wind! —

„Schmolle nicht, Väterchen! sprach der Baron: „Ich übereilte mich mit diesem Vorwurf und bitte dich um Verzeihung. Geh, Papachen, schau in deinen Zauberspiegel, und befreie mich sobald als möglich von den Qualen der Ungewißheit! —

So geschmeichelt, ließ sich der weise Mann endlich in sein geheimes Cabinet schieben. Er war dieß Mal mit seinem Hokuspokus bald fertig, kam mit einer triumphirenden Miene zurück und sagte stolz:

Ich that dir's kund,
Und es geschah:
Der Mann und Hund
Sind *glücklich* da. —

„Fluch und Verderben der Treulosen!“ schrie der Baron mit glühenden Augen, rannte wie wahnsinnig fort, und faßte ohne nähere Untersuchung den wilden Entschluß, sein schuldloses Weib lebenslang einzukerkern. Zu diesem Vorhaben schien ihm eine alte, fast zertrümmerte Burg, die er besaß, sehr bequem. Sie lag in einem großen, öden Walde und niemand wohnte darin, als ein alter Schloßvogt, dessen rauhe Gemüthsart und blinder Gehorsam erwarten ließ, daß er zu einer so grausamen That die Hände bieten und schweigen werde.

Um die arme Verurtheilte ohne Aufsehen und Geräusch in dieses Mordnest zu locken, schrieb er an sie mit fast unleserlichen Zügen — denn es sollte scheinen, als ob er mit zitternder Hand die Feder geführt hätte — folgendes Billet: „Von einer tödtlichen Krankheit unter Weges angefallen, konnte ich meine Reise nicht fortsetzen und erreichte kaum lebendig mein Waldschloß. Hier erwarte ich den Tod und sehne mich, von dir Abschied zu nehmen.“ —

Indessen war der Schloßvogt, durch einen reitenden Boten herbeigerufen, erschienen. Sein Herr übergab ihm den Brief, unterrichtete ihn von dessen Inhalt und schloß mit dem Befehl: „Eile damit zu der Schlange, die mein Weib heißt! Sie wird sich sogleich nach der Waldburg aufmachen. Begleite sie, laß sie nicht aus den Augen, und sobald ihr dort ankommt, wirf sie in's Burgverließ, wo sie bei Wasser und Brod ihr Verbrechen bereuen mag!“ —

Sterbebetten prüfen und enthüllen des Menschen Herz. Gemeine Seelen sehen mit heimlichem Vergnügen ihren Widersacher am Rande des Grabes; harte und rachgierige Gemüther vergällen ihm wohl sogar, wenn sich eine Gelegenheit darbietet, die letzten Tropfen aus dem Becher des Lebens: aber der gute Mensch tritt mit Thränen zum

Lager ſeines ſterbenden Feindes, und ſcheidet von ihm am Gränzſtein ſeiner irdiſchen Laufbahn mit dem Handdruck der Verſöhnung. Hieraus läßt ſich folgern, mit welchen Gefühlen die gutherzige Blandine jenes Handbriefchen empfing. Sie las es, den darin gelegten Fallſtrick nicht ahnend, mit dem heftigſten Schrecken. Alle Kränkungen, die ſie von ihrem Gemahl erduldet hatte, waren vergeſſen, und der Gedanke ſeines nahen Todes erſchütterte ſie ſo heftig, als ob ſie der grämliche Mann mit keiner Miene beleidiget und ſie immer liebreich auf den Händen getragen hätte. Sie wartete die Beſpannung ihres Wagens nicht ab, ſondern machte ſich zu Fuß auf den Weg. Das roſenfarbene Hündchen drang ſich ihr zum Begleiter auf, und ſo kam ſie unter der Aufſicht ihres künftigen Kerkermeiſters in der Waldburg an.

Unter Weges hatte der boshafte Heuchler zweideutigen Spott getrieben und mit ſchmeichelnden Worten ihre Thränen gerecht und löblich genannt; jetzt aber zog er plötzlich die Larve ab. Gewaltſam führte er die Beſtürzte, als ſie nach ihrem kranken Gemahl dringend fragte, an die Thür des unterirdiſchen Gefängniſſes und ſprach mit einem gräßlichen Tone: „Dein Gemahl iſt geſund und denkt noch lange zu leben; aber dich, Buhlerin, wollen wir hier lebendig begraben!

Urplötzlich zitterte der Grund,
Auf dem des Schloſſes Mauern ſtanden,
Indeß die Dame und der Hund
Wie Schatten flohen und verſchwanden;
Und durch des Burgverließes Thor
Fuhr eine ſchwarze Fauſt empor,
Die den erſtarrten Schloßvogt packte,
Daß Schulter und Genick ihm knackte.
Sie warf wie einen Federball
Ihn *thurmhoch über* Hof und Wall.

Er brach den Hals zwar nicht, fiel aber in einen trockenen, mit Gras bewachsenen Graben so unsanft, daß er einige Stunden lang ohne Bewußtseyn lag. Indessen hatte sich der Baron, um der Vollstreckung seines Befehls durch den Augenschein gewiß zu werden, in diese Gegend begeben und Knechte und Pferde vor dem Walde zurückgelassen, damit seine Ankunft der Gefangenen nicht bekannt werden sollte.

„Wo ist mein Schloß?“ rief er staunend, als er die Stätte, die es seit Jahrhunderten eingenommen hatte, mit einer Masse nächtlicher Finsterniß bedeckt fand. Dem Tageslichte Trotz bietend, erhob sie sich vor ihm wie eine hohe Wand. Er starrte sie einige Minuten an und wagte keinen Fortschritt. Mit Einem Male sprang in der Mitte derselben ein kleines Pförtchen auf und bot ihm die entzückendste Aussicht in einen paradiesischen Garten, der mit Blumenfeldern, Schattengängen, Springbrunnen und Rosenlauben überflüssig versehen war. Im Hintergrunde prangte ein Lustschloß, dessen Mauern wie gediegenes Silber glänzten.

„Träumt mir denn dieß alles?“ murmelte der Heimliche in seinen Bart und betastete sich: „Nein, ich wache so lebhaft, als man nur wachen kann, und das schöne Blendwerk weicht und wankt nicht. Was soll ich davon denken? — Wollte mir vielleicht der alte Zauberer eine überraschende Freude machen? — Hm! wenn das ganze Wesen nicht über lang oder kurz wie ein Schattenspiel an der Wand verschwindet, so kann ich wohl mein altes Eulennest, das sonst in einer Wildniß hier stand, darüber vergessen! Ich bin neugierig, diese Herrlichkeiten näher zu betrachten. Das wird mir doch wohl auf meinem eigenen Grund und Boden erlaubt seyn.“ —

Wie auf Eiern wandelnd, ging er einige Schritte sehr behutsam und scheu; denn er befürchtete jeden Augenblick, daß der Boden wie eine Fallthür unter ihm einsinken würde. Aber nirgends äußerte sich eine verdächtige Bewegung.

Nun stieg sein Muth mit jedem Schritte.
Schon stand er in des Gartens Mitte
Und rief: „Wie herrlich alles lacht!
Wär's nur nicht Seifenblasenpracht!“

Aus einer nahen Rosenlaube
Bewegte sich mit sanftem Flug
Jetzt eine schwanenweiße Taube,
Die einen Brief im Schnabel trug.
Sie schob das Blatt ihm in die Hände.
„Freund,“ — lautete dieß Meisterstück
Von Kürze — „komm, dir winkt ein Glück!“
Er fand vom Anfang bis zum Ende
Nicht eine Sylbe mehr darin,
Sann eine Weile her und hin,
Wer diese Räthselschrift ihm sende,
Und dachte dann: „Nur Muth gefaßt!
Das wird sich zeigen im Palast!“

Er trat hinein, und ihm entgegen
Ein junges, göttergleiches Weib.
Geschaffen schien ihr zarter Leib,
Den Neid der Venus zu erregen.
Ein wunderprächtiges Gewand
Umfloß des Wuchses schlanke Rebe:
Es funkelte wie Diamant
Und war so dünn wie Spinngewebe.

Daß es kein fest verschloßner Sarg
Der Schönheit war, wie andre Kleider,
Und nicht den kleinsten Reiz verbarg,
Ach, das *erfuhr mit* Schaden, leider!

Der Freiherr bei dem ersten Blick.
Stracks fiel er in der Liebe Strick,
Und gab's durch Seufzen und Verdrehen
Der Augen deutlich zu verstehen.

Der Dame Herz war nicht von Stahl:
Sie horchte seinen Schmeicheleien,
Führt' ihn in einen Marmorsaal,
Bewirthet' ihn mit Leckereien;
Kurz, ganz wie Bräutigam und Braut,
Ward unser Paar zuletzt vertraut,
Und liebetrunken sanken Beide
Hin auf ein Ruhebett von Seide.

Urplötzlich kracht' ein Donnerschlag,
Und in des Buhlers Armen lag
Ein altes Scheusal, eine Schwester
Des Satans, wenn er Schwestern hat.
Sie hielt den Hochbestürzten fester
Als Ketten auf der Lagerstatt,
Und küßt' und küßte sich nicht satt.
Er rang umsonst, sich frei zu machen,
Und hört' indeß ein lautes Lachen.

Dieß beunruhigte ihn um so mehr, da ihm die Stimme nicht fremd war, und sie gehörte denn auch in der That einer sehr bekannten Person: denn als es ihm endlich gelang, der gierigen Kußräuberin seinen Kopf, den sie zwischen ihren beiden krallenartigen Händen hielt, so weit abzukämpfen, daß er ihn ein wenig umdrehen konnte, siehe, da erblickte er seine Gemahlin, die sich fast aus dem Athem lachte. Neben ihr stand Alinoa in höchster Feenmajestät, schwang ein goldnes Stäbchen und rief: „Unhold, verschwinde!“ Sogleich zerfloß die alte, verliebte Hexe wie ein Wölkchen Rauch in der Luft, und der Heimliche sprang mit niedergeschlagenen Augen vom Minnelager auf.

„*Grauer Thor*,“ redete die Fee ihn an, „du bist einer

der verächtlichen Menschen, die sich über Andere zum Splitterrichter aufwerfen und sich selbst alles erlauben! — Deine tugendhafte, von dir der Untreue beschuldigte Gattin widerstand Jahre lang den Lockungen fremder Liebe — du keine Minute. Sie hat bis diesen Augenblick ein reines Gewissen — dich ertappten wir auf der That. — Schäme dich und wage hinfort nicht mehr, sie zu peinigen, sonst zittre vor meiner Rache!“

Während dieses Verweises schlich der Heimliche, ohne sich mit dem kleinsten Laut dagegen zu verantworten, den langen Saal hinab nach der Thür und floh, als er den Damen aus dem Gesichte war, mit möglichster Schnelligkeit durch den Garten in's Freie.

„Er wird nicht lange laufen!“ sprach Alinoa zu Blandinen: „Durch den Nebel der Zukunft seh' ich schon in der Nähe den Tod auf ihn lauern und dich — mit meinem Freunde vermählt, der ganz deine Liebe verdient. — Daß er brav und gutmüthig ist, bewies er, wie ich dir erzählt habe, durch meine Rettung aus den Händen der Bauern: denn Mitleiden gegen Thiere ist eine liebenswürdige Eigenheit schöner Seelen, so wie Grausamkeit gegen sie den rohen, hartherzigen Menschen bezeichnet.“ —

Als sich hierauf die gute Fee noch erklärt hatte, daß der Palast sammt dem Garten ihr Brautgeschenk sey, nahm sie freundlich Abschied und verschwand.

Ihre Weissagungen bestätigten sich bald. Der Schrecken schlug dem Baron in die Glieder und warf ihn auf's Krankenlager, welches er nach wenigen Tagen mit dem Sarge vertauschte. Die junge Wittwe vermählte sich nach abgelegtem Trauerschleier mit dem geliebten Ritter, und fand in seinen Armen eine süße Vergütung aller Leiden, die sie seinetwegen erduldet hatte.

III.

Die Brüder.

Meiſter Klaus, ein reicher Bierbrauer, beſaß in einer der vorzüglichſten und anmuthigſten Städte Deutſchlands eine ſehr lebendige Nahrung, und war in ſeinem Kreiſe eben ſo angeſehen, als weiland in Paris ſein Zunftgenoß, der Bürger-General Santerre, mit welchem die ſpaßhaften deutſchen Zeitungsſchreiber in den erſten Jahren der franzöſiſchen Revolution ihr poſſierliches Feſt hatten.

Ungefähr dreißig Jahre zuvor, ehe wohlgedachter General zum Schwerte griff, ſaß Herr Klaus eines Abends in ſeinem bequemen Lehnſtuhl am Ofen und ſchmauchte ruhig ein Pfeifchen. Ihm zur Seite ſtrickte und nickte ſeine ſchläfrige Gattin. Die Abkömmlinge dieſes Paares, zwei rothbäckige Knaben, erhielt die Furcht vor ihrem ſtrengen Schulherrn noch munter; ſie lernten am Tiſch ihre Lection. So herrſchte wohl eine Stunde lang in der düſtern Wohnſtube dieſer ehrſamen Familie eine tiefe Stille, bis endlich das Geraſſel der Wagen, die vom Schauſpiel zurückfuhren, Gaſſen und Häuſer erſchütterte.

„Iſt das nicht ein Lärm!“ ſagte der wohlgenährte, *phlegmatiſche Braumeiſter*, indem er die rechte Hand ein wenig

erhob und sie sanft in den Schooß zurücksinken ließ. „Das ist wahr," fing er nach einer Pause wieder an, „die großen Herren führen ein köstliches Leben. Ei, wer es doch auch so gut hätte! — Ich bin nun freilich zu alt, um noch in's Paradies der Großen einzugehn; aber euch, ihr Jungen, steht der Weg offen. Alle Schlagbäume, die ihn der Armuth versperren, thun sich dem Golde auf, und ich habe von diesem edlen Metall — dem Himmel und den immer durstigen Kehlen unserer löblichen Bürgerschaft sey Dank! — ein artiges Häufchen für euch gesammelt. Ihr dürft nur noch halb und halb etwas lernen, so kann es euch gar nicht fehlschlagen, vornehme Herren zu werden." —

Das war längst mein Vorsatz, lieber Vater! sprach der kluge Karl: Ich studiere —

„Nur allenfalls bis an den Hals, mein Sohn!" fiel ihm der Vater lächelnd ins Wort: „Wenn der Beutel voll ist, kann der Kopf leer seyn; man kommt dennoch fort." —

Desto besser! rief Karl: Kurz, ich studiere, werde Hofrath oder gar Minister, und fahre in einer prächtigen Kutsche.

„Potz tausend, das möcht' ich erleben! — Und du, Heinrich, wirst auch nicht immer auf den Hefen sitzen. Wie hoch steigst denn du?" —

Steigen ist gefährlich; antwortete Heinrich: Ich will lieber auf der Erde bleiben und zum Pfluge greifen. Mir gefällt das Landleben: ich werd' ein Bauer.

„Einfältiger Junge!" zürnte der Vater: „Hegst du immer und ewig so gemeine Gedanken?" —

Karl sah seinen Bruder an und lachte höhnisch. Die Mutter war indessen erwacht, legte das Strickzeug bei Seite, schlug die Hände zusammen und sagte mit einem weinerlichen Tone: „Heinrich, ich bitte dich, laß mich solche

Worte nicht hören! Du bringst mich damit unter die Erde. — was hab' ich mich, seit du auf der Welt bist, über dein bäurisches Thun und Wesen geärgert! Wenn wir manchmal Sonntags auf's Land fuhren, und du warst noch so reinlich gekleidet, noch so zierlich frisirt und gepudert, da krochst du in Küh- und Pferde-Ställen herum, spieltest mit Knechten und Mägden Verstecken und Haschmännchen, kamst wild und unsauber zurück, wie ein Strauchdieb, und deinen schönen Haarbeutel mußten wir gemeiniglich auf dem Düngerhaufen suchen. Aber der wohlgezogene Karl blieb fein bei uns in der Stube, und ging und stand so gerade wie eine Kerze, und mit den Füßen auswärts wie ein junger Cavalier. Sein liebster Platz war immer da, wo Advokaten und andere angesehene Leute saßen und sich von Prozessen oder Staatssachen unterhielten. Stunden lang stand er oft wie angenagelt und hörte mit beiden Ohren zu. Das gefiel den Herren gar wohl. Sie streichelten ihm fleißig die Backen und sagten: Ein lehrbegieriger Knabe, an dem die werthen Aeltern viel Ehre und Freude erleben werden." —

Ja, liebes Mütterchen, versetzte Heinrich, das hab' ich wohl selbst gehört; aber wer sagte denn so? Niemand, als der alte Trunkenbold, der Advokat Zapf, weil er dem Vater fünfzig oder hundert Thaler für Bier schuldig war. Alle Andere sahen das horchende Karlchen mit scheelen Blicken an und murrten bisweilen ziemlich laut: Ein naseweiser Junge, der sich überall zudrängt, überall den Mund aufsperrt! —

„Schweig!" schmälte der Vater: „Wer zu rechter Zeit den Mund öffnet, dem fliegt die gebratene Taube des Glücks hinein. — Wenn Karl einst ein Rittergut besitzt, wirst du dich in einem seiner Dörfer auf einer elenden Bauer-

hufe placken und bei ihm Frohndienste thun! — Nun kein Wort weiter und zu Bett!“ —

Karl stand damals im zwölften, Heinrich im eilften Jahre. Der letztere blieb auch in der Folge, so oft sein Bruder neue Schlösser in die Luft baute, ein Lobredner des Landlebens, und machte sich dadurch zu einem Dorn im Auge des Vaters: denn dieser übermüthige Mann hatte mit mehrern wohlhabenden Handwerkern den hohen Dünkel gemein, daß der bürgerliche Nährstand, dem er selbst doch alles verdankte, für seine Kinder zu schlecht sey. Sie sollten ihn durchaus zum Stammvater einer vornehmen Nachkommenschaft machen. Nun aber wollte der Jüngere gar noch eine Stufe tiefer, als er geboren war, hinabsteigen: mußte das einen reichen, um den Glanz seines Hauses besorgten Braumeister nicht ärgern?

Ungefähr ein Jahr später nahm er die Knaben ernstlich in's Verhör und forderte von ihnen eine bestimmte Erklärung, welchen Stand sie ergreifen wollten. Beide waren noch ganz so wie ehemals gesinnt. Darüber ward die kleine künftige Excellenz höchlich gelobt und der bescheidene Liebhaber der Landwirthschaft bitter getadelt. Nach vertobtem Sturm erfolgte jedoch der väterliche Ausspruch: daß Einer wie der Andere seinen Willen haben solle. Wer sich gut bette, der werde gut schlafen. —

Bald darauf brachte der Meister seinen Lieblingssohn in die berühmte Schule zu M**, die seit Jahrhunderten viel gelehrte Männer, aber noch weit mehr pedantische Dümmlinge gezogen hat.

Mit dem verachteten Heinrich wurden weniger Umstände gemacht. Man übergab ihn, ohne lange Wahl, einem der nächsten Landwirthe, welcher ein großes fürstliches *Kammergut in Pacht* hatte. Glücklicher Weise fiel der

Knabe in gute Hände. Der Pachter Grünberg war ein wackerer Mann, der sein Fach vollkommen verstand.

Die Schule, worin Karl zum Staatsminister gebildet werden sollte, war vormals ein Kloster gewesen, und noch jetzt einem Kloster nicht unähnlich. Ihre finstern Mauern trennten ein wildes Völkchen, das aus mehr als hundert Köpfen bestand, von der ganzen übrigen Welt. Ein solcher Mönchszwinger ist der fruchtbarste Boden für jedes nur denkbare moralische Unkraut. Die Lehrer (unter welchen sich ein schwachsinniger Greis befand, der ein öffentlicher Kinderspott war) konnten nur den geringsten Theil davon dämpfen; denn nach der uralten Einrichtung waren die Zöglinge, außer den Unterrichts- und Speisestunden, sich selbst überlassen. Sittliche Bildung — die doch wohl der höchste Zweck jeder Erziehungsanstalt seyn sollte — fand also hier gar nicht Statt.

Den obern Schülern lag zwar ob, auf Zucht und Ordnung zu sehen: wie kann aber ein Blinder dem andern den Weg weisen? — Diese leidigen Aufseher waren sogar selbst die Stifter des schlimmsten Unfugs. Sie beherrschten, wie unumschränkte Sultane, die niedern Klassen, und ahndeten oft den kleinsten Fehler eines verhaßten Untergebenen mit grausamen Züchtigungen, welche seine Gesundheit zerstörten. Die Lehrer erfuhren dergleichen Bubenstücke nicht, weil es kein Gemißhandelter wagen durfte, bei ihnen Klage zu führen. Er wäre vor der Rache jener Barbaren seines Lebens nicht sicher gewesen; und so befanden sie sich im ruhigen Besitz eines Privilegiums de non appellando.

Manche dieser Schulkönige pflegten jedes Eigenthum des kleinern Volks als ihre Beute zu betrachten. Sie raubten *zwar nichts gewaltsam;* aber durch Anleihen, welche der

Schrecken vor ihrer Gewalt zu wahren Zwangsanleihen machte, verschafften sie sich alles, was ihnen gefiel und brauchten es so schamlos, daß mancher Knabe, den seine Aeltern reichlich ausgestattet hatten, wie ein Bettler herumging, indem die hochgebietenden Herren mit seinen Kleidern so lange prunkten, bis sie zerrissen waren.

Außerdem übten auch sämmtliche Glieder der ersten Klasse gegen die vierte und einen Theil der dritten Klasse ein verjährtes Dienstzwangsrecht aus, und verfuhren dabei mit einem so frechen und empörenden Uebermuth, als ob sie erkaufte Sklaven vor sich hätten. Wenn sie eines Fröhners bedurften, traten sie an die Thür ihrer Zelle und riefen aus vollem Halse: „Komm Einer her!“ — Plötzlich flogen auf dem ganzen Corridor — dort Tabulat genannt — alle Zellen auf; die dienstbaren Geister stürzten heraus, versammelten sich im Sprunge um ihren Gebieter und erwarteten in stiller Demuth seinen hohen Befehl. Er übersah sie lange mit stolzem, wählendem Blick und schrie bisweilen, wenn er einen oder den andern vermißte, mit dreifach stärkerer Stimme als zuvor! „Ist Keiner mehr da?“ — Wehe dem, der nun erst erschien! Er ward für sein ungehorsames Ausbleiben mit Backenstreichen bestraft und mußte fröhnen. Außer diesem Falle traf gemeiniglich das Loos den, welcher sich im Wettlaufe nicht stark genug angegriffen hatte und der Letzte am Ziel gewesen war. So hielt oft Ein müßiger Herrscherling acht bis zwölf Knaben eine halbe Viertelstunde lang vom Studieren ab, und kaum war er befriediget, so brüllte wieder ein anderer: „Komm Einer her!“ —

Dieses treue Gemälde des damaligen Schuldespotismus in M** (der sogar noch vor zwanzig Jahren eben so eisern war *und nur* seitdem ein wenig gemildert worden

seyn mag) ließe sich viel weiter ausführen; aber diese wenigen Striche sind schon hinreichend, um die Verbildung zu erklären, welche wir an Karls Geist und Körper in der Folge wahrnehmen werden. Freilich hatte auch die Lehrart, welche zu seiner Zeit in M** üblich war, an seiner geistigen Verkrüppelung Theil, und es ist deßhalb nöthig, ein paar Worte davon zu sagen.

Latein und Griechisch ward vom Morgen bis in die Nacht getrieben: aber, leider! beschäftigte man sich, bei Erklärung der Schriftsteller in beiden Sprachen, bloß mit der Schale der Worte, und ließ den Kern der Sachen unberührt. Geschichtkunde und Erdbeschreibung waren in die untern Klassen verwiesen. Hier trug man sie nach einem magern Lehrbüchlein trocken vor, und es lag wenig daran, ob die Knaben etwas davon begriffen oder nicht. Die lebenden Sprachen, besonders die arme Muttersprache, behandelte man vollends verächtlich. Letztere ward gar nicht gelehrt; denn man glaubte, jeder Bauer verstehe sie, und das glaubt mancher lateinische Schulmeister bis auf den heutigen Tag. — Sie ward sogar gehaßt und verfolgt. Einige pedantische Lehrer* hielten es für ein Verbrechen, ein deutsches Buch zu lesen, wenn auch dessen Inhalt und Vortrag noch so unschuldig und meisterhaft waren. Wer sich dabei ertappen ließ, den schnaubten sie grimmig an und schalten ihn einen deutschen Michel; denn die neuern Spottnamen: Schöngeist und Belletrist, waren damals noch nicht in der Mode.

* Man vergesse nicht, daß der Zeitpunkt, von dem wir hier reden, das sechste Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts ist; denn der Verfasser möchte nicht gern den Vorwurf auf sich laden, daß er die vortrefflichen Männer, *welche in spätern* Zeiten den Lehrstuhl betraten, gegen *seine eigene bessere* Ueberzeugung tadle.

Naturgeschichte, Naturlehre und mehrere Wissenschaften, welche im thätigen Leben nützlich und unentbehrlich sind, kannte man kaum dem Namen nach. Die Denkkraft der jungen Seelen ward nicht entwickelt. Mit Einem Worte: der Unterricht war mangelhaft und nicht zweckmäßig, um einen brauchbaren Weltbürger zu bilden.

Dennoch mußte Karl in diesem Erziehungskloster sechs volle Jahre aushalten, und verlor also den Lenz seines Lebens beinahe ganz ohne Nutzen.

Da er einen sehr geringen Vorrath von Kenntnissen aus dem väterlichen Hause mitbrachte und kein besonders fähiger Kopf war, so stieg er nur mit Schneckenschritten von der untersten Stufe der Dienstbarkeit zu der Herrenbank empor. Nach seinem Vater geartet, war er ein etwas träger und schwerfälliger Mensch: die Frohnarbeiten, welche er Anfangs leisten mußte, fielen ihm deßhalb sehr beschwerlich. Aber die hohen Befehlshaber achteten das nicht, sondern gönnten ihm um so weniger Ruhe, weil sie, wie gesagt, den Grundsatz hatten, ihre langsamen und unthätigen Diener am meisten zu tummeln. Bei diesen Plackerien labte sich jedoch seine Alltagsseele an der angenehmen Aussicht, in Zukunft wieder placken zu können; und er ließ sich wirklich, als er das gebieterische: Komm Einer her! plärren durfte, wie ein König bedienen.

Das war aber auch die ganze Summe seiner Glückseligkeit. Uebrigens verfloß die Rosenzeit seines Lebens sehr traurig. Die Natur hatte nicht für ihn ein Füllhorn von Anmuth und Schönheit über jene Gegend ausgeschüttet: er war ein Gefangener, der nur den grünen Rücken eines fernen Berges und die Rasenplätzchen eines nahen Kirchhofs aus dem Fenster sah. Doch, zur Steuer der Wahrheit müssen *wir bekennen*, daß er jeden Sommer einige

Mal, nebst allen seinen Mitgefangenen, ausgeführt ward. So erfuhr er denn auch, daß es Sommer war, und er ward desto fühlbarer davon überzeugt, da der Spaziergang in den heißesten Mittagsstunden begann.

Außer dieser kleinen Abwechselung war sein Leben ein ewiges Einerlei, das von Woche zu Woche, wie der blinde Gaul, der eine Mühle treibt, seine alte Bahn ging. Immer dieselben Lehr- und Spielstunden, immer dieselben Gesichter und Speisen, immer derselbe Umgang und Schulwitz. —

Rasch und frei, wie der Wind, der über ein Blachfeld streicht, lebte und webte indessen sein Bruder in der Heimath der Natur, und machte sich mit ihr und ihren Schöpfungen bekannt. Feld-, Wein- und Gartenbaue, Viehzucht und Forstwesen beschäftigten ihn täglich vom ersten Hahnenschrei an. Doch trieb er die Landwirthschaft nicht so handwerksmäßig wie der Ackermann, sondern studierte sie, sammt allen dazu dienlichen Hülfswissenschaften; denn sein Principal wollte ihm so wohl, daß er ihn an dem Unterrichte seines Sohnes, dem er einen eigenen geschickten Lehrer hielt, Theil nehmen ließ.

Die Wirthschaftsgebäude des Kammergutes lagen kaum tausend Schritte vor der Stadt: es fehlte daher unserm Heinrich nie an Gelegenheit, mit gebildeten und gesitteten Leuten umzugehen. Der Pachter liebte selbst die Geselligkeit und stand mit einigen verständigen Männern in freundschaftlicher Verbindung. Sie kamen oft, um einen Abend mit ihm zu verplaudern. Ihre Gespräche waren ein Schatz von Erfahrung, Lebensweisheit und Menschenkenntniß. Heinrich (der als Sohn vom Hause behandelt und von keiner Gesellschaft ausgeschlossen ward) lernte daraus mehr Weltklugheit in sechs Stunden, als Karl, der Bücherwurm, *in eben so viel Jahren* erlangte. —

Dieser hatte, wie es auf Schulen gewöhnlich ist, eine Legion Freunde und Dutzbrüder. Er war Jedermanns Freund, und also — Niemands Freund. So ging es ihm wieder. Heinrich hingegen zerstückte sein Herz nicht in hundert Theilchen; er gab es einem guten, unverdorbenen Jüngling ganz, und gewann damit auf Lebenszeit einen wahren Freund von unerschütterlicher Treue. Dieser Jonathan war Grünbergs Sohn, welcher mit ihm in gleichem Alter stand. Sie wechselten alle ihre kleinen Geheimnisse gegen einander aus; Keiner genoß ohne des Andern Theilnahme das geringste Vergnügen; kurz, sie waren Damon und Pythias; Ein Herz und Eine Seele.

Der junge Grünberg hatte eine Schwester, die ein Kind von zehn Jahren war, als Heinrich ihr Hausgenoß ward. Man nannte sie allgemein den kleinen Engel; denn sie war eben so gut, als schön. Das Gesinde hätte für Malchen das Leben gelassen, weil sie immer, wenn eins oder das andere einen Fehler begangen hatte, den Zorn ihres Vaters durch Fürbitten entwaffnete, und oft, um ein drohendes Ungewitter abzuleiten, ihres Taschengeldes nicht schonte. Manches von den Mägden zerbrochene Geschirr ward heimlich damit wieder angeschafft, ehe darüber eine Nachfrage entstand.

Heinrich — welcher selbst der Schutzgeist der Dienstboten im väterlichen Hause gewesen war und seinem Bruder, dem Aufpasser und Ankläger, entgegengearbeitet hatte — liebte das sanfte Mädchen wie eine leibliche Schwester, und erwies ihr jede Gefälligkeit, deren Wunsch er ihren blauen Augen absehen konnte. Der Einklang ihrer Herzen vereinte sie zu jugendlichen Spielen, und ehe sie sich's in spätern Jahren versahen, spielte die Liebe mit ihnen.

Man erwarte hier nicht die Geschichte der ersten Spu-

ren und weitern Fortschritte ihrer gegenseitigen Neigung. Dergleichen Tagebücher der Zärtlichkeit findet man zum Ueberfluß in Romanen, wo sie bisweilen mit einer so gewissenhaften und einschläfernden Ausführlichkeit verfaßt sind, daß die Leser dem Herrn Journalisten wenig Dank dafür wissen. Uns ist Heinrichs frühe Liebe bloß darum wichtig, weil sie auf sein Gemüth einen vortheilhaften Einfluß hatte. Sie machte sein Herz gefühlvoll und biegsam, veredelte seine Sitten, gab ihm leichten Muth und Frohsinn, und war ihm ein Sporn zum Wohlverhalten und zur Thätigkeit. Die Richtschnur aller seiner Handlungen war das Bestreben, Malchen zu gefallen, und jedes Geschäft versüßte ihm die Hoffnung, daß einst ihr Besitz der Lohn seines Fleißes seyn werde.

Dieser Rosenweg zur Kultur war seinem Bruder verschlossen. In den Ringmauern seines Klosters sah er vom schönen Geschlecht nur häßliche Ruinen: ein paar alte Weiber, die zur Darstellung der Hexenscenen im Macbeth vortrefflich gepaßt hätten, sich aber hier der dürren Rosse, welche in der Walpurgisnacht von Unholdinnen auf den Blocksberg geritten werden, bloß zur Reinigung der Schulgebäude bedienten. Von diesen Damen konnte doch der arme Mensch den guten Ton der Gesellschaft nicht lernen. Ueberhaupt gebrach es ihm ganz an Gelegenheit, den Rost gemeiner Sitten (der sich im väterlichen Brauhause stark bei ihm angelegt hatte) abzuschleifen und sich einen gefälligen Anstand eigen zu machen. Die todten Buchstaben seiner Bücher waren nicht fähig, einen geschmeidigen Weltmann aus ihm zu bilden, und der Umgang mit sittenlosen Kameraden, auf den er bloß eingeschränkt war, beförderte vollends seine Verwilderung.

Die schädlichen und nützlichen Folgen, welche aus den

so ganz verschiedenen Erziehungs- und Lebensarten beider Brüder nothwendig entspringen mußten, fielen Jedem in die Augen, der sie dann, als sie nach einer sechsjährigen Trennung im väterlichen Hause wieder zusammentrafen, mit einander verglich. Heinrich war ein blühender, gelenker Jüngling, der sich in Gesellschaften fein und anständig benahm, über alles, was nicht ganz außer seinem Gesichtskreise lag, mit Sachkenntniß sprach, und Königen und Kaiser ohne Schüchternheit Rede gestanden hätte. Karl hingegen kam aus seinen engen und unsaubern Klosterzellen als ein bleicher Siechling zurück, und war scheu wie ein Pferd, das in einem finstern Stalle lange gestanden hat und nun plötzlich das Tageslicht sieht. Er kroch, wenn ihn ein Fremder, besonders ein Mann von Stande, anredete, rückwärts wie ein Krebs, und floh gesellige Kreise, weil er sich darin nicht zu betragen wußte, und jeden Augenblick eine Unschicklichkeit beging, die ihn dem Spott aussetzte und seine Wange mit Schamröthe übergoß.

Bei dem allen strotzte der junge Herr von Eigendünkel und Schulstolz, weil er weit und breit der einzige Tausendkünstler war, der die brodlose Fertigkeit besaß, lateinische und griechische Verse zusammenzuleimen. Mehr that er dabei nicht; denn es waren fremde, dem Horaz und Homer ausgerauste Federn, mit denen er sich, wie die in der Fabelwelt unsterbliche Krähe, schmückte. Auf dieses ärmliche Flickwerk pochte er aber so gewaltig, daß er alle Menschen, die für seine todte Gelehrsamkeit keinen Sinn hatten — und deren Name war Legion — mit Verachtung ansah. Uebrigens kümmerte sich der junge Schulfuchs darüber nicht, daß er so wenig, als Bürgers Abt, verstand, mit lateinischen und griechischen Brocken einen Hund vom Ofen zu locken. Der alltäglichste Weltlauf

war ihm ein Räthsel; die gemeinsten Dinge klangen ihm wie Namen böhmischer Dörfer. Mit dieser Unwissenheit prahlte er sogar, und oft hörte man ihn sagen: der Gelehrte müsse sich mit solchen Kleinigkeiten nicht abgeben, sondern sie dem rohen, unstudirten Haufen überlassen. Er stichelte damit auf seinen Bruder, und warf ihm, wenn er eben gegenwärtig war, einen hämischen Seitenblick zu.

Nach einem kurzen Aufenthalte im väterlichen Hause bezog er die Universität zu L**, und schrieb sich in den Hörsälen der Rechtslehrer die Finger lahm. Den trockensten Katheder-spaß — womit damals verschiedene Professoren die Studenten in ihre Collegia zu kirren suchten — trug er in seine Hefte; denn es mangelte ihm an Beurtheilungskraft, die Spreu von den Körnern zu sondern. Er stapelte ungeheure Vorräthe von juristischer Weisheit und Thorheit auf, lebte übrigens — nach der Manier der Engländer, die zwar fremde Länder bereisen, dort aber mit niemand, als mit ihren Landsleuten umgehen — unter seinen alten Schulfreunden fort, und fand ihre hundert Mal aufgewärmten witzigen Einfälle so behaglich, daß er keinen bessern Gesellschaftsgenuß verlangte. So blieb er nach wie vor ein düstrer, pedantischer Stubengelehrter, und gleichsam ein Fremdling auf Erden; denn er wußte von den bekanntesten Sachen, worüber ihn jedes Kind hätte belehren können, noch immer kein Wort. Seine Reisen auf die benachbarten Bierdörfer gaben wenig nützliche Ausbeute von Erfahrung und Menschenkenntniß, und ihm war auch alles, was unter dem Monde geschah, so gleichgültig, daß er nicht einmal Zeitungen las.

Indem er auf solche Weise sein Leben bei offenen Augen verträumte, sah sich sein Bruder ganz anders in der Welt um. *Vater Grünberg* war durch den Segen einiger frucht-

baren Jahre ein so reicher Mann geworden, daß er einen alten Lieblingsgedanken, seinen Sohn auf Reisen gehen zu lassen, mit Bequemlichkeit ausführen konnte. Da der Hauptzweck dabei war, daß der Jüngling den Horizont seiner landwirthschaftlichen Kenntnisse erweitern sollte, so beschloß der Vater, ihn nach England und in die Schweiz zu senden. Er wußte zwar, daß eine Reise durch diese Länder mehr Aufwand, als jede andere von gleichem Umfang erfordere; allein dieß störte ihn so wenig in seinem Plane, daß er sogar unserm Heinrich antrug, kostenfrei mitzureisen, damit sein Sohn, wenn ihm unter Weges ein Unglück begegnete, nicht rathlos wäre, und immer einen sichern und treuen Freund um sich hätte.

Einem schwärmerischen Romanenhelden wäre das Ansinnen, sich auf einige Jahre von seiner Trauten zu trennen, ein Donnerschlag gewesen; aber Heinrich nahm den Vorschlag des guten Alten mit der lebhaftesten Dankbarkeit an. Ihm schien es ein sehr reizendes Glück, an der Seite seines Busenfreundes das Meer und die Alpen, und das Thun und Wesen der Menschen unter fernen Himmelsstrichen zu sehen. Der Gedanke, daß er indessen Malchens Umgang entbehren müsse, fiel ihm freilich auch schnell und schwer auf's Herz; allein er milderte dessen Druck durch die Vorstellung: daß er sich, durch den Gewinn neuer Kenntnisse, zu einem vollkommenen Landwirth bilden, und dann um so mehr im Stande seyn werde, dem geliebten Mädchen ein glückliches und sorgenloses Leben zu bereiten.

Die Freunde reisten also mit einander ab, legten die ihnen vorgeschriebene Bahn mit Nutzen und Vergnügen zurück, und kamen in ihrem Vaterlande ungefähr um dieselbe Zeit wieder an, als Karl, nach überstandenem Examen, die hohe Schule verließ.

Jetzt fiel der Contrast, den beide Brüder an Körper und Geist gegen einander darstellten, mehr als jemals auf. Heinrich, ein fast vollendeter Weltmann, war die Seele seiner Gesellschaften, und man drängte sich zu ihm, weil er angenehm und belehrend zu unterhalten verstand. Aber welche traurige Figur machte dagegen der hölzerne Student! Er wußte durchaus von nichts als Prozessen zu sprechen, und seine Beredtsamkeit in diesem Fache war unausstehlich. Mit allen Menschen, die ihm in den Wurf kamen, sprach er davon, ohne auf Geschlecht und Stand Rücksicht zu nehmen. Doch gab er den Damen mitunter auch einen Professorschwank zum Besten, und sagte sie bisweilen — weil der Witz dieser Herren gemeiniglich etwas derb und ungesittet ausfiel — noch weiter damit, als mit seinen Läuterungen und Appellationen. So machte er sich überall zu einem unleidlichen Gesellschafter. Jedermann floh sein langweiliges Geschwätz. Höchstens ergötzten sich etwa ein paar alte, versauerte Advokaten daran. Aber sein aufmerksamster Zuhörer war sein Vater. Er hielt die Salbadereien des jungen Pedanten für goldene Aepfel in silbernen Schalen, und ereiferte sich oft, wenn die Gesellschaft, in anmuthigere Gespräche verwickelt, nicht darauf Acht gab, so heftig darüber, daß er, mit der Hand auf den Tisch schlagend, ausrief: „Still! Mein Sohn spricht!“

Dagegen behandelte der verblendete Mann seinen jüngern, trefflichen Sohn mit einem ungerechten Kaltsinn, und schmollte noch immer darüber, daß er nicht auch ein gelehrtes Orakel, wie sein Bruder, geworden war. Diesem Liebling bezeigte er einen so hohen Grad von Verehrung, daß er sich dadurch bei allen vernünftigen Leuten lächerlich machte. Sobald der juristische Papagei zu *plaudern begann, blitzten* die Augen des schwachen Greises vor

Freude; er sah mit einer triumphirenden Miene umher und vergaß in diesen genußreichen Momenten alle Unglücksfälle, die ihn kurz vorher, ehe der Trost seines Alters von der Universität zurück kam, schnell hinter einander betroffen hatten. Er verlor in Einer Woche seine Gattin durch den Tod, und sein ganzes baares Vermögen durch den Bankerott einer Handelsgesellschaft. So ward denn plötzlich die goldene Treppe eingestürzt, auf welcher Karl bis zu den Stufen des Fürstenthrones emporsteigen sollte, und Meister Klaus, ehedem der Crösus seiner Gilde, besaß nun nichts mehr als sein großes Brauhaus.

Aber auch dieses ward jetzt, da er sich kaum von jenen Schlägen ein wenig erholt hatte, durch eine nächtliche Feuersbrunst in einen Steinhaufen verwandelt.

Heinrich, der sich noch bei der Grünbergischen Familie aufhielt, flog sogleich, als er vom Brande Nachricht bekam, in die Stadt, und fand seinen Vater und Bruder im Hause eines mitleidigen Mannes, der in der Nähe der rauchenden Ruinen wohnte. Beide stürzten ihm mit Geberden der Verzweiflung und mit dem Geschrei: „Wir sind Bettler!“ entgegen.

Er bemühte sich, sie zu beruhigen. Dieß gelang ihm auch einiger Maßen bei dem Vater. Der Bruder aber war gegen die vernünftigsten Trostgründe taub.

„Fasse dich wie ein Mann!“ sprach Heinrich: „Sieh, ich bin so arm, als du; aber ich verzage gewiß erst dann, wenn mir die Hände vom Leibe brennen. — Ist denn der Verlust einiger tausend Thaler und eines Hauses ein so großes, unüberwindliches Unglück? — In der Schweiz fand ich Menschen, die in ihrem Leben kein Goldstück und kein steinernes Haus gesehen, noch weniger besessen hatten, und *dennoch* in ihrer Sennhütte so glücklich und zu-

frieden waren, als wir es in Palästen nie seyn würden. Diese armen Hirten lehrten mich viel: sie machten mich mit der Genügsamkeit bekannt, die bei Brod und Wasser reich ist. — Doch so weit ist es mit uns noch nicht gekommen. Wir haben uns nützliche Kenntnisse erworben und können durch muntere Thätigkeit alles wieder gewinnen, was wir verloren. — Geh muthig an's Werk, lieber Karl! Deine Wissenschaften werden dich nicht sinken lassen. Ich übernehme die Sorge für unsern Vater, und werde mit ihm und mit dir meinen letzten Bissen Brod theilen." —

Gerührt drückte der Alte den braven Sohn an sein Herz und sagte schluchzend: „Heinrich, du bist ein guter Mensch! Ich habe dich verkannt — meine Vaterliebe war partheilich — vergib mir mein Unrecht!"

Sie umarmten sich beide jetzt sprachlos vor Wehmuth, voll der innigsten Liebe. Aber mit kaltem und neidischem Herzen stand Karl dabei und sagte bitter: Du versprichst dem Vater mehr, als du halten kannst. Weißt du, daß Versprechen Schuld macht? —

„Ich weiß es;" war Heinrichs Antwort: „Mein Herz sagte mir das eher, als du es aus Büchern lerntest. Fürchte nicht, daß ich dich zum Mitschuldner machen werde! — Auf mich, Vater — ganz allein auf mich — verlassen Sie sich! — Gönnen Sie mir das selige Vergnügen, ohne irgend eine andere Mitwirkung, als den Beistand des Himmels für Ihre Bedürfnisse und Bequemlichkeit zu sorgen. Ersetzen Sie mir dadurch den Rückstand von Liebe, den ich noch, wie Sie selbst sagen, bei Ihnen zu fordern habe; — Sie sollen gewiß, so lang ich lebe, keine Noth leiden." —

Er eilte jetzt, die Antwort des Greises nicht abwartend, *zum alten Grünberg* und sprach: „Sie werden gehört ha-

ben, daß mein Vater in der vorigen Nacht abgebrannt ist. Er hat nichts als sein Leben gerettet. Ich hab' ihm versprochen, für seinen Unterhalt zu sorgen; aber ich rechnete dabei auf Sie und Ihre Hülfe. Die Summe der Wohlthaten, die Sie mir bisher erwiesen haben, ist so groß, daß ich sie in einer langen Reihe von Jahren nicht abdienen könnte; allein dennoch zwingt mich das Schicksal meines Vaters, undankbar zu seyn, und mir von nun an einen bestimmten Lohn zu erbitten. Schaffen Sie ein paar Knechte ab; ich will ihre Arbeit verrichten." —

Grünbergs Augen füllten sich mit Thränen. Er zog den Jüngling an seine Brust und sprach mit weicher Stimme: „Nicht mein Knecht — mein Sohn! — Ich weiß, du liebst meine Tochter und sie liebt dich. Ihr seyd Beide gute, wirthliche und genügsame Menschen, und eure Vereinigung war längst mein Wunsch. Warum soll ich mir ihn länger versagen? Sieh, der Mode zum Trotz, die das erste Wort von dir fordert, trag' ich selbst mein Mädchen dir an."

Trunken vor Entzücken, wollte Heinrich ihm zu Füßen stürzen; aber er hielt ihn ab und fuhr fort: „Höre nur weiter! Eine Frau, ohne Dach und Fach und hinreichendes Auskommen, wäre eine Strafe; also müssen wir wohl auf eine häusliche Einrichtung denken. Sie ist bald gemacht. Ich habe genug gearbeitet, sehne mich nach Ruhe, und überlasse dir deßhalb meine Pachtung. Die fürstliche Kammer braucht vor der Hand nichts davon zu wissen. Ich gehe so lange, bis meine Pachtjahre abgelaufen sind, den Namen her, und stehe dir mit Rath und That bei. Uebrigens bist du von dieser Stunde an Herr und Meister im Hause, und ich leb' als Invalide bei dir. — Du starrst mich an! Befremdet es dich, daß ich mich gewissermaßen

von dir abhängig machen will? — Das wäre freilich, wenn ich dich und meine Tochter nicht genau kennte, ein unkluger Streich, der einem Graukopf nicht zu verzeihen wäre. Aber bei euch, ihr guten Kinder, lauf' ich keine Gefahr, von der Aussaat meiner Wohlthaten Undank zu ernten. Ihr werdet nicht so hart und unnatürlich gegen mich handeln, wie in einem rührenden Trauerspiele, das ich ein Mal sah, gegen einen alten, wahnsinnigen König seine Töchter und Eidame thaten. — Doch genug! Wir verplaudern die Zeit, und du hast eine theure Pflicht auf dir, die du nicht schnell genug erfüllen kannst. Geh, mache von deinem Herrenrechte den ersten lobenswürdigen Gebrauch: laß anspannen und hole deinen Vater, damit er bei uns wohne und künftig mit uns Eine Familie ausmache." —

Von Rührung überwältigt, hatte der Jüngling keine Worte, nur Thränen. Er warf sich an des edeln Mannes Brust und rang vergebens, seine Gefühle auszusprechen. Grünberg führte ihn sanft an die Thür und sagte: „Eile, deinen armen Vater zu erfreuen!" Heinrich taumelte jetzt fort, und in wenigen Minuten flog Grünbergs Reisewagen mit ihm nach der Stadt.

Stammelnd verkündigte er das Uebermaß seines Glücks dem staunenden Vater, der sich sofort entschloß, ihm zu folgen. Aber Karl widerrieth es und fing an, ein Collegium über Pachtverträge zu lesen. Er setzte weitläufig auseinander, daß eine Pachtsabtretung ohne Vorwissen und Genehmigung des Verpachters null und nichtig sey, und daß sich Grünberg wegen dieses eigenmächtigen Unternehmens eine schwere Verantwortung bei der fürstlichen Kammer zuziehen werde. „Und auch du, Bruder," fuhr er fort, „bist dabei gefährdet, wenigstens — ausgelacht

zu werden; denn, gesetzt den Fall, daß die Cession auch an und für sich selbst bestände, was ich aber gar nicht einräume: so kann doch Grünberg, wenn über kurz oder lang sein heutiger großmüthiger Rausch verfliegt, auf die Hinterbeine treten, weil er durch keinen schriftlichen und gerichtlichen Kappzaum gebunden ist. Was willst du dann machen, wenn er sagt: Schaff' mir deinen überlästigen Vater wieder aus dem Hause und trolle dich selbst hintendrein!" —

Bruder, versetzte Heinrich, halt uns mit deinen spitzfindigen Bedenklichkeiten nicht auf! Männer, wie Grünberg, sind über Rücksprünge und Chikanen erhaben. Sein Biederwort gilt mir mehr, als Brief und Siegel. — Im Uebrigen ist er klug und welterfahren genug, sich gegen alles Unheil, das ihm nach deiner Meinung aus der Abtretung seines Pachts erwachsen könnte, zu sichern. Er rechnet, wie bisher, mit der Rentkammer ab, und ich gelte für seinen Verwalter: also bleibt alles, dem Anschein nach, in der alten Ordnung. Bei pünktlicher Entrichtung der Pachtgelder fragt wahrlich die Kammer nicht darnach, wer sie erwarb, und im Grunde hat sie auch kein Recht, darnach zu fragen.

„Kein Recht?" — fiel der Jurist höhnisch ein: „Ich bitte dich, bleib bei deinem Pfluge und sprich nicht vom Rechte! Das muß ich besser verstehen." —

Heinrich zwang sich zur Mäßigung und erwiederte sanft: Laß uns nicht streiten! Es wird alles glücklicher gehen, als du denkst. Komm, lebe mit uns und überzeuge dich selbst von Grünbergs edlem Charakter! —

„Großen Dank!" versetzte Karl mit einer Verbeugung: „Mir eckelt vor Gnadenbrod; ich mag es nicht aus der ersten, *geschweige aus* der zweiten Hand essen; und ich

hoffe, Vater, daß Sie eben so denken und handeln werden.“ —

Der Alte, welcher nun endlich einen hellen Blick in die Gemüther seiner Söhne gethan hatte und über die Verachtung, womit der Gelehrte seinem Bruder begegnete, aufgebracht war, schüttelte den Kopf und sagte: „Nein, ich gehe mit meinem Heinrich. — Es ist zwar angenehm und löblich, sein eigenes Brod zu essen; aber ich armer alter Mann kann mir keins mehr verdienen, und es wäre Bettelstolz, wenn ich die Unterstützung guter Menschen ausschlagen wollte. Grünberg ist ein Mann von ächtem alten Schrot und Korn, wie es Wenige gibt, und ich schäme mich gar nicht, ihm Verbindlichkeiten schuldig zu werden. Auch du, Karl, würdest wohl thun, wenn du selbst meinem Beispiele folgtest: denn du bist noch unversorgt, und die unbedeutende Summe meiner ausstehenden kleinen Forderungen — die ich dir zu Bestreitung deiner Bedürfnisse abtreten will — wird früher aufgezehrt seyn, als du ein Amt erhältst. Man eilt eben nicht sehr damit dem Armen entgegen.“ —

Ich hoffe das Gegentheil — antwortete Karl, und wendete seinem Vater den Rücken zu.

„Mein Sohn,“ sagte der alte Mann, „du hast einen überspannten Dünkel von deinem Werthe. Leg' ihn ab, ehe dich Demüthigungen beugen. Ich selbst habe dich, leider! verzogen und den ersten Keim des Stolzes in dein Herz gelegt. Uebermüthig stand ich in dem Wahn, meine hohen Plane, die ich für dich entwarf, durch die Macht des Goldes ausführen zu können; aber ich Thor vergaß, daß der Mensch von der Wiege bis an's Grab ein Glücksball ist. — Leb' wohl und sey weise!“ —

Welche Beleidigung für einen Klügling, der schon ein

vollgerütteltes Maß von Weisheit zu beſitzen glaubte! Der Abſchied fiel deßhalb, ſo ſehr auch der Vater bewegt war, von ſeiner Seite ſehr kalt aus.

Grünberg empfing den alten Klaus mit offnen Armen, wies ihm eins der beſten Zimmer im Hauſe an, und Malchen war für ſeine Bequemlichkeit mit kindlicher Sorgfalt geſchäftig. Er fühlte ſich in ſeiner neuen Wohnung glücklicher als jemals, liebte und ſchätzte ſeinen wackern Sohn täglich mehr, und es ſchmeichelte ſeinem Vaterherzen, daß er ihn bei allen Hausgenoſſen in ſo hoher Achtung ſtehen ſah. —

Karls juriſtiſche Unglücksträume beſtätigten ſich nicht auf die entfernteſte Weiſe. Dieß freute ihn aber ſo wenig, daß er lieber ſeine Verwandten aus dem Grünberg'ſchen Hauſe wieder vertrieben geſehen hätte, damit nur die Ehre ſeiner Vorherſagung gerettet worden wäre. Er grollte mit dem Schickſal, daß es nicht nach ſeinem Kopfe verfuhr und es ihnen ſo wohl gehen ließ. Aus dieſer übeln Laune entzog er der Hochzeit ſeines Bruders, unter dem Vorwand einer Krankheit, die Ehre ſeiner Gegenwart. Auch in der Folge machte er ſich ſehr ſelten, und man ſehnte ſich eben nicht ſtark nach ſeinen Beſuchen; denn er haberechtete bisweilen über Dinge des gemeinen Lebens, von denen er kaum einen ſo hellen Begriff, als der Blinde von den Farben, hatte, und überdieß fror man ſogar in den Hundstagen bei den kalten Erzählungen ſeiner Gerichtshändel. Dieſe machten jetzt vollends den einzigen Inhalt ſeines Geſprächs aus, da er das Heer der Advokaten in ſeiner Vaterſtadt (wo auf jedes Hundert Einwohner, die Garniſon und die Säuglinge mitgerechnet, wenigſtens Einer kam) vermehrt hatte. Wenn er nicht zugegen war, hörte *man in* Grünbergs Wohnung keinen Widerſpruch-

Eintracht und Liebe herrschten darin als freundliche Hausgötter.

So nahte sich das Ende der Pachtzeit, und Grünberg legte eines Tages seinem Eidam die Frage vor: ob es ihn nicht besser dünke, ein eigenes Feld zu bauen, als fremde Fluren urbar zu machen.

Heinrich bejahte sie.

„Nun so laß uns dazu Anstalt treffen!“ fuhr Jener fort: „Ich habe mein ehrlich erworbenes Vermögen überrechnet und den Ausschlag gefunden, daß es, zwischen deiner Frau und ihrem Bruder gleich getheilt, auf jeder Seite hinlänglich ist, ein mäßiges Landgut zu kaufen. Dein Schwager hat dazu noch keine Lust: er will den hiesigen Pacht fortsetzen, wenn sich die Kammer mit dem bisherigen Zins begnügt. Aber so gnädig — oder, richtiger gesagt, weise — wird sie kaum seyn; denn sie fängt jetzt an, alle Pächte so gewaltig zu steigern, daß der sachverständige und redliche Wirth dem ersten, dem besten Windbeutel Platz machen muß. Dieser kitzelt freilich die Ohren der Herren Räthe durch das unbesonnene Gebot eines viel höhern Pachtschillings: aber wehe dem fürstlichen Gute, das in seine Hände fällt! Er saugt die Felder aus, verschlimmert den Viehstand und plackt Fröhner und Bauern. Dennoch kann er am Ende die Pachtgelder nicht mehr erschwingen, und seine Vorstandssumme ist kaum hinreichend, den angerichteten Schaden zu ersetzen. — Und wie nachtheilig für das ganze Land, besonders die Bewohner der Städte, ist der Einfluß, welchen die Uebersteigerung der Pächte auf den Preis des Getreides und anderer Lebensmittel hat! — Sie ist — was freilich die Kammergeister nicht Wort haben wollen — eine Hauptquelle der Theurung; denn es *springt in die Augen*, daß der hochgetriebene Pachter seine

Früchte nicht wohlfeil verkaufen kann, und mit dem Preise des Brodes steigen und fallen die Kosten aller Bedürfnisse. Da nun vollends in unsrem Lande — ungeachtet wir das rühmliche Beispiel eines großen, für seine Unterthanen väterlich sorgenden Königs vor Augen haben — keine Magazine vorhanden sind und eine Schiffsladung Korn nach der andern über die Gränze geht, so schwebt die Armuth, sobald Mißjahre eintreten, in der Gefahr, eine Beute des Hungertodes zu werden. — Doch, wer über dieses Kapitel spricht, predigt in der Wüste. Laß uns auf unsere Angelegenheit einlenken! Ich sage: Eigener Herd ist Goldes werth."

Ja wohl, lieber Vater! sprach Heinrich: Ich sehnte mich längst darnach; aber wo finden wir ihn nach unsern Wünschen?

„Sollte das so schwer seyn?" versetzte der Alte mit einem besondern Lächeln, welches der Vorbote einer angenehmen Ueberraschung zu seyn pflegt: „Kennst du Lindenhain?"

Meinen Sie das treffliche Gut des Herrn v. Holm?

„Eben das."

Es ist mir bekannt und ich halt' es, in Ansehung seiner herrlichen, romantischen Lage, für die Perle des Landes.

„Diese Perle ward vor einigen Tagen für ein Spottgeld feil."

Unmöglich! Sollte Holm dieß schöne Eigenthum verschleudern? Er schien es zu lieben.

„Freilich liebt' er es und zwar so sehr, daß er es in der Tasche bei sich trug und sogar mit auf Reisen nahm. Da gab es denn andere schöne Sachen: schöne, freundliche Mädchen, schöne Pferde und dergleichen; aber leider! auch verdammt häßliche, widerwärtige Karten."

Und Lindenhain?

„Kam an einen Mann, der besser damit wirthschaften wird. Da lies!“

Heinrich warf einen neugierigen Blick auf die Urkunde, welche ihm Grünberg jetzt überreichte, sah seinen eigenen Namen, flog dem lächelnden Greis in die Arme und rief entzückt: „O, Vater, Sie setzen Ihren Wohlthaten und meinem Glück die Krone auf! Gatte eines Engels und Besitzer von Lindenhain — ich tausche mit keinem König!“

Ueber Grünbergs Erwartung war das Kammer-Collegium gnädig. In erkenntlicher Rücksicht, daß er die seit dreißig Jahren bewirthschaftete Domäne in den blühendsten Stand gesetzt hatte, überließ es seinem Sohne den Pacht mit einer mäßigen Erhöhung. Heinrich trennte sich nun von seinem Busenfreunde und bezog, nebst seinem Vater und Schwiegervater, das paradiesische Lindenhain. —

In einem Hinterstübchen, welches die Aussicht auf einen engen Hof hatte, saß indessen Karl, der Federfechter, und läute an seinen Waffen. Während dieser Zahnarbeit entstanden die Schriften, welche er in den Gerichten eingab. Sie waren so stockdunkel, wie das Innere des Rathhauses, welches die wohlweise Obrigkeit eines gewissen Städtleins ohne Fenster erbaute. Durch zwei bis drei Bogen — die freilich mit sportelsüchtiger Papierverschwendung geschrieben waren — schlängelte sich bisweilen eine einzige Periode, und glich mit ihren labyrintisch verworrenen Sätzen einem Ratzenkönig.* Der gemeinste Gegenstand ward unter seiner

* In der Naturgeschichte des großen Haufens, ein Monstrum, welches aus mehreren mit den Schwänzen verwachsenen oder doch verschlungenen Ratzen bestehen, und an einem abgesonderten Orte von den andern Ratzen *unterhalten* werden soll.

Adelung.

Feder ein weitschweifiges Galimathias, welches, aus mehrern Sprachen zusammengesetzt, mit einer buntscheckigen Harlekinsjacke viel Aehnlichkeit hatte. Bei dem allen hielt er sich für den zierlichsten Stylisten in Europa. Der kräftige, natürliche und faßliche Vortrag der meisterhaftesten Schriftsteller seines Zeitalters schien ihm gegen sein eigenes Machwerk schales Wasser. So flach, meinte er, könne wohl jedes Kind schreiben. — Allein warum rügen wir dieses schiefe Urtheil eben an ihm? Denkt und spricht nicht die Menge, wie er? — Sie hat nun einmal keine Ahnung davon, welchen Aufwand von Fleiß und Anstrengung ein Werk des Geistes — besonders ein poetisches — erfordert, bevor es zu dem hohen Grade von Vollendung reift, daß es keine Spur von Zwang und Mühe mehr an sich trägt, und gleichsam auf das Papier geblasen zu seyn scheint. Sie betrachtet diese Leichtigkeit, welche der Kunstkenner bewundert, mit Geringschätzung, und erdreistet sich, laut zu sagen: So etwas kann ich auch machen! Aber in der nächsten Seiltänzerbude staunt sie, daß ihr der Athem stockt, über einen Gaukler, welcher mit scheußlich verrenkten Gliedmaßen auf dem Kopfe steht; denn sie pflegt, nach alter Sitte, nur dann ihren Beifall zu zollen, wenn sie mit eigenen Augen sieht, daß es dem, der sich ihrer Belustigung anmaßt, blutsauer wird, sie zu unterhalten. —

Wir kehren von dieser kleinen Abschweifung zu unserm Helden zurück.

Er entwöhnte sich nach und nach seiner Eulenflucht vor dem Umgange mit Menschen. Da es uns nun darum zu thun war, von seinem Wachsthum in Sitten unterrichtet zu werden, so bemühten wir uns um einen Augenzeugen seines gesellschaftlichen Lebens, und waren so glücklich,

einen zu finden, welcher uns folgendes erzählte: „Ich traf einst den Herrn Advokaten in einem Club, wo man sich mit Spiel und Tanz unterhielt. Er erschien in einem etwas altfränkischen Rocke von der zarten Farbe des Laub- oder Baumfrosches, mit Unterkleidern von rosenfarbenem Atlas. Dieser bunte Staat fiel in die Augen; aber, leider! fiel auch der Stutzer selbst, indem er der Gesellschaft auf der Thürschwelle einen tiefen Reverenz machen wollte, über einen nicht bemerkten Hund in den Saal hinein. Das beinahe von ihm erdrückte Thier war zum Glück so heftig erschrocken, daß es diese Beleidigung zu ahnden vergaß; der Herr Sachwalter erhob sich also ohne weitern Schaden, entrichtete der Versammlung (die nicht durchgängig bescheiden und mitleidig genug war, sich des Lachens zu enthalten) mit mehr Behutsamkeit auf's neue seinen Tribut, und schlarfte, als bald hierauf der Ball mit einer Polonoise eröffnet ward, ohne Takt und Kunstschritt mit, wie ein polnischer Bär. Er hatte zwar seine gänzliche Unwissenheit in der Tanzkunst schon damit sattsam bewiesen; allein dennoch war er geflissen, sie durch eine Menuet noch deutlicher an den Tag zu legen, und watschelte sein lateinisches Z wie eine Gans, aber mit hoch aufgeworfenem Kopfe wie ein Adler, der wolkenan fliegt. Da er auf dieser einförmigen Bahn nicht eben sehr fehl gehen konnte, so wuchs ihm der Muth, sich in den Irrgarten eines englischen Tanzes zu wagen. Dieses kühne Unternehmen mißglückte völlig. Unser Laubfrosch hüpfte ein Weilchen, weder Weg noch Steg wissend, in's Kreuz und in die Quer, verhielt sich endlich ganz leidend, und spielte so selbst, anstatt Figuren zu tanzen, eine traurige Figur. Zerrend und stoßend bugsirten ihn seine Nachbarn mit Mühe und Noth durch drei oder vier Paare;

nun aber entstand ein so allgemeines Gewirr, daß die Musik schweigen mußte. Seine Tänzerin verließ mit einer spöttischen Verbeugung ihn und den Tanz. Er machte sich nun auch aus dem Staube, ging in ein Nebenzimmer, füllte eine Tabakspfeife, und kam, dampfend wie ein Schornstein, in den Saal zurück. Hier war er der einzige Schmaucher, und man fand diese Auszeichnung sehr ungesittet; allein unbekümmert, daß man darüber die Nase rümpfte, setzte er sich sogar mit seinem qualmenden Feuerrohre neben eine Dame. Nun ließ er sich zwar Newtons Zerstreuung (der den Finger eines artigen Frauenzimmers zum Nachstopfer seiner glühenden Pfeife brauchte) nicht zu Schulden kommen; doch beging er eine fast noch größere Unschicklichkeit, indem er seine Nachbarin mit der umständlichsten Erzählung eines Consistorialprozesses unterhielt, welchen eine schamlose Frau gegen ihren Gatten wegen seiner Trägheit im Ehebette angestellt hatte. Seine Zuhörerin, eine alte Matrone ohne feines Gefühl, lachte herzlich, mußte jedoch diese Ergötzlichkeit theuer büßen; denn während des interessanten und lebhaften Gesprächs warf sein Pfeifenkopf, wie ein kleiner Feuerberg, von Zeit zu Zeit glimmende Asche auf ihr seidenes Kleid aus, und drehte allmählich seinen Schlund immer weiter unterwärts, bis er sich endlich seines ganzen Inhalts in ihren Schooß entladen konnte, und wirklich entlud. Sie bemerkte das nicht; und da sie mit Kleidern so überkastet war, daß bei ihr die bekannte Frage der Kaiserin von Marokko an die festlich geschmückte Gemahlin des holländischen Consuls: Bist du das alles selbst? — nicht am unrechten Orte gewesen wäre: so hatte das Feuer, welches mit hämischer Stille in ihrer Garderobe wüthete, einen langen und beschwerlichen Weg, eh es bis zu ihr

rem Selbst gelangte. Es brannte sich aber Thüren und Thore, und machte plötzlich seine Ankunft durch einen empfindlichen Schmerz bekannt. Die Matrone sprang mit einem Zetergeschrei vom Stuhl auf, und war nicht so sanftmüthig wie der Hund auf der Thürschwelle: denn kaum hatte sie das Feuer gedämpft, so ging sie dem Brandstifter zu Leibe, zertrümmerte mit einem heftigen Schlage (welchen sie sogar nach seinen erbleichten Wangen zu führen schien) das Werkzeug des Unglücks, und floh, schimpfend wie ein Fischweib, aus der Gesellschaft, wo sich ihre Kleider voll Brandstellen nicht länger mit Ehren sehen lassen konnten. Herr Klaus stand da, wie vom Blitze gelähmt, und war ungewiß, ob er lachen oder weinen sollte. Seine Verlegenheit verlor sich erst bei der Tafel, um neuen Verlegenheiten Platz zu machen, in welche ihn seine kleinstädtischen Höflichkeits-Ceremonien verwickelten: er complimentirte nämlich seiner Nachbarin zur Rechten einen Teller voll Suppe, und seiner Nachbarin zur Linken ein Glas voll rothen Wein auf die Kleider. Beide waren so artig, nicht viel Aufhebens davon zu machen. Er blieb also frohen Muthes, und ließ, als man gegen das Ende der Tafel fröhliche Lieder sang, einen fürchterlichen Cantorbaß erschallen. Zwischen den Pausen stimmte er auch selbst einige rohe, von der Universität mitgebrachte Gassenhauer an, welche jedoch durch ein allgemeines Stillschweigen verworfen wurden. Gleims und Weißens Lieder machten ihm lange Weile; er beugte deßhalb, um sich einen bessern Zeitvertreib zu verschaffen, seinen Stuhl zurück, daß er blos auf den Hinterbeinen schwebte, und so zu einer bequemen Wiege ward. Aber kaum hatte sich der gute Mann einige Minuten geschaukelt, als er *plötzlich das Gleichgewicht* verlor und mit seinen gen Him-

mel strebenden Beinen an die untere Seite des Tischblattes so gewaltig andonnerte, daß männiglich vor Schrecken zusammenfuhr. Er wollte sich retten, ergriff in der Angst das Tischtuch, und riß es, unaufhaltsam rücklings stürzend, mit einer Menge Teller, Flaschen und Gläser, von der Tafel herab. Welch Krachen, Klirren und Gelächter! Der Wirth des Hauses (welches ein öffentliches war) eilte mit einer Schaar von Aufwärtern herbei. Sie lasen die Bruchstücke zusammen und schätzten den Schaden auf einen Louisd'or. Herr Klaus zog langsam den Beutel; aber einige Herren von der Gesellschaft riefen ihm zu, sich nicht zu bemühen, und befahlen dem Wirth, die Trümmer seiner Geschirre zur Hauptrechnung zu schlagen. Der Herr Advokat ließ sich diese freundschaftliche Anordnung — welche jeder Andre verbeten hätte — dankbar gefallen; und nun ereignete sich bis zur Trennung der Gesellschaft weiter nichts Merkwürdiges, als daß er jetzt mit steifen Bücklingen, und die Hände — meistens aber nur die Handschuhe — der Damen küssend, von einer Person zur andern ging und jede besonders in einer feierlichen Anrede ersuchte: sich die Motion wohl bekommen zu lassen und die von seiner Seite vorgefallenen Fehler zu pardonniren." —

Hier endigte Referent. Wir haben ihn, ungeachtet er sich nicht kurz faßte, ganz ausreden lassen, um die Schilderung der Sitten unsers Rechtsgelehrten mit Einem Male abzuthun.

Er hatte bisher mit seinen Verwandten wenig Verkehr gehabt, und in Lindenhain war er noch gar nicht gewesen. Plötzlich aber erhielt er die Nachricht, daß sein Vater gefährlich krank sey und ihn zu sprechen wünsche. Er machte *sich deßhalb schnell* auf die Reise.

„Mein Sohn," — sprach der Greis mit schwacher Stimme und reichte ihm die abgezehrte Hand — „ich freue mich, dich noch einmal in dieser Welt zu sehen. Wir sind uns in den letzten Jahren sehr fremd geworden. Auch deinen Bruder, der es so redlich mit dir meynt, hast du wenig geachtet. Ich bitte dich — in dieser ernsten Stunde, welche vielleicht die letzte meines Lebens ist, bitt ich dich — wache über dein Herz, daß es sich dessen, was du gelernt hast, nicht unmäßig erhebe. — Ach, welche Thorheit ist der Stolz! Dafür erkennt ihn der Mensch, wenn er auch siebenzig und achtzig Jahre von ihm verblendet gewesen ist, am Rande des Grabes. Hier sieht er das Trugbild schwinden, welches ihm die Seligkeiten der Erde, Freundschaft und Liebe raubte, und ihm nun nichts als Reue zurückläßt. — Ich rede, leider! aus Erfahrung. Da ich noch reich war, dünkt' ich mich ein höheres Wesen als meine Mitbürger; aber was gewann ich dabei? Ich machte mich durch Großsprecherei ihnen verhaßt, und so hatte ich keinen Freund und konnte keinen haben. — Laß dir, mein Sohn, dieses offne Bekenntniß zur Warnung dienen! Und, wenn du noch deinen sterbenden Vater erfreuen willst, so geh hin und umarme deinen Bruder!" —

Heinrich, welcher am Krankenbette stand, flog ihm zuvorkommend entgegen. Karl war erschüttert und gerührt. „Bruder," sprach er, „verzeih mir, daß ich von Jugend an deine Liebe mit Kaltsinn erwiedert und den Werth deines edlen Gemüths verkannt habe. Ich fühle dieß Unrecht nicht erst seit heute oder gestern. Es gehört zu der Masse von Irrthümern, worin ich bis jetzt schwankte, wie ein Wanderer im Dunkel der Nacht. Aber je mehr ich aus den Büchern in die Welt blicke, je mehr fängt es an in meiner Brust und Herzen zu tagen. Ich bitte dich

nochmals: vergib mir, und laß uns fortan in brüderlicher Einigkeit leben!“

So leben und sterben! — rief Heinrich, und drückte ihn mit der innigsten Zärtlichkeit an seine Brust. Der Kranke belächelte mit wehmüthiger Zufriedenheit die Aussöhnung seiner Kinder.

Es war seine letzte Erdenfreude. Er starb am folgenden Tage.

Seine Verlassenschaft bestand doch noch in einigen tausend Thalern, welche theils aus dem oben erwähnten Bankerott gerettet, theils aus dem Verkauf der Brandstelle gelös't worden waren. Als die Brüder diese Summe mit einander berechnet hatten, sprach Heinrich: Ich entsage meinen Ansprüchen auf diese Erbschaft. Nimm sie ganz, lieber Karl, und suche damit auf irgend eine Art dein Glück zu gründen. —

Karl sah ihn mit Erstaunen an und fragte: „Sprichst du im Scherz oder Ernst?“ —

Heinrich. Im wahren Ernst.

Karl. Ist es möglich? Mir, der sich so unbrüderlich gegen dich bezeigte, wollte st du ein solches Opfer bringen?

Heinrich. Nenn' es nicht so! Du siehst, ich habe hier festen Fuß gefaßt und darf dem Glücke nicht weiter nachlaufen. Ich besitze alles, was ein genügsamer Mensch braucht. Einige hundert Thaler mehr oder weniger können meinen Frohsinn weder erhöhen noch vermindern. Allein wie steht es mit dir? Befriedigt der Advokatenstand alle deine Erwartungen und Wünsche?

Karl. Diese Frage muß ich freilich verneinen. Ich habe zu viel Collegen, die sich besser als ich darauf verstehen, Clienten zu gewinnen, und gleichsam zu pressen.

Heinrich. Wie man in England die Matrosen preßt?

Karl. Beinahe so; denn Thorschreiber, Lohnbedienten und Hausknechte stehen als Clientenjäger in ihrem Solde. Sobald ein Fremder, der einen Anwalt nöthig hat, die Stadt betritt, wird er aufgegabelt und zu ihnen geführt. Da nun die Zahl der Advokaten in * * überhaupt sehr groß ist, so folgt natürlich daraus, daß ein blöder und in der Verborgenheit lebender Anfänger wie ich wenig Geschäfte hat.

Heinrich. Das begreift sich sehr leicht. Aber glaubst du wohl, daß ich deine Klagen mit Vergnügen höre?

Karl. Wie so?

Heinrich. Es freuet mich, daß es dir in deiner gegenwärtigen Laufbahn nicht gefällt. So entschließest du dich vielleicht, die Stadt zu verlassen und unter meinem Dache zu wohnen. Bezieh die Zimmer, die unser Vater inne hatte, und nimm mit der einfachen Kost meines Tisches fürlieb.

Karl. Was sollt' ich hier thun?

Heinrich. Sorgenlos den Musen leben.

Karl. Meine finstre Muse, lieber Bruder, schickt sich nicht auf's Land. Die Binde vor den Augen hindert sie, die Schönheiten der Natur zu bemerken, und ihre Hände sind mit dem Schwert und der Wage, die sie trägt, so beschäftigt, daß sie nicht, wie die Musen der Dichter, Blumen pflücken kann. Ich müßte, wenn ich meine Wohnung hier aufschlüge, ganz von ihr scheiden; allein das würde die strenge Dame sehr übel empfinden, und mir geradezu vorwerfen, daß ich meine jungen Tage im Müßiggange zubringen wolle.

Heinrich. Ei, so gebe sie dir Brod! Sie kann dich doch nicht zwingen, in ihrem Dienste zu verhungern.

Karl. So weit läßt sie es nun wohl nicht kommen, ob sie gleich nur schmale Bissen austheilt.

Heinrich. Das ist aber sehr stiefmütterlich gehandelt.

Karl. Allerdings. Darum will ich mich denn auch gewisser Maßen, jedoch auf eine solche Art von ihr trennen, daß man mich keinen Tagedieb schelten kann.

Heinrich. Laß doch deinen Plan hören!

Karl. Ich will mich bemühen, in fürstliche Dienste zu treten. Mit diesem Wunsche trug ich mich lange; allein ich mußte ihn unterdrücken, weil ich zu arm war, um zwei oder drei Jahre ohne Besoldung zu leben. Doch deine gutmüthige Entsagung —

Heinrich. Ich bitte dich, schweig davon! Aber du sprichst nur von zwei oder drei soldlosen Jahren, und ich habe gehört, daß mancher fürstliche Diener Jahrzehnde verstreichen sehe, ohne sein hinreichendes Auskommen zu haben.

Karl. Mitunter mag es wohl solche Fälle geben.

Heinrich. Darum wäre mein wohlgemeinter Rath, einen so unsichern Weg gar nicht einzuschlagen.

Karl. Dennoch hat er viel Reiz für mich; denn, Bruder, ich gestehe dir aufrichtig, daß ich von meiner alten Neigung, nach Ehrenstellen zu streben, noch nicht völlig geheilt bin.

Heinrich. Diese Neigung ist an sich selbst nicht so schlimm, daß sie der Heilung bedürfte; doch die hohen Stufen, auf welche du vormals deine Augen gerichtet hattest, wirst du schwerlich erreichen.

Karl. Zweifelst du an meinen Fähigkeiten?

Heinrich. Wahrlich! nein; aber — bist du von Adel?

Karl. Dieser Einwurf schreckt mich nicht ab. Sind

nicht einige der angesehensten Staatsmänner in unserm Vaterlande bürgerlicher Herkunft?

Heinrich. Einzelne Schwalben, lieber Bruder, machen keinen Sommer.

Karl. Aber Aufsehen machen sie, diese Schwalben! Derer, welche in Schaaren kommen, achtet man nicht. Es lohnt also wohl die Mühe, daß man den Versuch macht, eine solche einzelne Schwalbe zu werden. —

Bald nach diesem Gespräche verließ er Lindenhain, und erhielt, nachdem er in den Vorsälen der Großen lange geschildert hatte, die Erlaubniß, sich im Kammercollegio ein Schwalbennestchen zu bauen. Es entstand kein großes Aufsehen darüber; denn solcher Schwalben wie er, gab es viel. Er ward, mit Einem Worte, als Supernumerarsecretär angestellt, war aber nicht in den Geschäften — denn deren bürdete man ihm genug auf — sondern bloß, wie noch acht oder zehn seiner Vormänner, auf der Besoldungsliste überzählig.

Ungefähr im dritten Jahre seiner Dienstzeit schrieb er nach Lindenhain: „Das Kanzelleileben, mein guter Heinrich, ist in der That kein so anmuthiger Spaziergang in einem Rosengarten, als ich mir ehemals darunter vorstellte. Für mich besonders nicht; denn ich muß, leider! Tag für Tag die dürre Sandwüste des Accissaches durchwandeln. Da ist nirgends eine erquickende Nahrung für meinen Geist. Ich fühle, daß die Gedankenquelle meines Kopfes immer mehr und mehr austrocknet und von dem Gerülle der armseligsten Unterschleifshändel gleichsam verschüttet wird. Was hilft mir nun das ganze Magazin gelehrter Kenntnisse, die ich mit der Emsigkeit einer Ameise auf der Schule und Universität einsammelte? — Der *Accistarif ist der* Inbegriff aller Weisheit, die ich bedarf.“ —

„Das Feld meiner Geschäfte möchte jedoch immerhin, dafern es möglich wäre, noch zehn Mal öder und steinichter seyn: ich würde es dennoch ohne Murren und sogar mit Vergnügen bauen, wenn ich nur in andern Rücksichten mit meiner Lage zufrieden seyn könnte. Ein alter Weltweiser sagt: die Götter verkaufen uns das Glück gegen Arbeit; doch zu seiner Zeit gab es wahrscheinlich noch keine Accessisten und überzählige Secretäre: denn sonst würde wohl der Ehrenmann seinen Satz nicht so unbedingt aufgestellt haben. Ich arbeite redlich und mit rastlosem Diensteifer: aber die hohen Kammergötter (denen es freilich an Ambrosia und Nektar nicht mangelt) machen deßhalb doch keine Anstalt, mir dafür Glück zu verkaufen. Sie handeln bloß mit der Flitterwaare der Hoffnung. Diese preisen sie Jedem, der über Hunger klagt, als einen wohlthätigen Schmachtriemen an. Allein wie menschenfeindlich müßte man seyn, um sich der Art von Hoffnung, welche sie empfehlen, mit Behagen zu überlassen! Sie beruhet doch bloß darauf, daß der Tod vor mir her Platz machen und meine alten ehrlichen Vordermänner wie reife Saaten abmähen soll. — Meynetwegen mögen die wackern Greise noch lange leben! Du, mein theurer Bruder, hast mich gegen Mangel und Noth geschützt; aber viele meiner Mitgenossen, oder, bestimmter zu reden, Mitarbeiter — denn wir genießen ja nichts! — befinden sich in einem so hülflosen Zustande, daß bei ihnen der Trieb der Selbsterhaltung in Menschenfeindschaft ausarten muß.“

„Doch was nützen diese Klagen? Ich habe sogar, da ich dieß alles voraus wußte, keine Befugniß dazu. Aber darüber tobt gerechter Unmuth in mir, daß man oft, ohne Grund und Verschulden, von hoffärtigen und aufgeblähten

Vorgesetzten hart angelassen und überhaupt auf die unanständigste Weise behandelt wird. Das wußte ich nicht voraus, und dieser Mangel an Humanität und Artigkeit war mir bei Herren, welche den Zutritt am Hofe haben und also zur superfeinen Welt gezählt werden, ganz unerwartet. Doch zur Ehrenrettung des edlern Theils meiner Obern muß ich bekennen, daß sich nur zwei oder drei anmaßen, gegen uns Subalternen aufzubrausen; und das thun gerade die, welche die wenigsten Fähigkeiten und Kenntnisse besitzen und also ganz vorzüglich bescheiden seyn sollten. Bei dem allen denken die Herren so billig, daß sie uns, wenn wir ihre Unhöflichkeit eine Weile mit stummer Aergerniß erduldet haben, durch ein lustiges Stückchen ihrer dünkelreichen Unwissenheit wieder aufheitern. Davon will ich dir doch ein paar Pröbchen mittheilen."

„Du siehst aus diesem Briefe, daß meine Schreibart, die sonst allzu dunkel und verwickelt war, ein wenig heller und natürlicher geworden ist: ich habe mir aber durch meine Bemühung, mich von dem alten Schlendrian nach und nach loszureißen, bei dem Herrn Kammerdirektor keinen Dank erworben. Er gab mir neulich einen Vortrag, den ich durch die sorgfältigste Vermeidung unnützer Worte auf einen halben Bogen gezwungen hatte, mit dem Vorwurf der Weitschweifigkeit zurück, und setzte verdrießlich hinzu: Sie vernachlässigen jetzt ihren Stylum, der Anfangs viel gedrängter und kräftiger war. Arbeiten Sie diesen Wisch noch ein Mal um und fassen Sie sich kürzer! — Das Letztere bin ich nicht im Stande, gnädiger Herr! war meine Antwort. Und ich zweifle auch, fuhr ich fort, daß es einem Andern gelingen würde. — Er lachte höhnisch, riß mir das Papier wieder aus der Hand *und sagte: Das will* ich Ihnen beweisen! — Am folgen-

den Tage ließ er mich rufen, zeigte mir einen mit eigener, hoher Hand geschriebenen Aufsatz, der zwei ganze Bogen füllte, und rief mit Selbstgefälligkeit aus: Hier, mein Herr! Kürze ist keine Hexerei. Ich habe das, was Sie für unmöglich hielten, möglich gemacht. — Mit Erstaunen sah ich ihn an und antwortete: Ich muß Ew. Gnaden mißverstanden haben. Sie befahlen mir wahrscheinlich, meinen Vortrag weitläuftiger einzurichten. — Nicht doch! fiel er mir zürnend in's Wort: Kürzer sollt' er seyn; und das ist er jetzt unter meiner Feder geworden. — Mich überlief ein kleiner Schauer; denn ich hielt diese Behauptung, welche meinen Sinnen widersprach, für einen Anfall von Wahnsinn. In dieser Angst blieb ich eine Weile stumm und verglich mein einfaches Blatt mit seinen zwei Bogen. — Zum Henker, Herr Secretär! fuhr er mich endlich wieder an: Begreifen Sie denn noch nicht, wo der Knoten sitzt? Da stehn Sie und zählen wie ein Kind die Blätter, als ob diese die Kürze oder Länge einer Schrift ausmachten. Ich hätte Sie, bei meiner Ehre! für so unwissend und albern nicht angesehn. Ei, so zählen Sie doch die Perioden! Ihr Aufsatz enthält eine Heerde von zwanzig Stück, und der meinige — nur drei! — Jetzt schauderte mir noch mehr, und ich zog mich schnell mit einer tiefen Verbeugung nach der Thür zurück. — Merken Sie sich, was ich Ihnen gesagt habe; rief er mir nach: die Zahl der Perioden entscheidet. Befleißen Sie sich also künftig nach diesem Maßstabe der Kürze! — So endigte sich unser gelehrter Streit. Was sagst du zu dieser ernsthaften Posse? Ich ärgerte mich Anfangs; aber hintendrein lachte ich auch weidlich."

„Ein drolliges Gesellschaftsstück dazu liefert die Sprachweisheit des Herrn Kammerraths von * *, welcher bei

der stadt- und landkundigen Schwäche seines Verstandes ein aufgeblasener Gernklug und Tadelgern ist. Er hält strack lich über sein Rathsrecht, die Aufsätze der Secretäre zu mustern; doch wagt er sich nie an die Sache selbst, sondern krittelt und mäkelt in seiner Einfalt bloß an dem Ausdruck und sudelt bisweilen, wenn er seine Censormacht auf keine andere Art zeigen kann, orthographische Schnitzer in die richtig geschriebenen Concepte. Am liebsten macht er Jagd auf kleine Wörtchen, die sich gegen andere von gleicher Bedeutung austauschen lassen. So spielt er besonders mit Nachdem und Demnach, wie die Katze mit der Maus. Wenn ich zum Beispiel die Ausfertigung eines Befehls mit Nachdem angefangen habe, streicht er es aus und setzt Demnach dafür; findet er aber bei der nächsten Revision Demnach, so wird das ausgemerzt, und jenes vor ein paar Stunden verabschiedete Nachdem wieder zu Gnaden angenommen. — Das arme Bindewörtchen Weil sieht er niemals für voll an, sondern zieht ihm bei jeder Gelegenheit das breitere Dieweil vor. Dieß muß dem stärkern Alldieweil weichen, welches er in der Folge durch Alldieweilen überbietet. Aber auch dieses volltönende Kraftwort hat keine Ruhe vor ihm: er vertilgt es, um dem erhabenern Demnach und Alldieweilen Platz zu verschaffen. Und wenn man ihm nun endlich auf diesen höchsten Gipfel nachgeklettert ist, so steigt er stufenweise wieder in die Ebene des verachteten Weil hinab, und gönnt dann demselben sogar die Ehre, seinen Vordermann Dieweil abzulösen.“ —

„Sieh, Heinrich, von solchen Querköpfen — denn anders kann ich sie, mit Vorbehalt der Achtung gegen die *verdienstvollen Räthe*, nicht nennen — muß sich dein ar-

mer Bruder hudeln und meistern lassen! O, hätt' ich doch deinen weltklugen Rath befolgt und ihr Gebiet niemals betreten! Träume von hohen Würden lockten mich dahin; aber mir ahnet, daß ich die Scheidewand der Bürgerwelt nie überklimmen, sondern als Secretär leben und sterben werde. Und was thut das am Ende? — Nach fünfzig Jahren kann kein Mensch mit Gewißheit darüber entscheiden, ob der hohle Schädel, welchen der Todtengräber findet, mir oder dem Kammerdirektor gehört." —

„Freust du dich nicht, lieber Bruder, daß ich allmählich anfange, den tollen Schwindelgeist, welcher sonst in meinem Kopfe spukte, mit den Waffen der Vernunft auszutreiben? — Ach, welche Thorheit ist der Stolz! sprach unser sterbender Vater, und ich überzeuge mich täglich mehr von der Wahrheit dieser Worte. Ich fühle sogar, daß man den Hochmuth, wenn man ihn bloß thöricht nennt, noch viel zu schonend behandelt; denn er ist ein herzloser Tyrann, der seine Sklaven zu Verbrechern gegen die Pflichten der Menschheit macht. Er und der Egoismus sind unzertrennliche Brüder. Der Mensch, welchen sie mit vereinter Macht beherrschen, nimmt an den Schicksalen seiner Mitmenschen keinen Theil; er sorgt mit blinder Affenliebe bloß für sein werthes Selbst, setzt Andern, um höher zu steigen, seinen Fuß auf den Nacken, und würde, wenn nur ihm dabei wohl wäre, mitten in den Trümmern einer Welt ruhig bleiben. — Kam mir doch ehemals selbst, als ich noch — wie lächerlich! — Minister zu werden hoffte, kein Gedanke in den Sinn, das Ruder des Staats zum Glück meiner Mitbürger zu führen. Ich hatte ganz allein mein Ich vor Augen. Aber jetzt, da sich bei mir jene stolzen Wellen ein wenig gelegt haben, betrübt es mich oft, daß ich in meinem Amte

durchaus nichts für Menschenwohl thun, keinem Leidenden eine Thräne trocknen kann. — Wahrlich, eine Hand voll Samen, die du auf deinen Acker ausstreust, nützt der Welt mehr als Berge von Accisrescripten!"

Auf diese lange Jeremiade erhielt er von seinem Bruder folgende Antwort:

„Ich beklage dich herzlich; aber alle deine Leiden lassen sich mit wenig Federstrichen enden. Setze dich hin und bitte um deinen Abschied! Mein Haus und mein Herz stehn dir offen. Es soll dir gewiß in meinem Dörfchen gefallen und du kannst vielleicht hier im Stillen mehr Gutes thun, als dir jemals im Dienste des Staats möglich seyn würde."

„Ich, ein unbedeutender Privatmann, befördere nach allen Kräften das Wohl meiner guten, getreuen Nachbarn, die ich — wenn mir dieses Wort, in Beziehung auf mich, nicht zuwider wäre — meine Unterthanen nennen könnte. Sie betrachten mich sämmtlich als ihren Vater und suchen und finden immer Rath, Trost und Hülfe bei mir. Ich lehre sie neue Vortheile in der Landwirthschaft und unterstütze die, welche in Noth sind, mit Darlehnen ohne Zinsen. So habe ich schon einige brave Hausväter, die das Unglück verfolgte, vom drohenden Concurs gerettet. Prozesse kommen überhaupt in meinem kleinen Gebiete nicht auf. Ich zertrete diesen Schlangen den Kopf, sobald sie ihn nur erheben. Manche, die vielleicht vor Gericht Haus und Hof gefressen hätte, ward in meiner Wohnung, durch freundliche Unterhandlung mit den Parteien, in der Geburt erstickt. Darüber grollen zwar die Advokaten umher und schelten mich einen Broddieb: allein das kümmert *mich* nicht."

„*Ein anderes* Verdienst erwarb ich mir neulich um die

Jugend meines Dörfchens. Ihre Erziehung war bisher in den Händen eines alten, mürrischen und unwissenden Schulmeisters, und in der That, ganz unfigürlich gesprochen, blos in seinen Händen; denn in der gewaltigsten Handhabung der Ruthe und des Bakels bestand seine ganze Kunst. Dieser Mann gefiel mir nicht. Ich that ihm also den Vorschlag, seine rüstigen Hände in den Schooß zu legen und sich mit einer Pension zur Ruhe zu setzen. Er fügte sich darein. Ich trug nun einem geschickten Candidaten des Predigtamts, den mir ein Mann von Einsicht empfahl, mein Schuldienstchen mit guten Bedingungen an, und er schlug es zu meiner Freude nicht aus. Diese Anstalt kostet mir freilich Jahr für Jahr zweihundert Thaler; aber die Knaben, welche dadurch zu aufgeklärten Menschen gebildet werden, danken mir gewiß noch, wenn ich längst todt bin, als Greise dafür. Ich habe dabei einen Freund und Gesellschafter, und in der Zukunft für meine eigenen Kinder, die nun auch bald zur Schule reif werden, einen wackern Lehrer gewonnen."

„Meine gute Frau (die über dergleichen Ausgaben nicht keift, wie ein habsüchtiges Weib thun würde) unterrichtet unsere Landmädchen in weiblichen Arbeiten, und steht zugleich einer kleinen Hausapotheke vor, aus welcher wir die Kranken des Dorfs unentgeldlich versorgen."

„Im übrigen ist die Friedlichkeit unserer Ehe ein belehrendes und wirksames Beispiel für alle unsere Nachbarn. Als wir nach Lindenhain kamen, regierte Asmodi in vielen Häusern, und wir hatten manche von ihm angezettelte Fehde zu schlichten; allein wir verfolgten ihn so lange Schritt für Schritt, bis wir ihn nun endlich ganz über die Gränze unserer Dorfflur getrieben haben."

„Dieß ist die Geschichte unsers einfachen, aber frohen

Lebens. Die Zeit wird uns nie lang. Ist der Tag unter nützlichen Beschäftigungen verstrichen, so vergnügen wir uns am Abend durch trauliche Gespräche, Lesen und Musik. Mit Einem Worte, wir sind ohne Geräusch und blendenden Schimmer sehr glücklich. Ich glaube, daß man eine so vollkommene Ruhe des Gemüths nur auf dem Lande finden und sie nur da ohne Störung in langer Dauer genießen kann. Suche sie nicht in den Städten, wenigstens in den großen nicht! Dort sind alle Leidenschaften in einer heftigern Gährung; das Glück hält mit Ehrenstellen und Reichthümern offenen Markt, und gierig drängt sich jeder, Andere zurückstoßend, an seine glänzenden Buden. Ich preise mein Geschick, daß ich fern davon bin! Und ich bitte dich, Bruder, verlaß auch du dieses Gewühl! Komm unter mein stilles Dach und werde, wie ich, ein zufriedener Landmann!" —

Dieser Brief machte auf den Secretär einen so tiefen Eindruck, daß er einige Monate mit dem Gedanken umging, sich von seinen drückenden Verhältnissen zu befreien. Aber Stolz und Ehrsucht, welche in seinem Busen nicht erstorben, sondern nur ein wenig eingeschlummert waren, lenkten plötzlich seinen Sinn wieder um. Es that ihm nun weh, daß er das Pfund seiner Gelehrsamkeit auf einem Dorfe vergraben und alle Bestrebungen nach Rang und Größe aufgeben sollte. Er ward auf's neue lüstern darnach, und wünschte sich Reichthum, um damit alle Steine des Anstoßes aus dem Wege zu räumen.

In dieser Stimmung ließ er sich von seinem Unstern und einem eigennützigen Ehestifter verleiten, eine reiche Wittwe zu heirathen, die schon zwei Männer in's Grab gezankt hatte. Der bekannte kleine Gott, welcher von Rechtswegen *der einzige* Eheprocurator auf Erden seyn sollte, war

bei dieſer Vermählung ganz unthätig. Die Dame gehörte ſeit dreißig Jahren nicht mehr in ſein Reich, und war auch wohl, nach dem Anſchein ihrer ausgezeichneten, abſchreckenden Häßlichkeit, nie darin anſäſſig geweſen. Sie ſuchte zwar durch Schminke, Schönpflästerchen und reichen Kleiderputz das Bürgerrecht darin zu behaupten; doch Amor hatte, wie geſagt, gar nichts mit ihr zu ſchaffen. Eine deſto wichtigere Perſon war ſie in den Augen des ſpeculirenden Geiſtes, welche dem Liebesgott in's Handwerk pfuſcht, aber nicht mit Pfeilen verwundet, ſondern aus großen Rechnungsbüchern Fallen baut und Klumpen Gold als Köder darin aufhängt. Dieſer argliſtige Kobold hatte ſchon mit ihrem Mammon jene zwei arme Wichte, von deren bitterm Tode wir oben ſprachen, gelockt und gefangen, und unſer Secretär war der dritte, der ſich dadurch bethören ließ.

Er ſchrieb an ſeinen Bruder: „Wie reizend iſt das Bild deines Landlebens! Allein ich kann und darf dein Glück nicht mit dir theilen. Mich hat das Geſchick nun einmal an die Stadt gefeſſelt und ich muß darin aushalten. Ich wäre doch in deinem Hauſe, wo überall Thätigkeit herrſcht, das fünfte Rad am Wagen, und in ängſtlichen Träumen würde mir der Geiſt unſers Vaters zurufen: Hab' ich dich darum mit ſchweren Koſten zum Gelehrten erzogen, um hier ein träges Pflanzenleben zu führen? — Nein, ich will dieſen Vorwurf nicht verdienen, ſondern auf meiner Bahn vorwärts ſchreiten, ſo weit ich kann. Aber hierzu gehören Reiſekoſten, und ich habe noch keine nahe Hoffnung, aus der Kaſſe des Staats damit verſehen zu werden. Wahrlich, man möchte ſeine Bedürfniſſe ſo einſchränken wie Diogenes, der ſeinen hölzernen Becher wegwarf, weil er einen Knaben mit der hohlen Hand Waſſer ſchöpfen

sah! — Doch so weit bin ich in der Philosophie noch nicht gekommen, und ich habe mich deßhalb nach einer Freundin umgesehen, die mich nicht nur im Besitz eines Bechers erhalten, sondern mir ihn auch mit Wein füllen wird. Kurz, ich heirathe eine ehrbare Kaufmannswittwe, die reine zwanzigtausend Thaler besitzt. Sie hat freilich schon ihr achtes Stufenjahr hinter sich, und die böse Welt sagt ihr wahrscheinlich nach, daß sie sehr häßlich sey; aber was thut das? Ich bin davor sicher, daß sich nicht Herzensdiebe in mein Haus schleichen, und im übrigen sind wir in so gesegneten Umständen, daß wir alle Spötter verlachen können. — Noch nicht dreißig Jahre alt, nicht unwissend und reich! — Ha, was fehlt mir nun noch, um ein wichtiger Mann zu werden!“ —

Mit diesen freudigen Aussichten trat er an den Altar, und sie schimmerten ihm während des ganzen Hochzeittages vor den Augen. Doch schon am nächsten Morgen verschwanden sie wie ein Nebel, und er ward mit Schrecken und Reue gewahr, daß er sich ein schweres Kreuz aufgeladen hatte. Seine Ehehälfte fing sogleich an, sich durch die gemeinsten Sitten widrig zu machen. Mit dem ersten Schritt in's Haus maßte sie sich die Alleinherrschaft an und gab strenge Gesetze, ohne den, der auf die Mitregierung einen gerechten Anspruch hatte, darüber zu fragen. Alle ihre Einrichtungen und Befehle zeigten, daß sie vom Geize besessen war. Der arme Mann hatte also vergebens darauf gerechnet, seinen Becher mit Wein gefüllt zu sehen: er mußte sich mit Halbbier begnügen. Die Speisen waren von gleichem Werthe. Und was für anmuthige Tischreden führte die gute Wirthin! Sie sprach von nichts als häuslichen Unfällen und Verdrießlichkeiten, und verschlimmerte noch alles durch Uebertreibung. Man hätte

bei diesen kläglichen Geschichten die leckerhaftesten Meisterwerke der Kochkunst geschmacklos gefunden, und ach! hier sollten sie Wassersuppen und Kartoffeln zur Würze dienen. Daher stand denn der Secretär — ob er gleich kein Kostverächter und auch in der Unterhaltung nicht eckel war — meistens mit unbefriedigtem Magen vom Tisch auf, und aß lieber in einem Winkel, wo er die Stimme seines nörgelnden Weibes nicht hörte, ein Stück trocknes Brod.

Winselte sie aber auch nicht, so war dennoch ihr Geschwätz unleidlich. Albern wie eine Gans, hatte sie blos ihren Wirthschaftskram im Kopfe und trätschte mit der Redseligkeit einer Aelster von nichts als Kochen, Waschen und so weiter. Frauen von diesem Schlage heißen zwar geschäftige Hausmütter, sind aber unerträgliche Gesellschafterinnen. Der Mann, welchem eine so geistlose Gespielin zu Theil ward, muß entweder selbst ein Strohkopf seyn, oder er hält es auf die Länge bei ihr nicht aus, und flieht so oft als möglich mit Verdruß aus dem Hause, um an andern Orten eines angenehmern Umgangs zu genießen.

Der Secretär hatte sich vor seiner Heirath gewöhnlich nach den Geschäften des Tages in einem Kaffeehause vergnügt, und sehnte sich jetzt, nachdem er die ersten fünf oder sechs Abende seines Ehestandes daheim geblieben war, wieder in den Kreis seiner alten lustigen Tabaksgesellschaft. Als er aber, um dieses Verlangen zu befriedigen, den Hut ergriff, fragte sein Eheschatz hastig: „Wo willst du hin?“

Er bekannte mit furchtsamer Stimme die Wahrheit.

„So?“ sagte sie höhnisch: „Ich dächte, du bliebst zu Hause!“

Er. Ich komme bald zurück. Mich gelüstet nur nach einer Pfeife Tabak, und hier darf ich doch nicht rauchen.

Sie. Nein. Das hab' ich mir Ein Mal für immer verbeten. Die Möbeln leiden Schaden.

Er. Das wäre wohl nicht zu besorgen.

Sie. Ei, ei! Sind sie dir etwa nicht prächtig genug? Kannst du dir bessere schaffen?

Er. Wir brauchen sie nicht besser. Ich will sie auch gern schonen und deßhalb ausgehen.

Sie. Hast du denn so viel Geld übrig, daß du es in die Luft blasen willst?

Er. Dieses wohlfeile Vergnügen macht sich der ärmste Handwerker.

Sie. Der ärmste Handwerker rührt keine Hand umsonst; doch was verdienst denn du?

Er. Wenigstens keine Vorwürfe darüber: denn es ist nicht meine Schuld.

Sie. Schuld hin, Schuld her! Wer keine Einnahme hat, kann nicht auf Kaffeehäusern schwelgen. Du gehst also nicht von der Stelle! —

Hiermit riß sie ihm den Hut aus der Hand und verschloß ihn in den Kleiderschrank. Der arme Tropf war zu feig, sich dieser gewaltsamen Pfändung zu widersetzen, und erhielt den Gefangenen nicht eher zurück, als bis es am folgenden Tage Zeit war, sich in der Kanzellei einzufinden. Er unterstand sich seitdem lange nicht wieder, an einen Gang nach dem geliebten Kaffeehause zu denken. Wie traurig verschlichen seine Abende nun! Bei dem düstern Schein eines Oellämpchens, der Unholdin gegenüber, starb er fast vor langer Weile. Er wollte sich Anfangs die Zeit durch Bücher verkürzen; allein es ward nicht erlaubt. Sie nannte das Lesen unnütze Faulenzerei, und *zwang ihn* — Federn zu schleißen.

Als sie einst gegen Abend zu einer Freundin gegangen

war, mit welcher sie oft bis spät in die Nacht die Neuigkeiten des Tages abzuhandeln pflegte, empfand er einen so mächtigen Trieb nach einem Pfeifchen Knaster, daß er den tollkühnen Entschluß faßte, sich heimlich auf's Kaffeehaus zu stehlen. Die größte Bedenklichkeit bei diesem Unternehmen machte ihm eine beträchtliche Partie ungeschlissener Federn, welche er diesen Abend, nach dem ausdrücklichen Befehl seiner Gemahlin, abkielen sollte. Doch einige Groschen, mit welchen er sich die Verschwiegenheit der Magd erkaufte, setzten ihn aus dieser Verlegenheit. Das Mädchen versprach, sein Pensum zu verarbeiten, und er eilte nun mit sorgenfreiem Herzen fort.

Er hielt sich in dem Kaffeehause nicht lange auf. Aber wer beschreibt sein Entsetzen, als er dennoch bei seiner Zurückkunft schon auf der Treppe die gräßliche Stimme seiner Beherrscherin hörte! Sie hatte sich mit ihrer Seelenfreundin überworfen, war deßhalb früher als gewöhnlich nach Hause gegangen, und folterte jetzt mit Verwünschungen und Schlägen die arme Magd, um seinen Aufenthalt zu erfahren. Er vernahm jedes Wort: alle Glieder zitterten ihm: er wußte nicht, was er beginnen sollte, und fing vor Angst an zu beten. Endlich riß er mit dem Muth der Verzweiflung die Thür auf und stellte sich vor das fürchterliche Tribunal.

Die Furie sprang auf ihn zu und beschnüffelte seine Kleider. „Das hab' ich gedacht!“ rief sie aus: „Ich brauche nicht erst zu fragen, wo du gewesen bist; die Antwort stinkt mir schon entgegen.“ — Nun folgte ein Hagelwetter pöbelhafter Schimpfreden, die das frömmste Lamm hätten aufbringen müssen, und auch zuletzt der Hiobsgeduld des Secretärs ein unwilliges Wort auspreßten. Welches Majestätsverbrechen! Es ward augenblicklich durch einen

Backenstreich geahndet, welcher von dem Handgerippe, das ihn austheilte, gar nicht wohl that. Darüber entrüstet, wollte sich der Geschlagene zur Wehr stellen; allein er machte die traurige Erfahrung, daß sich Shakespear's berühmtes Wort: „Schwäche, dein Name ist Weib!“ auf die körperliche Beschaffenheit seiner Frau nicht anwenden lasse. Sie trieb ihn so gewaltig in die Enge, daß er um Gnade bitten mußte.

Durch diese entscheidende Niederlage gerieth er in die härteste Pantoffelsklaverei, die sich denken läßt. Ohne Kraft und Muth, seine Ketten zu sprengen, trug er sie einige Jahre mit stummer Gelassenheit. Aber innerlich nagte der Gram an seinem Leben. Er verging allmählich wie ein Schatten.

Auf der Kammer ward er nicht besser behandelt. Des Oberhauptes seltsamer Begriff von der Kürze der Schreibart hatte ihn dann und wann zu bittern Spöttereien gereizt, und falsche Freunde waren an ihm zu Verräthern geworden. Dieser Umstand gab seiner Gesundheit den letzten Stoß. Der beleidigte Mann betrug sich seitdem als sein erklärter Feind, verfolgte ihn auf alle mögliche Weise, tadelte mit den ehrenrührigsten Ausdrücken alles, was er sprach und schrieb, und warf ihm eines Tages sogar vor der vollen Versammlung der Räthe ein Bündel Acten in's Gesicht. Der Bestürzte fiel in Ohnmacht und mußte in einer Sänfte nach Hause gebracht werden.

„Was, zum Geier! sieht denn dich an?“ brummte ihm seine Frau entgegen, als er matt und bleich die Treppe herauf schlich.

Er erzählte, was ihm begegnet war; anstatt ihm Mitleiden zu bezeigen, gerieth sie gegen ihn in den heftigsten *Zorn und polterte*: „Hättest du nicht dumme Streiche ge-

macht, so wäre der gnädige Herr Director nicht so ungehalten geworden!“

Er antwortete blos durch einen Seufzer und verlangte zu Bett.

„Ei, warum nicht gar!“ kreischte sie: „Da wirst du dich her legen und faulenzen wollen! Das würde das hohe Collegium sehr ungnädig vermerken, und am Ende wohl gar bei dem Fürsten auf deine Abdankung antragen.“

Ich oder der Tod werden ihm darin zuvorkommen! ächzte der Kranke: So viel ist gewiß, daß ich die Schwelle des Kammergebäudes nie wieder betrete. —

„Nun, das wäre schön!“ rief die zärtliche Frau, und stemmte beide Arme in die Seiten: „Was soll denn endlich aus dir werden? Willst du nie einen Heller verdienen? Soll ich dich zeitlebens von meinem Vermögen füttern?“

Nein! — sprach er mit plötzlicher Ermannung und festem Tone: Lieber will ich auf dieser Stelle umkommen, als nur noch Einen Bissen Brod aus der Hand eines so hartherzigen Weibes essen! — Ich reise sogleich zu meinem Bruder, und sollt' ich im Wagen auf der Landstraße sterben.

„Glück auf den Weg!“ schrie sie hohnlachend ihm nach, als er jetzt eilend das Haus verließ. Er ging zu dem nächsten Miethkutscher, und kam, durch frische Luft und Bewegung gestärkt, mit leidlicher Gesundheit in Lindenhain an.

Wie ganz anders empfing man ihn dort! Sein Bruder, dessen edle Gattin, ihr Vater — alle nahmen Theil an seinen Leiden, und beeiferten sich gemeinschaftlich, ihn zu erheitern. Die Männer drangen in ihn, ohne Verzug abzudanken, und dem Fürsten die von dem Kammerdirector erfahrene Mißhandlung als Bewegungsgrund anzuzeigen.

„Machen Sie sich darüber kein Bedenken!“ sagte der alte Grünberg: „Warum sollten Sie dieses ungestümen Mannes schonen, der selbst keine Schonung gegen Niedere kennt und seine Gewalt so schändlich mißbraucht? — Wenn ihn der Fürst, durch Ihre Anzeige bewogen, über sein brausendes Wesen zur Verantwortung zieht und ihm ernstlich gebietet, künftig mehr Glimpf zu gebrauchen: so haben Sie, wahrlich! vielen Bedrückten einen großen Dienst erwiesen. Und wir alle dürfen ja den mächtigen Mann nicht fürchten, da nun auch mein Sohn, wie Sie wissen, den Kammergutspacht aufgegeben und sich in unserer Nachbarschaft angekauft hat. Also frisch drauf los! Der Herr Director kann uns, wenn er auch einen noch drei Mal längern Arm hätte, kein Haar krümmen.“ —

Der Secretär entwarf hierauf, nach Grünbergs Rath, ein freimüthiges Abdankungsschreiben. Allein ungeachtet es unmittelbar an den Fürsten gerichtet war, so las er es dennoch nicht selbst, sondern ließ sich den Inhalt von einem Referenten vortragen, welcher ein Freund des Kammerdirectors war, und deßhalb der gegen denselben geführten Beschwerde mit keinem Worte gedachte. Es erfolgte daher nichts, als daß der gebetene Abschied in Gnaden ertheilt ward.

Immer mehr entwickelte sich indessen der Krankheitsstoff, welchen der unglückliche Mann durch Gram und Aergerniß eingesammelt hatte. Er verfiel in eine unheilbare Auszehrung. Die Aerzte, welche von seinen Verwandten zu Rathe gezogen und über seinen Zustand auf's Gewissen befragt wurden, sprachen ihm das Leben ab. Dieses Todesurtheil erfuhr er zwar nicht; er fühlte aber selbst, daß es mit ihm zu Ende ging. Sein Herz war durch Leiden besser *geworden. Er konnte* sich die schnöde Verachtung, welche

er vormals oft gegen seinen Bruder geäußert hatte, nicht verzeihen, und vergoß Thränen, so oft er daran dachte.

In den letzten Tagen seines schwindenden Lebens saß er einst, von seinen Verwandten umringt, im Garten und wärmte sich an den Strahlen der Sonne. Er blickte mit nassen Augen zu ihr empor und rief aus: „Himmlisches Licht, wie selten sah ich dich in der Pracht deines Aufgangs und Niedergangs, und nun scheinst du schon bald auf mein Grab!“ —

Alle versanken in Wehmuth und weinten. Er aber suchte sich zu fassen, wandte sich gegen seinen Bruder und sprach: „O, wär' ich doch, wie du, ein treuer und demüthiger Anhänger der Natur geblieben, so fiel ich jetzt nicht als ein Opfer der leidigen Ehrsucht! Das bin ich eben so im Kleinen, wie mancher weltberühmte Mann es war. — Friede sey mit der Asche unsers Vaters! Er liebte mich und dacht' es gut mit mir zu machen; aber, selbst vom Ehrgeiz irre geleitet, führt' er auch mich irre. Ich sollte und wollte groß werden, und ward — unglücklich! — Daß meine Knabenjahre in einem Schulkerker traurig verflossen — daß ich, als Geschäftsmann, von Obern geplagt und beschimpft, und daneben von einem Hausteufel gequält ward — kurz, alle Leiden, die ich auf Erden erfuhr, entsprangen aus meiner thörichten Unzufriedenheit mit dem Stande, worin ich geboren war. — Ach, hätt' ich doch meine verlorenen Jahre zurück! Ich wollte meines Lebens weiser genießen.“ —

Sein Bruder unterbrach ihn mit der Bitte, sich nicht über die Vergangenheit zu härmen, und die Uebrigen trösteten ihn gegen ihren eigenen Glauben: daß das Ziel seiner Tage nicht so nahe seyn werde, als er befürchte. Aber er *schüttelte den* Kopf, zeigte auf eine Rosenknospe

und sprach: „Denkt an mich! Wenn diese Blume aufblüht, bin ich nicht mehr.“ —

Und es geschah, wie er sagte. Er verschied drei Tage nachher in den Armen seines Bruders, welcher durch einfachen Sinn bis heute glücklich ist. Auch Grünberg, der ehrwürdige Greis, blickt noch mit Heiterkeit auf die lange Bahn seines tugendhaften Lebens zurück, und schon spielen Urenkel mit seinen Silberlocken. Die liebenswürdige Wittwe machte sobald als möglich Anstalt, ihren ersten drei Männern den vierten nachzuschicken; aber sie gerieth an einen, der stärker war als sie. Er ließ sie oft, wenn sie zu zanken begann, seine schwere Hand fühlen, und spielte durchaus, so tapfer sie ihm auch widerstand, den Meister im Hause. Dieser Regierungswechsel gefiel ihr so wenig, daß sie schon im zweiten Monat ihrer vierten Ehe, nach einer verlorenen Hauptschlacht, plötzlich die Welt verließ.

IV.

Die Amazone.

Erſtes Kapitel.

Trauergeläut und Wind.

Im Städtchen Tannenbühl ſchlug es zwölf, und alle Glocken begannen zu läuten. Der Schuſter warf den Kneif, der Schneider die Scheere aus der Hand und die Weiber verließen eilig den Herd. Man riß die Fenſter auf; man lief vor die Hausthür. Alles, was Augen hatte, ſah mit langem Halſe nach dem Kirchthurm hinauf und beobachtete die Schwingung der Glocken. Wer auf der Gaſſe ging, blieb horchend ſtehen, und eins rief dem andern zu: „Hört Ihr? Das gilt Ihm!“

Auf dem Marktplatze hatte ſich aus allen ſieben Gaſſen und Gäßchen ein Knäul von Müſſiggängern zuſammengewickelt, und jeder hielt dem Entſeelten eine Standrede. Der Fluß ihrer Beredtſamkeit ward durch eine ungewöhnliche Erſcheinung gehemmt. Eine junge fremde Dame kam, von einem Diener begleitet, in raſchem Trabe vom Thore her geritten und fragte, was es hier gebe.

hatte sie keine Frauenkleider getragen. In der ganzen Natur war ihr nichts lächerlicher, als ein weibischer Geck, und nichts unleidlicher, als die tändelnde, witzelnde, süßliche Sprache, welche die Gecken mit Frauenzimmern zu reden pflegen. Wehe dem Zärtling, der sein Heil damit bei ihr versuchen wollte! Sie blitzte ihn mit einem verächtlichen Blick ihrer großen flammenden Augen an, und wenn er sich dadurch zu einem gesetztern Wesen nicht bekehren ließ, so machte sie sich kein Bedenken, ihm rasch den Rücken zu zeigen, und das Närrchen allenfalls, wenn es zudringlicher ward, bei seinem rechten Namen zu nennen. Mit Frauenzimmern, die von nichts als Hauben und Bändern zu sprechen wußten, wechselte sie kein Wort. Sie war ungern ein Weib. Doch nicht eigentlich ihr Geschlecht, sondern nur dessen Abhängigkeit von dem männlichen war ihrem feurigen Geiste verhaßt. „Der Mann und das Weib," sagte sie oft, „wurden von der Natur mit gleichen Gaben und Fähigkeiten ausgerüstet und zu gleichen Rechten berufen. Alles, was der Mann unternimmt und vollbringt, würde das Weib eben so muthig beginnen, eben so glücklich ausführen, wenn es nicht durch weichliche Erziehung entnervt, nicht durch die Herrschsucht des Mannes in die engen Schranken häuslicher Beschäftigungen gebannt wäre." — Diesen Gesinnungen lebte sie so viel als möglich gemäß, und Niemand hinderte sie daran; denn ihre Mutter, der zu Gefallen sie bisweilen durch die Küche huschte und einige Augenblicke mit den Stricknadeln spielte, war vor vielen Jahren gestorben, und ihr Vater hatte nachher eine Wirthschafterin angenommen, die das Hauswesen besorgte.

Philippine bekümmerte sich nun mit keinem Gedanken *mehr darum*, war aber eine desto fleißigere Schülerin des

Feldpredigers, der sich ihres fähigen Kopfs und ihrer Lernbegierde freute und sie ganz wie einen Knaben erzog. Sie ward bald der Feder so mächtig, daß sie bei ihrem Vater das Amt eines Geheimschreibers versehen konnte. Das war dem alten, der Schule früh entlaufenen Husaren ein willkommener Dienst, weil er den Säbel besser, als den Gänsekiel zu handhaben verstand und lieber zu einem Gefechte ritt, als sich an den Schreibetisch setzte. Er unterrichtete sie dagegen in der Reitkunst, und schon in ihrem fünfzehnten Jahre war ihr kein Pferd mehr zu wild.

Ihre edle, schlanke Gestalt, ihre einnehmende Gesichtsbildung und ihr freier und ungezwungener Anstand machten sie zu einem sehr schönen Mädchen, und es mangelte daher nicht an jungen Männern, die Liebe für sie fühlten. Aber ihr Herz war von Gegenempfindungen leer, und sie wies einige vortheilhafte Heirathsanträge zurück, weil sie nicht — wie sie sich gegen ihren Vater ausdrückte — eine Sklavin werden wollte.

Sie war ein und zwanzig Jahr alt, als plötzlich der Tod, der sich in so mancher Schlacht an ihren Vater nicht gewagt hatte, in seinem friedlichen Standquartier erschien und ihn den Marsch in jene Welt antreten hieß. Dem grauen Helden schien es höchst unanständig, auf einem andern Bette, als dem Bette der Ehre, zu sterben, und er fluchte deßhalb dem Tode alle Teufel auf den Hals. Allein es half nichts; er mußte fort. Mit schon gelähmter Zunge rieth er seiner Tochter, sich zu seinem Bruder zu begeben, der in einem benachbarten Lande als Oberster außer Diensten lebte.

Der Major hatte sich nichts abgehen lassen und seiner Schwadron viel Gutes gethan; sein Nachlaß war also unbedeutend, und Philippine mußte sich entschließen, ihren

Oheim um Unterstützung und Aufnahme zu bitten. Er antwortete, daß er sie erwarte. Sie machte sich sogleich, nach ihrer Gewohnheit, zu Pferde auf den Weg und bestimmte ihrer Kammerfrau, welche noch mit dem Verkauf des väterlichen Haus- und Feldgeräthes beschäftiget war und ihr dann zu Wagen folgen sollte, das Gränzstädtchen Tannenbühl zum Treffplatz.

Drittes Kapitel.

Der Bücherverleiher.

„Kann man hier Bücher geliehen bekommen?“ fragte sie den Wirth.

In schwerer Menge! antwortete er: Unser Küster befaßt sich damit und hat ein ganzes Zimmer voll.

Sie befahl, das Verzeichniß holen zu lassen. Der Leihbibliothekar erschien in eigener Person und überreichte seinen handschriftlichen Katalog.

Als sie eine Weile darin geblättert und bisweilen mit dem Kopfe geschüttelt hatte, fragte der halbgeistliche Mann: Finden Sie nichts nach Ihrem Geschmack? Ich besitze doch die anmuthigsten Liebes- und Rittergeschichten. —

„Dafür dank' ich!“ erwiederte sie: „Werden dergleichen Bücher hier gelesen?“

Außerordentlich stark. Aber doch keins mit so brennender Begierde, als die Geschichte des Räuberhauptmanns Rinaldo Rinaldini. Dieses Buch hat mich mit der halben Stadt entzweit. Jeder lechzt darnach, wie der Schnitter nach einem kühlen Trunk; und da ich nun nicht im Stande *bin, den Durst* einiger hundert Seelen auf Ein Mal zu

löschen, so läuft und fragt und zankt und schmollt man, daß ich oft vor Angst weder aus noch ein weiß. —

„Ist das nicht ein Lärm um einen Straßenräuber!“

Eben so spricht unser Herr Pfarrer. Und ich wundere mich, sagt er, um so mehr, da sich der Verfasser auf eine lobenswürdige Weise enthalten hat, geistreich und witzig zu schreiben, um die Menschen nicht durch eine reizende Darstellung für seinen Galgenvogel einzunehmen. —

„Der Pfarrer scheint mir ein loser Mann. Doch darin hat er Recht, daß der Sturmlauf nach diesem Buche ganz unerklärbar ist und dem moralischen Sinn der Rinaldiner, besonders aber der Rinaldinerinnen, eben so wenig Ehre macht, als ihrem Geschmack. — Ich habe nur wenig Blätter davon gekostet und war dann völlig satt. — Bring' Er mir Göthe's Egmont und Schiller's Geschichte des dreißigjährigen Krieges, die sich, zum Glück für mich, unter Seine Ritter und Räuber verirrt haben. Ich las zwar beide schon mehrmals; doch solche Schriften sind und bleiben mir immer neu.“

Sonderbar! In Tannenbühl frißt sie der Staub. —

„Sag' Er das nicht so laut, mein Freund! Er schimpft seine Mitbürger.“

Viertes Kapitel.

Schilderung einiger Magnaten von Tannenbühl.

Sie wollte Nachmittags lesen; allein es war nicht möglich. Ganz Tannenbühl wimmelte wie ein Ameisenhaufen unter ihrem Fenster, und der Wirth fragte zur Thür herein: Darf ich stören?

Sie ließ ihn näher treten und er begann: Das gnä-

dige Fräulein sind an einem merkwürdigen Tage hier eingetroffen. Der vornehmste und reichste Mann unseres Städtchens, der nie einen Menschen zu Gaste bat und keinem Armen einen Bissen Brod mittheilte, wird heute selbst den Würmern auf die Tafel gesetzt.

„So hab' ich gehört. Er soll einige Tonnen Goldes hinterlassen."

Wer hat Ihnen das gesagt?

„Ein Mensch, der auf dem Markte stand. Dem Ansehen nach ein Friseur. Er sprach gar von Millionen."

O, der windige Puderbeutel! Der Aufschneider ohne Gleichen! Er weiß den Henker davon, wie viel eine Million beträgt. Wie kämen Tannenbühl und Millionen zusammen! Doch allerdings hat der Commerzienrath, Gott hab' ihn selig! ein Vermögen erwuchert und ergeizt, das für den hiesigen Ort sehr beträchtlich ist. Sein einziges Ehepflänzchen, ein Bube von zwanzig Jahren, erbt wenigstens sechzig tausend Thaler. Davon geht kein Heller ab; das kann ich berechnen.

„Hm! keine Kleinigkeit."

Das sollt' ich meinen! Und was für ein einfältiges Knäblein ist der Universalerbe! Er kam noch nie hinter dem Ofen hervor, und ließe sich allenfalls aufheften, daß die Welt ein paar Meilen von hier mit Brettern verschlagen sey. — Ah! jetzt wird sich der Leichenzug in Bewegung setzen. Da kann ich Ihnen mit Einem Male, wenn Sie erlauben, die Hauptpersonen unsers Städtchens zeigen und namhaft machen.

Sie traten an's Fenster und er fuhr fort: Sehen Sie! Das flache, rothbäckige Gesicht hinter dem Sarg ist der Erbe, und der lange, dürre, spinnenbeinige Mann zu seiner Rechten der Hofcommissär Falkner, sein Vormund.

Auch ein steinreicher Kauz, der seine Wohlhabenheit gern zur Schau trägt und vor nicht langer Zeit die Narrheit beging, sich ein schwarzes Sammtkleid statt der Knöpfe mit Doppeldukaten besetzen zu lassen. Er und der Selige waren die innigsten Freunde und verabredeten schon vor vielen Jahren eine Heirath zwischen ihren Kindern, um dadurch ihr schönes Vermögen zu vereinigen. Aber Mamsell Falkner, die ebenfalls ihres Vaters einziges Kind ist, soll für ihren bestimmten Bräutigam, wie man sagt, keine Neigung empfinden, sondern sich mit dem Rathsschreiber Veilchen, der dem Erben zierlich zur Linken geht, in ein heimliches Liebesverständniß eingelassen, oder — nach hiesiger Art zu reden — verplämpert haben. Dieser Herr Veilchen hat, zu Ihnen gesagt, einen kleinen Schuß, schreibt Komödien und Verse, ist ein Modepüppchen und duftet immer so süß wie die Blume, deren Name er führt. Doch das alles bleibt sein unter uns!

„Sorg' Er nicht!"

Die übrigen Personen — zum Beispiel unsere wohlweisen Rathsherren, die mit steifen Hahnenschritten hinter der Leiche hersteigen — werden Sie wenig interessiren.

„Er hat Recht."

Kleine Städte, kleine Lichter! Das ist nun einmal nicht anders. Der Rathsstuhl ist mit ehrlichen Handwerkern besetzt, die von der Landesverfassung, Proceßordnung und andern gelehrten Dingen weder giks noch gaks wissen. Der studierte Rathsschreiber regiert sie, wie ein Gaukler seine Drahtpuppen. Er ist deßhalb ein wichtiger Mann, und ich muß es mir zur Ehre schätzen, daß er täglich in meinem Hause speist.

„Ei wohl!"

Ich wünschte, das gnädige Fräulein ließen sich auch

gefallen, meinen öffentlichen Tisch durch Ihre Gegenwart zu verherrlichen.

„Ich bin lieber in meinem Zimmer.“

Herr Veilchen würde Sie gewiß auf die angenehmste Weise unterhalten.

„Das wäre möglich.“

Es scheint Ihnen aber vielleicht unanständig, in der Gaststube zu speisen?

„O nein!“

Sie dürften sich auch darüber in der That kein Bedenken machen. Ich habe schon mehrere Damen von Stande da bewirthet.

„Warum nicht? Ich aß selbst sehr oft an Wirthstafeln.“

Erzeigen Sie also doch auch der meinigen die Gnade!

„Vielleicht; wenn mir ein Mal die Zeit hier oben zu lang werden sollte.“

Sie finden eine ausgesuchte Gesellschaft. Auch der junge Herr von Bach kommt von morgen an zu mir in die Kost.

„So?“

Eine gute ehrliche Haut und gar nicht übel gebildet, wie Sie gesehen haben. Wer weiß, was sich fügen könnte.

„Ich versteh' Ihn nicht.“

Ei nun, ich wollte nur sagen, daß mich der arme Junker dauert. Er soll ein schnippisches Mädchen heirathen, das einen Andern liebt; und er ist denn doch auch ein Edelmann, dem überhaupt eine bessere, standesmäßigere Partie zu gönnen wäre. Meinen Sie nicht auch?

„Ich habe nichts in der Welt dagegen; denn ich kenne diese Leute nicht.“

Wohl wahr; doch, was noch nicht ist, kann werden. *Berge kommen nicht* zusammen, aber Menschen; und es

geschieht manches unter der Sonne, woran kein Prophet gedacht hat. Wenn denn so, zum Exempel, das gnädige Fräulein —

„Spricht Er von mir?“

Halten Sie mir's zu Gnaden! Ich wollte sagen, wenn vielleicht der Junker das unerwartete Glück hätte, dem gnädigen Fräulein nicht zu mißfallen, und so —

„Wie geräth Er auf diese wunderlichen Gedanken?“

Ganz aus dem Stegreif. Ein guter Geist blies sie mir ein.

„Bild' Er sie nicht weiter aus! Ich liebe dergleichen Einfälle nicht, und wir sind auch nicht so bekannt und vertraut, daß Er mir eben alles, was Ihm durch den Sinn fährt, mittheilen müßte.“

Verzeihen Sie! Es war nicht übel gemeint.

„Das mag seyn; aber ich hasse solches Geschwätz und will kein Wort dieser Art weiter hören.“ —

Der Wirth legte die Hand auf den Mund und trat ab.

Fünftes Kapitel.

Die Wirthstafel.

Egmont und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges waren gelesen und wieder gelesen; die Bibliothek des Küsters gewährte nichts von gleichem Gehalt; die Kammerfrau kam noch nicht an, und Philippine hatte lange Weile, die ihr am dritten Tage ihres Aufenthalts in Tannenbühl so lästig ward, daß sie den Versuch machte, an der Wirthstafel Zeitkürzung zu finden.

Außer einigen andern unbedeutenden Personen, die uns nichts angehen, bestand die Tischgesellschaft aus dem Jun-

ker Fritz (wie wir den Herrn von Bach der Kürze wegen in der Folge nennen wollen) und dem zierlichen Rathsschreiber. Jener saß steif wie eine Kerze, wagte kaum vor blöder Bescheidenheit einen Blick auf das Fräulein, belächelte jedes Gespräch, und gab nur bisweilen, wenn er einer unmittelbar an ihn gerichteten Frage nicht ausweichen konnte, ein leises, schüchternes Ja mit einer tiefen Kopfneigung von sich. Der Rathsschreiber führte dagegen das große Wort, und bestrebte sich aus allen Kräften, das Fräulein zu unterhalten. Er hob mit Süßigkeiten und Schmeicheleien an, lenkte aber sogleich wieder ein, als er aus der ersten kaltsinnigen Antwort wahrnahm, daß er einen falschen Weg eingeschlagen hatte. Nun ward er witzig, prangte mit seiner Belesenheit im Fache der schönen Wissenschaften, und brachte poetische Gesundheiten aus. Allein er bemerkte bald, daß er auch in diesem Felde keinen Beifall erjagte, und versuchte hierauf eine Streiferei in das Gebiet der Geschichte. Darin war er freilich kein Held; aber er hatte kurz zuvor die mahlerische Beschreibung des siebenjährigen Krieges von Archenholz gelesen, und sein Gedächtniß war kein untreues Sieb: es gelang ihm also nicht übel, von Friedrich dem Großen und dessen Feldzügen so zu sprechen, daß man allenfalls bei einem Glase Wein damit zufrieden seyn könnte. Philippine hörte ihn mit Aufmerksamkeit an, und es begann zwischen beiden ein zwangloses und freundliches Gespräch. Sie gestand sich selbst, daß der Rathsschreiber ein leidlicher Mann sey, mit dem sich ein verständiges Wort reden lasse.

Als sie in ihr Zimmer zurückgegangen war, zog ihn der Wirth bei Seite und flüsterte ihm in's Ohr: „Hab' ich's nicht gesagt? Ein allerliebstes Damchen! — *Könnten wir sie doch* in Tannenbühl behalten und dem Herrn

von Bach zuschanzen! Damit machten wir dem Hofcommissär einen verzweifelten Querstrich durch seine Rechnung auf ihn, und der alte Herr würde sich dann bequemen, Ihr Schwiegerpapa zu werden. — Heh! was sagen Sie dazu?"

Sie sind ein speculierender Kopf! Das muß man ihnen lassen! antwortete der Rathsschreiber lachend: Aber dieß Mal, mein Freund, werden Sie wohl an eine Unmöglichkeit gerathen seyn. —

„Was wär' unmöglich!" versetzte der Wirth: „Ich habe schon vorgearbeitet, habe diese Saite bei der jungen Dame schon berührt."

Und was erfolgte darauf?

„Sie verbot mir freilich mit krauser Stirne den Mund; aber das schadet nichts. Kein Baum fällt auf den ersten Hieb, und Rom ward nicht in Einem Tage gebaut."

Ganz recht! Rom ward nicht in einem Tage gebaut. Wenn aber lauter so schläfrige und unthätige Menschen, wie unser Junker Bach, daran gearbeitet hätten, so wäre noch heute kein Haus fertig. Das Eis seines Herzens wird nie von Amors Fackel entzündet; und gerieth' es auch endlich in Brand, wo sollt' er den Heldenmuth hernehmen, es zu gestehen?

„Lassen Sie mich sorgen: Ich will ihm das Fräulein anpreisen und dann sein Dolmetscher seyn."

Gut, setzen wir den Fall, daß sich das gefühllose und furchtsame Knäblein zu der abenteuerlichen Brautwerbung bereden ließe; was kann uns das helfen? Muß nicht auch das Fräulein mit einstimmen? Und da werden Sie sich eine lange Nase holen, Herr Wirth! Denken Sie an mich! Die Löwin gattet sich nicht mit dem Schafe. —

„Verzeihen Sie, Herr Rathsschreiber; Ihr Gleichnis

hinkt! Rasche, hochherzige Weiber sind herrschsüchtig und verbinden sich deshalb gern mit frommen, muthlosen Männern.“ —

Glauben und thun Sie, was Sie wollen! sprach Herr Veilchen und griff nach seinem Hute: Ich verliere bei Ihrem Wagestück nichts, und gewinne vielleicht dabei, wenn es wider meine Erwartung gelingen sollte. Wird Malchen dadurch meine Gattin, so rechnen Sie auf unsere Erkenntlichkeit!

„Topp! ich halte Sie bei Ihrem Worte!“ rief der Wirth: „Denn auf einen Kuppelpelz ist es abgesehen.“ —

Er knüpfte nun ein Gespräch mit dem Junker an, der noch bei den Ueberresten des Nachtisches verweilte. Doch, ehe wir dem ehrlichen Jungen eine zweite Braut aufschwatzen lassen, wollen wir zuvor melden, wie er mit der ersten stand.

Sechstes Kapitel.

Herr Veilchen bekommt Schläge und geräth darüber in Begeisterung.

Junker Fritz und Malchen Falkner hatten und zeigten von Kindheit an eine natürliche Abneigung gegen einander. Dennoch wurden sie fast täglich zusammengeführt, weil sie von ihren Eltern schon in der Wiege zu Ehegatten bestimmt waren. Sie vertrugen sich bei ihren Spielen (zu denen sie oft erst durch Scheltworte gezwungen werden mußten) wie Hund und Katze. Fritz fing nie Händel an und gab auch immer gern nach; aber Malchen war ein naseweises, von sich eingebildetes, zänkisches Ding, *das alle seine* wetterwendischen Launen gegen den sanft-

müthigen Knaben ausließ und ihn gemeiniglich mit Stichelreden und hämischen Streichen so lange neckte, bis er endlich in Harnisch gerieth und dann wohl gar, ohne sich vorher in einen Wortkrieg einzulassen, dem kleinen Plagegeiste thätlich zu Leibe ging. Doch kaum war der erste Schlag geschehen, so gereute ihn sein Zorn und er bot die Hand zur Versöhnung. Malchen kroch eine Weile zum Kreuze, allein bald brach sie wieder den Frieden. So ging es einen Tag wie den andern.

Die Väter sahen und hörten den endlosen Zwiespalt der Kinder und überzeugten sich daraus, daß ihre Gemüther nicht für einander geschaffen waren; doch ließen sie sich dadurch in ihrem Plane nicht stören. „Die Krabben," sagte der Commerzienrath, „sollen sich ja nicht lieben; sie sollen sich nur heirathen. Ihr Geld wird sich schon zusammen vertragen." — Der Hofcommissär war ganz seiner Meinung.

In den Jahren, da sich die Liebe in jugendlichen Herzen anzumelden pflegt, machte das Gefühl der Unschicklichkeit ihren kindischen Fehden ein Ende; doch wurden sie deswegen keine bessern Freunde. An die Stelle des lauten Gezänks trat stiller Kaltsinn. Sie suchten sich eben so wenig auf, als sie sich auswichen, und konnten halbe Tage in einer Gesellschaft beisammen seyn, ohne mit einander ein Wort zu sprechen. Malchen unterhielt lieber den Zirkel ihrer Freundinnen mit Spöttereien über den Junker und schalt ihn einen Klotz. Er war zu gutmüthig, von ihr übel zu sprechen; aber im Herzen nannte er sie eine eitle Thörin, und fand bisweilen, wenn er sie mit ellenhohen Federbüschen und anderem übertriebenem Kleiderprunk auf der Gasse stolziren sah, zwischen ihr und einem Pfau oder einem aufgeputzten Schlittenpferde viel Aehn-

lichkeit. Diese gegenseitige Verachtung hinderte jedoch weder sie, noch ihn, an ihre künftige Ehe mit der vollkommensten Gemüthsruhe zu denken. Es war in ihrer Vaterstadt allgemein Mode, ohne Befragung des Herzens zu heirathen, wenn man nur sonst seinen Vortheil dabei fand.

So standen die Sachen, als Herr Veilchen, der eben erst von der Universität zurückkam, zum Rathsschreiber ernannt ward. Das nette, zarte Bürschchen erschien wie ein neuer, glänzender Stern, und höfelte den Schönen so artig, als in den Mauern des Städtleins seit dessen Erbauung nicht geschehen war. Man sah seine Lust daran, wenn der schmeichelnde Leichtfuß von einer zur andern hüpfte, jeder ein schelmisches Wörtchen in's Ohr raunte, sich dann mit schalkhaftem Gelächter und komischer Furchtsamkeit schnell zurückzog, und hier mit vertraulichen Schimpfnamen, dort mit Fächerschlägen verfolgt ward. Er gaukelte besonders gern um Malchen herum, weil sie das schönste und reichste Mädchen in Tannenbühl war; und sie ward es nicht müde, ihn für seine Schalkheiten zu züchtigen und ihn einen losen Mann, einen Bösewicht u. s. w. zu schelten. Einsmals strafte sie ihn so nachdrücklich, daß ihr Fächer in Stücke brach.

Das war ihm eine erwünschte Gelegenheit, sie mit einem Geschenke zu überraschen. Er machte deßhalb eine Reise nach der Hauptstadt und durchlief alle Galanterieläden, bis er endlich einen kostbaren Fächer fand, der seinen eigensinnigen Geschmack befriedigte. Dieses kleine Wunderwerk (das Gräfinnen zu theuer gewesen war und seine Kasse beinahe um die Besoldung eines Monats schwächte) sandte er Malchen in der Hülle eines seidenen Bandes, worauf mit goldenen Buchstaben folgende Verse gedruckt waren:

„Büßt Amor einst durch Zufall seinen Köcher
Und Bogen ein,
So darf er nur von Malchen einen Fächer
Dafür entleihn.
Gefährlicher, als es mit seinen Pfeilchen
Der Schalk vermag,
Verwundete den armen Dichter Veilchen
Ihr Fächerschlag.“ —

Mamsell Falkner, ein Gänschen von Haus aus, vernahm bei dieser Gelegenheit von Amorn und seinen Waffen das erste Wort und las das Gedichtchen zehn Mal, ohne davon eine Sylbe zu verstehen. Sie begriff endlich mit Mühe und Noth so viel, daß darin von einer gefährlichen Verwundung die Rede war. Dieß setzte sie in Angst, und sie befürchtete in ganzem Ernste, das zartgebaute Schreiberlein blutrünstig geschlagen zu haben. Selbst ihr Vater, den sie darüber zu Rathe zog, konnte keinen andern Sinn herausgrübeln und schmähte: „Was du für Streiche machst! Am Ende müssen wir noch Schmerzengeld und den Wundarzt bezahlen. Darauf legt er's schon an, der Rabulist; denn in der vorletzten Zeile klagt er über Armuth.“ — Malchen ward immer ängstlicher und fertigte geschwind eine Magd ab, die sich bei dem Rathsschreiber nach seinem Befinden erkundigen sollte.

Der zärtliche Dichter nahm diese Botschaft für einen naiven, lockenden Scherz an. Er eilte zu ihr auf Flügeln des Entzückens. Sie schrie vor Freude laut auf, als sie ihn so frisch und gesund sah. Er erklärte ihr seine Poesie und zugleich mit prosaischer Deutlichkeit seine Liebe. Hocherröthend lauschte sie mit Vergnügen: doch that sie böse und hielt sich beide Ohren zu.

Als er sich wieder empfohlen hatte, lief sie zum Vater. Papa, sprach sie fröhlich, Herr Veilchen war hier! Ihm

thut kein Finger weh. Seine Krankheit ist nur, wie er sagt, eine poetische Dichtung gewesen, durch die er mir hat zu verstehen geben wollen, daß er mir gut sey. —

„Das mag er bleiben lassen!“ rief der Papa und stampfte zornig mit dem Fuße: „Ich verbiete dir hiemit, ihm wieder gut zu seyn; denn seine Armuth ist keine poetische Erdichtung.“ —

Dessen ungeachtet liebelten die Leutchen unter der Hand fort und verlobten sich sogar in der Stille. Junker Fritz trug einen Korb mit sich herum, ohne daß er es wußte. Auch die beiden Alten schwatzten noch täglich von seiner und Malchens künftiger Hochzeit. Sie war oft dabei, widersprach aber mit keinem Worte, sondern dachte: Kommt Zeit, kommt Rath. —

Indessen ahnte der kränkelnde Commerzienrath, daß seines Bleibens auf Erden nicht lange mehr seyn werde. Er machte sein Testament, ernannte darin den Hofcommissär zum Vormunde seines unmündigen Sohnes, und ließ sich von seinem Busenfreunde nochmals mit Hand und Mund die eheliche Vereinigung ihrer Grundstücke und Kapitale versprechen. Als er sein Haus so wohl bestellt hatte, gab er der Welt Valet.

Siebentes Kapitel.

Schnabelweide und Herzensprüfung.

Der Wallfischwirth begann also (wie wir am Ende des fünften Kapitels vorläufig sagten) ein Gespräch mit dem Junker und ließ, um ihn eine Weile festzuhalten, ein paar frische Teller mit Obst und Kuchen, wovon Fritz ein Liebhaber war, auf den Tisch setzen.

„Ich wirthſchafte nun zwanzig Jahre," fing Jener an, „und habe manch fremdes Mutterkind unter meinem Dache beherbergt; aber, ſo wahr ich Martin heiße! eine ſo liebenswürdige Perſon, wie das Fräulein von Elbau, kehrte noch nie bei mir ein. Potz Wetter, das iſt ein Kernmädchen! Die ſieht aus andern Augen, als das läppiſche Zieräffchen, die Mamſell Falkner! — Schön wie ein Engel, voll Verſtand wie ein Engel und bei dem allen ſo höflich und beſcheiden! O, ſie iſt ein Wunder ihres Geſchlechts! — Ja, wär' ich der Herr von Bach, der junge, der angenehme, der reiche Herr von Bach, ſo ſollte man mich doch aus der erſten der beſten Kanone dem Tod in den Rachen ſchießen, wenn ich mir einen ſolchen Leckerbiſſen entgehen ließe!" —

Fritz lächelte, von dieſen Schmeicheleien gekitzelt, und verarbeitete mit ruhiger Behaglichkeit ein Stück Kuchen.

„Man ſollte mir nur kommen," fuhr der Wirth fort, „ſollte mich mit jenem Jüngferchen Naſeweis, das ſo gewiß, als ich lebe, eine recht böſe Sieben werden wird, in's Ehejoch ſpannen wollen! — Gehorſamer Diener! würd' ich ſagen: Laßt mich damit ungehuldet! Ich frage den Henker nach euern armſeligen paar tauſend Thalern! Hab' ich nicht ſelbſt Batzen genug? — Und bin ich nicht ein freier, deutſcher Edelmann? — Blitz und Hagel! wer darf mir's wehren, wenn ich meinem Stande gemäß heirathen will? — Sehen Sie, ſo würd' ich ſagen! Und was ſagen denn Sie, Herr von Bach?" —

Der Junker ſchmunzelte, ſchien auf eine Antwort zu ſinnen, ſchnabelte indeſſen fort und ſprach nach einer ſtillen Pauſe bedächtig: Ihr Kuchen iſt ſehr delicat. —

„Ei, von dem iſt nicht die Rede!" rief der Wirth mit

Verdruß: „Ich frage, ob Sie nicht das Fräulein delicat finden?“

O ja; ich muß gestehen. Aber mein Vormund —

„Das ist freilich ein ungenießbares Stück!“ fiel Martin lachend ein: „Doch Sie haben zum Glück nicht nöthig, sich die Zähne daran stumpf zu beißen. In fünf oder sechs Monaten sind Sie der Vormundschaft los und ledig und könnten sich, wenn Sie sonst wollten, schon jetzt für mündig erklären lassen. Es kommt alles darauf an, ob Ihnen ein Bißchen warm um's Herz ward, wenn Sie dem schönen Fräulein in die dunkelbraunen Augen sahen.“

Fritz rieb mit der rechten Hand seine Weste in der Gegend des Herzens und machte dabei ein seltsames Gesicht, als ob ihm der Mund voll Wasser liefe.

„Wie stehts?“ fragte der Wirth: „Was wirkten die Augen des Fräuleins?“

Hihi, Herr Martin! kicherte Fritz: Ich weiß gar nicht, was Sie heute mit mir vorhaben. Das Fräulein —

„Nun? Immer mit der Sprache heraus!“

Das Fräulein hat ein Paar Augen, die ich gar nicht ansehen kann.

„Wie so?“

Ja, ich weiß selbst nicht, wie das zugeht. Ich that einen einzigen herzhaften Blick hinein, und da war mir's gerade so, als ob ich in die Sonne sähe, oder vielmehr als ob's blitzte. Und da hier — wo ich die Hand habe —

„Was gab's denn da?“

Da pocht' es, da hämmert' es: ich wußte selbst nicht, ob mir's wohl oder weh that.

„Schnurrig! Hat's sonst niemals bei Ihnen so gehämmert?“

In meinem Leben nicht.

„Hat's auch nicht geblitzt, wenn Sie zum Beispiel der Mamsell Falkner in die grauen Katzenäuglein guckten?“

Nicht im mindesten.

„Das ist doch drollig! Ich wünschte, Sie hätten's heute nicht bei Einem Blicke bewenden lassen, sondern öftere Versuche angestellt, damit Sie dahinter gekommen wären, ob Ihnen alle Mal so wunderlich zu Muthe würde.“

Ja, lieber Herr Martin, ich wollte wohl gern; aber ich war zu furchtsam. Ich dachte, das Fräulein möchte böse werden.

„Guter, junger Herr! Darüber wird kein schönes Frauenzimmer böse. Wagen Sie es morgen — denn sie wird wahrscheinlich wieder hier speisen — auf meine Verantwortung, auf meine Gefahr!“

Fritz schüttelte bedenklich den Kopf und ging jetzt, weil er mit seiner Schnabelweide fertig war, seines Weges.

Achtes Kapitel.

Der Junker gibt dem Glaser etwas zu verdienen, und wünscht eine gesegnete Mahlzeit.

Eine Stunde nachher trat das Fräulein in ihrem Zimmer an's Fenster und ließ ihre Blicke auf der Gasse und an den nächsten Gebäuden umherschweifen. Sie fielen endlich auch auf das Bachische Haus, welches dem Wallfisch so gerade gegenüber lag, daß Fenster auf Fenster stießen. Alle Vorhänge waren drüben fest zugezogen; das ganze Haus schien ausgestorben. Nur hinter Einer Gardine bewegte sich der Schatten eines Menschen. Er krabbelte behutsam mit den Fingern an der Leinwand herum, schob sie sacht und sacht, wie eine Schnecke kriecht, auf die

Seite, und arbeitete so mit unsäglicher Mühe an einer kleinen Oeffnung und Aussicht. Sobald aber Philippine ihre Augen dahin richtete, hörte er auf zu fingern und stand, ohne Zucken eines Gliedes, wie versteinert. Sie gab wenig darauf Acht und ging nach einer Weile vom Fenster hinweg.

Der bescheidene Lauscher — niemand anders als unser Fritz — benutzte ihre Abwesenheit. Er machte sein Fenster (dessen trübes und unreines Glas seinen Beobachtungen hinderlich gewesen war) leise auf und setzte sich so, daß er den geöffneten Flügel hinter seinem Rücken hatte. Die Vorhänge blieben sorgsam geschlossen. Er bereitete sich aber in der Mitte, wo sie zusammentrafen, mit vieler Sorgfalt und Vorsicht ein kleines Guckloch, und lauerte hinter demselben mit Einem Auge auf die Wiedererscheinung seiner schönen Nachbarin.

Sie ließ sich lange vergebens erwarten. Endlich kam sie mit raschen Schritten an's Fenster und schien sogleich auf den Kundschafter gegenüber einen scharfen Blick zu werfen. Ihm war nicht anders, als ob ein tödtliches Geschoß auf ihn gerichtet würde, und er schnellte deshalb den Kopf so hastig zurück, daß er damit die Glasscheibe des geöffneten Fensters zerschmetterte. Vor Schrecken über diesen verrätherischen Lärm fiel er mit den Scherben zugleich zu Boden, und kroch, um sich nicht sehen zu lassen, auf Händen und Füßen aus dem Zimmer. Es war aber ganz unnöthig, auf allen Vieren, wie Nebukadnezar, zu flüchten: denn Philippine (welche sogleich, als sie das Klirren der zerstoßenen Fensterscheibe hörte, die wirkende Ursache dieses Vorfalls errieth) trat augenblicklich wieder vom Fenster zurück, um ihm dadurch Scham und Verlegenheit zu *ersparen.*

Am folgenden Tage waren Leib und Seele bei ihm uneins, ob er zu Tische gehen sollte oder nicht. Der Magen behielt endlich Recht, und Fritz kam schüchtern wie das böse Gewissen in den Wallfisch. Er setzte sich mit brennenden Wangen an die Tafel, wo schon das Fräulein und der Rathsschreiber in einem lebhaften Gespräche über Bonaparte begriffen waren. Man gab daher wenig auf ihn Acht, und so verlor sich nach und nach sein Zittern, womit er Anfangs den Suppenlöffel zum Munde führte. Philippine, die es bald errieth, daß er sich ihretwegen in so beklemmten Umständen befand, vermied während der ganzen Mahlzeit auf alle Weise, ihn zu ängsten. Sie redete ihn nicht an und mäßigte so viel als möglich das Feuer ihrer Augen, wenn sie den seinigen begegneten. Das geschah gegen das Ende der Tafel einige Mal. Er ward mit jeder Minute unbefangener und beherzter, und hatte sogar, als Philippine ihren Platz verließ, den bewundernswürdigen Muth, ihr eine gesegnete Mahlzeit zu wünschen.

Der Wirth und Herr Veilchen nahmen ihn nun in die Presse, und scherzten ihm nach und nach das Geständniß ab, daß ihm die schöne Amazone ganz ausnehmend gefalle und daß er wohl eine solche Frau haben möchte. Aber kaum waren diese Worte über seine Lippen, so gerieth er in eine kindische Angst und bat himmelhoch, ihn nicht zu verrathen. Die beiden Bundesgenossen versprachen ihm dieß, um ihn in Zukunft nicht aus dem Hause zu verscheuchen.

Neuntes Kapitel.

Der Vormund.

Fritz und Philippine trafen sich nun täglich an der Wirthstafel und wurden allmählich mit einander bekannt. Er redete sie meistens zuerst an und gab ihr Nachricht vom Wetter. Sie ließ sich zu seiner Eingeschränktheit herab, und plauderte mit ihm manche Viertelstunde von den unbedeutendsten Dingen, worüber sie sonst keine Sylbe zu verlieren pflegte. Die Gutmüthigkeit des Jünglings, die aus jedem Gesichtszuge sprach und in jedem Worte sich ausdrückte, erwarb ihm ihre Nachsicht und Gunst; und es stieg oft der Gedanke bei ihr auf, daß er die vortrefflichsten Anlagen zu einem Manne habe, mit dem sie, die Ehescheue, sich wohl selbst ohne Bedenken vermählen könnte. —

Außer der Tischzeit setzte er seine Lauscherei hinter den Vorhängen fort, und versäumte darüber seinen Vormund zu besuchen, der ein nahes Landgut bewohnte. Das fiel dem alten Herrn sehr auf, und er spazierte deßwegen eines Nachmittags in die Stadt. Als er bei seinem Mündel anklopfte, hörte niemand. Er meldete sich mehrmals vergebens, öffnete endlich das Zimmer und sah den jungen Herrn, mit dem Rücken gegen die Thür, am Fenster kauern und lauern, als ob er Vögel fangen wollte. Was mag er vorhaben! dachte der argwöhnische Spitzkopf und schlich auf den Zehen näher. Er ward von Fritzen nicht bemerkt, und hockte schon, mit krummen Knieen auf den Füßen gleichsam sitzend, hinter ihm, um das belauerte Vögelchen auch zu entdecken. Aber ehe das dem alten Spion gelang, kam ihm plötzlich ein unaufhaltsames Nie-

fen an. Fritz, der sich eher des Himmels Einfall, als

dieſes nahe Brauſen verſehen hätte, purzelte vor Schrecken rückwärts und riß ſeinen Herrn Vormund mit ihm um. Sie ſchlugen, wie einſtürzende Kartenhäuſer, hinter und über einander zu Boden, und der Alte hatte den Jungen in den Armen. In dieſer zärtlichen Lage ſtarrten ſie ſich eine halbe Minute mit großen Augen an, und keiner verzog den Mund zum Lachen.

Als ſie ſchweigend aufgeſtanden waren, ſagte der Hofkommiſſär: „Ihr Diener, Herr von Bach! Leben Sie denn noch? Sie machen ſich doch ungemein rar!“

Verzeihen Sie! ſtammelte Fritz: Es war mir nicht wohl.

„Nicht wohl? Und doch ſo zierlich gekleidet? — Das ſind Finten, junger Herr! Was haben Sie denn hier zu belauſchen?“

O, nichts! Ich ſah nach dem Wetter.

„Wie? In der ängſtlichen, unbequemen und geheimnißvollen Stellung, worin ich Sie vorhin traf, guckten Sie nach dem Wetter? — Machen Sie das einem Andern weiß!“

Mit dieſen Worten trat der Ungläubige an's Fenſter, erblickte die Amazone und fragte haſtig: Was ſteht denn da drüben für ein wunderbares Geſchöpf? Halb Mann, halb Weib! Iſt das etwa das ſchöne Wetter, worüber Sie Beobachtungen anſtellten?“

Fritz läugnete, trotz der glühenden Röthe, die ſein Geſicht überflog.

„Herr!“ fuhr der Hofkommiſſär fort und drohte mit dem Finger: „Ich will das nicht hoffen! Sie wären ſonſt ein unbeſtändiger Wetterhahn. Verſtehen Sie mich? Meine Tochter läßt Sie grüßen. Beſuchen Sie uns bald!“

Fritz verſprach es mit einem tiefen Bücking, und der Hofkommiſſär befreite ihn nun von ſeiner drückenden Gegenwart, weil er noch andere Geſchäfte in der Stadt hatte.

Zehntes Kapitel.

Herr Veilchen zu Pferde.

Am folgenden Tage war der Junker fest entschlossen, seinem Vormund aufzuwarten; er verschob es aber von einer Stunde zur andern. So verging der Tag und die ganze folgende Woche. Er fühlte jetzt gegen Malchen eine unüberwindliche Abneigung, wie er sie zuvor niemals empfunden hatte. Alle ihre Unarten und Beleidigungen stellten sich seinem Geiste lebhaft dar und schienen ihm, mit Philippinens Höflichkeit und feinen Sitten verglichen, doppelt so groß, als sie wirklich waren. Kurz, er mochte Malchen nicht sehen und stand lieber hinter seinen Vorhängen auf der Lauer. Doch war er vorsichtiger geworden und hielt seine Thür immer verschlossen.

Philippine lächelte über ihren blöden Liebhaber, war aber mit ihm nicht unzufrieden, und behandelte ihn von Tag zu Tag mit mehr Aufmerksamkeit und Achtung. Es regte sich in ihrem Herzen der Wunsch, daß er sich ihr zum Gemahl antragen möchte; denn da sie nun einmal, aus Mangel an Vermögen, ganz frei und ungebunden nicht bleiben konnte, so wollte sie lieber mit einer guten Seele, von welcher sie keine gebieterischen Anmaßungen zu befürchten hätte, in der Ehe leben, als von der Gnade eines Onkels abhangen, den sie zwar selbst noch nicht kannte, der aber in dem Rufe stand, daß er ein eigensinniger und geiziger Mann sey.

Aus dieser Betrachtung stammte ihre Freundlichkeit gegen den Jüngling, die ihm in der Seele wohl that. Er wachte dadurch gleichsam aus dem Traume der Kindheit auf, und sein Mund floß einst, als Philippine vom Tische hinweg auf ihr Zimmer gegangen war, von ihrem Lobe über.

Der eigennützige Rathsschreiber ließ diese gute Gelegenheit nicht aus den Händen. Er begleitete den Junker nach Hause und erbot sich zum Freiwerber. Fritz kämpfte sehr ängstlich dagegen; aber Jener überwand ihn mit seiner siegreichen Beredtsamkeit so völlig, daß er am Ende wie betäubt sagte: „Ich bin in Ihrer Gewalt. Machen Sie mit mir, was Sie wollen!“

Herr Veilchen mußte mit seinem Geschäfte eilen; denn die längst erwartete Kammerfrau war am folgenden Morgen eingetroffen und das Fräulein hatte dem Wirth angekündiget, daß sie nun innerhalb vier und zwanzig Stunden die Reise zu ihrem Oheim fortsetzen werde. Dieß erfuhr der Rathsschreiber vor Tische und bat sie deßhalb um Erlaubniß, ihr Nachmittags auf ihrem Zimmer aufwarten zu dürfen.

„Ich war Willens,“ antwortete sie, „Ihnen einen Spazierritt anzutragen, weil ich mich noch gern in dieser Gegend umsehen möchte. Wollen Sie mich begleiten, so steht Ihnen eins meiner Pferde zu Dienste.“

Herr Veilchen nahm diesen Vorschlag an, und eilte nach einer kurzen Mahlzeit fort, um sich mit Stiefeln und Spornen zu rüsten. Sie ließ ihr Leibpferd, einen flüchtigen Araber, für ihn satteln und er stieg nicht ohne Zittern auf, weil er sich seiner Schwäche in der Reitkunst bewußt war.

Fritz hatte sich diesen Mittag nicht in den Wallfisch gewagt. Er hungerte zu Hause, fror und schwitzte vor Bangigkeit, und fiel fast in Ohnmacht, als er das Fräulein und den Rathsschreiber abreiten sah. Das arabische Roß trug den auf seinem Rücken schlotternden Poeten mit sanfter Schonung und hinderte ihn nicht durch muthwillige Sprünge, seine Worte anzubringen. Dieß that er

mit studirter Zierlichkeit, sobald sie das Stadtthor hinter sich hatten.

„Herr Rathsschreiber," antwortete die Amazone, „Ihr Antrag kommt mir unerwartet; ich bin aber gewohnt, mich bei guten und schlimmen Ueberraschungen leicht zu fassen. Hören Sie also in wenig Worten meinen Entschluß! Ist Herr von Bach der brave Jüngling, wie Sie ihn schildern und ist er reich genug, ein Frauenzimmer ohne Vermögen zu heirathen — nun wohlan, so will ich seine Hand nicht zurückweisen. Doch jetzt lassen Sie uns die Pferde ein wenig in Athem setzen!" — Hiermit gab sie ihrem Gaul die Spornen, und der Araber raffte sich unaufgefodert so gewaltig zusammen, daß Herr Veilchen den Hut verlor und sich mit beiden Händen an den Sattelknopf anklammern mußte. Sie hielt sogleich, als sie ihn in dieser traurigen Verfassung sah, mit Lachen wieder an und ein gefälliger Knabe trug ihm den Hut nach. So kam er in seine vorige Ordnung und ritt muthig auf Falkners Landgut zu, dessen Wohngebäude an der Straße lag, die er mit gutem Bedacht gewählt hatte, um sich seiner Geliebten in ritterlicher Parade zu zeigen.

Sie stand glücklicher Weise am Fenster, als unsere Reiter im ruhigsten Schritte daher zogen. Der Araber schien gerade über etwas nachzudenken und schlich mit gesenktem Kopfe, wie eine fromme Kuh. Dieser nachlässige Gang mißfiel dem eitlen Rathsschreiber, der eben jetzt wünschte, daß der Gaul recht stolzieren möchte. Er unterstand sich deßhalb, ihn durch einen heftigen Ruck mit dem Zügel an einen bessern Anstand zu erinnern. Aber er gab, leider! diese Hülfe so plump und ungeschickt, daß es der Araber, der einer höflichen Behandlung gewohnt war, *sehr übel nahm* und sich schnaubend hoch emporbäumte.

„O ihr Musen und Götter!“ schrie der erschrockene Dichter, und glitschte mit ausgespreitzten Beinen am Rücken des Pferdes hinunter. Das edle Thier war mit dieser Rache zufrieden und nahm sich in Acht, ihn zu treten.

Dieser Unfall begab sich gerade unter Malchens Fenster. Sie flog mit gellendem Geschrei ihrem Geliebten zu Hülfe. Er saß noch, als sie herbei kam, mitten auf dem Wege und ließ sich von ihr emporziehen. Als sie aber sah, daß er keinen Schaden genommen hatte, brach sie in ein lautes Gelächter aus und sagte spöttisch: „Was Sie für ein künstlicher Mann sind! Sie fahren im Sommer auf dem Schlitten! Es war zum Todtlachen, als Sie vom Sattel herabruschten.“ —

Jetzt erschien ihr Vater vor dem Hause. Er schoß, ohne den Hut auf dem Kopfe zu berühren, finstre Blicke auf die Reiter und schnaubte seine Tochter an: „Male, pack' dich herein!“ Sie gehorchte mit niedergeschlagenen Augen und er warf aus allen Kräften die Hausthür hinter ihr zu. „Das ist die Sirene,“ schrie er inwendig, „die den jungen Bach verführt! Aber der Rath soll und muß sie morgen aus Tannenbühl weisen; ich bestehe darauf. Ihr Kompan — dem du, voreiliges Ding, zu meinem Aergerniß auf die Beine halfst — mag sich's nur einfallen lassen, sie zu schützen! Ich bring' ihn von seinem Dienst; es koste, was es wolle!“

Eilftes Kapitel.

Im Wallfisch wird ein Vertrag geschlossen.

Herr Veilchen hatte nun weder Muth noch Luft, weiter zu reiten, und man kehrte langsam in die Stadt zurück.

Er eilte vom Pferde zum Junker und meldete ihm den glücklichen Erfolg seiner Brautwerbung. Der arme Knabe wußte nicht, ob er sich freuen oder betrüben sollte, und es wären beinahe Pferde nöthig gewesen, um ihn auf des Fräuleins Zimmer zu ziehen.

Dort gab es nun einen sonderbaren Auftritt. Ein fremder Zeuge hätte glauben müssen, man habe zum Scherz die Rollen vertauscht. Fritz lispelte schüchtern und blöde wie ein Mädchen; das Fräulein sprach entschlossen und bestimmt, wie ein Mann.

„Junger Freund," sagte sie unter andern, „Sie sind noch nicht unumschränkter Herr Ihres Willens; Sie stehen noch unter der Vormundschaft eines Mannes, der uns heute bewies, daß es ihm wenigstens an guter Lebensart fehlt. Er hat vielleicht andere Plane mit Ihnen, und würde sich daher jetzt, da Sie noch von ihm abhängig sind, unserer Verbindung widersetzen. Ueberhaupt mag ich mit ihm keinen Verkehr haben. Lassen Sie uns also den nahen Zeitpunkt Ihrer Volljährigkeit abwarten. Sind Sie dann noch wie heute gesinnt — nun wohl, so wagen wir es mit einander. Mit mir ist leicht auszukommen. Ich bin rasch, aber gut, und weiß mich von vielen Untugenden frei, womit manche andere Frau ihrem Gatten das Leben verbittert. Kurz, rechnen Sie auf ein vernünftiges und verträgliches Weib! — Ich reise morgen von hier ab, und werde mich so lange, bis Sie ganz freie Hände haben, bei meinem Onkel, dem Obersten Elbau, aufhalten. Sein Gut, wo er wohnt, heißt Kranichfeld, und liegt zehn Meilen jenseit der Gränze. Dort erwarte ich Briefe von Ihnen." —

Als die Sache so weit in's Reine gebracht war, fühlte

Fritz sein Herz um ein paar Zentner leichter, und versprach mit einem Handkuß, recht fleißig zu schreiben.

Der Wirth riß die Augen weit auf, als er von der wichtigen Unterhandlung, die so eben in seinem Hause gepflogen worden war, Nachricht erhielt. Er hatte sich über einen schicklichen Antrag, den er selbst in des Junkers Namen dem Fräulein thun wollte, den ganzen Tag den Kopf zerbrochen, und den nächsten Abend dazu bestimmt. Nun aber war mit Einem Male, da ihm der Rathsschreiber den Rang abgelaufen hatte, sein mühsamer und sinnreicher Entwurf unnütz geworden. Das verdroß ihn, und er grisgramte so lange darüber, bis ihm Herr Veilchen die Versicherung gab, daß der ihm versprochene Kuppelpelz deßhalb nicht ausbleiben solle. Nun stieg er mit heitern Mienen die Treppe hinauf und wünschte dem Fräulein Glück.

Zwölftes Kapitel.

Der Polizeimeister von Tannenbühl.

Indessen ging der alte Falkner zum regierenden Stadtrichter, dem Polizeimeister des Orts, und schilderte ihm das Fräulein als eine Vagabundin. Sie war Jenem bei Ihrer Ankunft gemeldet worden, und er erschrack jetzt über seine eigene Unvorsichtigkeit, daß er die lose Dirne, wie er sich ausdrückte, so lange geduldet hatte. Er entschuldigte sich: der Rathsschreiber habe gleichsam für sie gebürgt und von ihrer stillen und sittsamen Aufführung viel Rühmens gemacht. Das war richtig. Ohne diese Bürgschaft hätte sich auch in der That sein Amtseifer nicht so lange zügeln lassen; denn er war ein ängstlicher, grübel-

der Schwachkopf, der jeden Menschen, welcher nicht in Tannenbühl geboren und erzogen war, für verdächtig hielt, und schon in Beklemmung gerieth und Sicherheitsanstalten traf, wenn er nur einen fremden Hund laufen sah. Er fand also das Anbringen des Hofkommissärs — gegen dessen Reichthum er überdieß eine knechtische Ehrfurcht hatte — ungemein wichtig, und sicherte ihm zu, daß jene gefährliche Person unfehlbar mit Anbruch des nächsten Tages über der Stadt Weichbild gewiesen werden solle.

Schon standen am folgenden Morgen die Reitpferde des Fräuleins gesattelt und der Wagen der Kammerfrau angespannt, als der Polizeimeister nach einer sorgenvollen und schlaflosen Nacht im Wallfisch erschien. „Wo ist die Vagabundin," sprach er zum Wirth, „die sich unter dem angeblichen Namen eines Fräuleins seit vierzehn Tagen hier aufhält?"

Vagabundin? — versetzte Martin; Ihr Wort in Ehren, das ist sie nicht! Doch sie mag Ihnen das selbst sagen. Bemühen Sie sich nur in Nummer Eins.

Der Stadtrichter klopfte, kraft seines Amtes, sehr nachdrücklich an, und öffnete zugleich mit unhöflicher Hastigkeit das Zimmer. Philippine hielt ihn, nach seinem gemeinen Ansehen, für einen ehrlichen Bürger und Meister, der durch ein Mißverständniß gekommen sey, ihr ein Paar Schuhe anzumessen. Darum machte sie keine Umstände mit ihm, und fragte rasch: „Was will Er?

Ihr kühner Anstand und fester Ton verrückten des Stadtrichters Concept. Er hatte sich unter Weges vorgenommen, ihr mit einer trotzigen Amtsmiene kurz und rund den Reisepaß abzufordern; aber die Frage darnach blieb ihm im Munde stocken. Er stammelte dafür in gebroche-

nen Worten von gefährlichen Zeitläuften und geschärften landesherrlichen Befehlen, durchreisende Fremde betreffend.

So errieth sie, daß er eine Magistratsperson war, und antwortete lächelnd: „Ich mache die Zeiten auf keine Art und Weise gefährlich, und werde Sie, mein Herr, auch sogleich durch meine Abreise völlig beruhigen. Aber ich möchte doch wissen, auf wessen Veranlassung Sie eigentlich kommen.“

Er gestand, daß ihn gewisse bedenkliche Aeußerungen eines angesehenen Mannes dazu bewogen hätten.

„Genug!“ sprach sie: „Ich errathe diesen angesehenen Mann. Melden Sie ihm, Sie hätten mich abreisen sehen; allein ich hätte gesagt, ich wäre gewiß nicht zum letzten Mal an diesem Orte gewesen.“ — Hiermit war der Ehrenmann abgefertiget und ging seines Weges. Sie schwang sich auf's Pferd, nickte ihrem Verlobten, der an seinem Fenster harrte, freundlich zu, und trabte zum Thore hinaus.

Dreizehntes Kapitel.

Man hat sich irrige Vorstellungen von einander gemacht.

Am folgenden Tage langte sie gegen die Tischzeit in Kranichfeld an. Als sie die Schloßtreppe hinaufstieg, trippelte ihr ein alter, hagerer Mann mit eilenden Schritten entgegen. Sie hielt ihn für den Koch: denn sein Gesicht war mit Rußflecken getiegert, und seine Kleidung bestand in einem kurzen Wämmschen und einer Küchenschürze. In der linken Hand trug er einen rauchenden Topf voll Gemüse, welches er immer im Gehen mit der Rechten geschäftig umrührte. Er starrte mit vorgestreckten

Kopf und neugierigen Augen Philippinen an und fragte nach ihrem Namen.

„Herr Je!“ rief er aus, als sie sich genannt hatte: „Ist das möglich? — Wie? Sie wären wirklich meine Nichte?“

Wenn Sie der Herr Oberste von Elbau sind — antwortete sie ein wenig befremdet.

„Der bin ich. Aber mein liebes Nichtchen hab' ich mir ganz anders vorgestellt.“

Ich mir dich auch! dachte sie.

„Was man sich irren kann!“ fuhr er fort: „Ich sah im Geiste ein stilles, bescheiden gekleidetes Mädchen auf der ordinären Post bis zur nächsten Station fahren und dann vollends zu Fuß nach Kranichfeld wandern; und da zieht nun auf Ein Mal eine prunkende Dame mit Rossen und Wagen wie eine Prinzessin bei mir ein! — Wem gehören denn alle diese Pferde?“

Mir, Herr Onkel. Es sind Erbstücke.

„Und du hast sie noch nicht versilbert? Sollen ihre großen Mäuler mein Hab und Gut verschlingen?“

Sorgen Sie nicht! Ich will Ihnen damit nicht zur Last fallen, sondern —

„Davon wollen wir ein anderes Mal reden. Jetzt muß ich wieder in die Küche. Kommt mit!“

Verzeihen Sie, Herr Onkel! Ich bin dort unnütz.

„Pah! geh' mit deinem Scherz! Dazu ist jetzt keine Zeit; es brennt ja alles an! — Komm geschwind und hilf mir! denn du verstehst doch gewiß die Kochkunst aus dem Grunde.“

O, daran fehlt sehr viel! Ich will und muß Ihnen mit Einem Worte beichten, daß ich nicht weiß, wie das *Wasser siedet.*

„Pfui, schäme dich! Das ist ein schlimmer Streich. Ich verlasse mich auf dich, danke die Köchin ab, placke mich seit vierzehn Tagen, dich von Stunde zu Stunde erwartend, selbst vor dem Herde, und da du nun endlich kommst, bist du in deinem Fache so unwissend, wie ein neugebornes Kind. O schäme dich, schäme dich!“

So schmählend lief er nach der Küche. Er kam erst dann wieder zum Vorschein, als die von ihm zubereiteten Schüsseln aufgetragen wurden, und jetzt schalt er auf's Neue, daß sie ihm sieben unnütze Mäuler — nämlich die Kammerfrau, den Kutscher, den Reitknecht und vier Pferde — in's Haus geschleppt habe.

Sie unterbrach ihn und erklärte sich, alle diese Esser aus ihren eigenen Mitteln zu unterhalten. „Das kann ich“ setzte sie hinzu, „mit dem baaren Nachlaß meines Vaters über ein Jahr ausführen; indessen aber verbinde ich mich mit einem jungen, reichen Manne, dessen Bekanntschaft ich unter Weges gemacht habe.“

Als sie ihm hierauf von ihrem Abenteuer ausführliche Nachricht gegeben hatte, ward er ein wenig zufriedener mit ihr. Aber er schlug dennoch vor, die Pferde entweder zu verkaufen oder sie mit dem Pfluge und dem Bierwagen zu beschäftigen. Sie willigte darein, die Wagenpferde zu dergleichen Arbeiten zu brauchen; doch die Reitpferde, besonders das edle arabische Roß, welches ihren Vater in Schlachten getragen hatte, wollte sie nicht so demüthigen lassen. Er gestand ihr diese Ausnahme mit der Bedingung zu, daß sie sich unter seiner Aufsicht und Leitung der Kochkunst befleißigen sollte. „Ich will mich nicht rühmen;“ sprach er: „aber du kannst viel von mir lernen; denn ich nehm' es allenfalls mit den Mundköchen des Kaisers auf.“ — Ein herrlicher Ruhm für einen Obersten! — Er hatte

freilich nur fünfzig Mann Haustruppen eines kleinen Fürsten commandirt und war schon seit geraumer Zeit — weil die Unterhaltung dieses Heeres seinem gnädigsten Herrn zu schwer fiel) in Ruhestand gesetzt worden.

Da Philippine den alten, weibischen Mann, wenigstens sein Dach, vor der Hand nicht wohl entbehren konnte und sich auf die Beerbung des reichen und kinderlosen Hagestolzes Rechnung machte, so mußte sie sich in Acht nehmen, ihn zu erzürnen. Sie versprach ihm also, seine Schülerin zu werden, und er war nun völlig mit ihr ausgesöhnt.

Die Haltung ihres Versprechens ward ihr in der Folge nicht schwer. Sein Geiz erlaubte seiner Kunst nie, sich in ihrem vollen Lichte zu zeigen. Es ward daher in der Küche wenig gearbeitet, und er selbst kochte viel zu gern, als daß er sich dieses angenehme Geschäft hätte nehmen lassen sollen. Es war ihm aber lieb, wenn seine Nichte bei ihm am Herde stand und seine Kunstfertigkeit bewunderte. Diese Schmeichelei machte sie ihm bisweilen, und er ließ sie dagegen ganz nach ihrem Sinne leben.

Vierzehntes Kapitel.

Herr Veilchen fertiget in großer Herzensangst einen Courier ab.

Sie war etwa acht Tage in Kranichfeld, als sie Briefe aus Tannenbühl erhielt. Herr Veilchen überraschte sie mit einer scherzhaften, poetischen Epistel, und Fritz sandte ihr einen Bogen voll Liebesflammen, die er aus einem allezeit fertigen Briefsteller oder sonst einem alten Tröster entlehnt haben mochte; denn man bemerkte in seiner Schreibart, die von vorn her sehr schwülstig war, eine auffallende *Wetterscheide*, als er weiterhin auf Thatsachen überging,

wo er seinen Rathgeber verloren hatte. Er meldete nun in den lahmsten und mattesten Ausdrücken: sein Vormund habe ihn in ein scharfes Verhör wegen des Fräuleins gezogen; er sey aber, genommener Abrede nach, standhaft im Läugnen gewesen. So hoffe er, sich bis an's Ende der Vormundschaft durchzuwinden und werde treu seyn bis in den Tod.

Sie antwortete beiden Herren, und empfing hierauf bald wieder Briefe, die jedoch keine neuen Begebenheiten enthielten. Aber nun stockte plötzlich die Correspondenz. Es kam keine Zeile mehr aus Tannenbühl, ungeachtet sie mehrmals dahin schrieb. Das war ihr unerklärbar.

Die Sache hatte folgenden Grund.

Falkner spürte dem Thun und Lassen seines Mündels abläßig nach, und erfuhr so dessen Briefwechsel von dem Postmeister in Tannenbühl, welcher ein arglistiger, neugieriger und habsüchtiger Mensch war und alle Briefe, die durch seine Hände gingen, so lange drehte, zerrte und gegen das Licht hielt, bis er ein paar Wörtchen daraus erspäht hatte. Mit diesen gestohlenen Geheimnissen wucherte er auf mancherlei Art. Falkner kannte seinen Geldhunger, und machte ihm deßhalb ohne Bedenken bei einer Flasche Wein den Antrag, die Briefe, welche nach Kranichfeld abgehen sollten und von dort ankämen, zu unterschlagen und ihm solche, gegen baaren Empfang eines Dukatens für jedes Stück, auszuliefern. Der pflichtvergessene Schelm war über diesen Handel sehr vergnügt und erntete so ein feines Sümmchen: denn Fritz und Veilchen schrieben fast alle Posttage.

Nun war Falkner zwar zu schlau, seinem Mündel darüber Vorhaltung zu thun; aber er nahm seine Maßregeln darnach und brauchte List und Gewalt, ihn mit seiner

Tochter zu paaren. Dem Rathsschreiber verbot er sein Haus. Malchen zwang er mit Schlägen, ihm zu entsagen, und Fritzen (der endlich, weil er aus Kranichfeld keine Briefe mehr erhielt, von Philippinen vergessen zu seyn glaubte) stellte er vor, sein Vater würde sich im Grabe umwenden, wenn der von ihm entworfene Heirathsplan, der letzte Wunsch und Gedanke seines Lebens, unbefolgt bliebe. Das junge Volk ließ sich wieder zusammenschrecken und Herr Veilchen wußte keinen Rath. Er irrte voll Verzweiflung in öden Wäldern und Feldern herum und stöhnte seinen Schmerz in Versen aus. So machten die drei schwachen Seelen Falknern seinen Sieg überaus leicht, und er bestimmte den Tag, mit welchem sich Fritzens Minderjährigkeit schloß, zur Verlobung.

Schon wurden Gäste dazu eingeladen, und Herr Veilchen setzte sich mit Thränen an sein Pult, um darüber eine Elegie zu dichten. Da gab ihm auf Ein Mal ein guter Geist (wahrscheinlich eine gefällige Muse) den Gedanken ein, diese entscheidende Begebenheit Philippinen durch einen Eilboten zu melden. Er schrieb — was denn auch wirklich gegründet war — Fritz sey ihr noch mit ganzer Seele ergeben; aber er werde von seinem Vormunde tyrannisch gezwungen, sich den Fastenabend vor der Aschermittwoche mit Malchen feierlich zu verloben. —

Philippine hatte indessen Fritzen in dem Verdachte gehabt, daß er aus freier Willkühr treulos sey. Wie konnte ich aber auch, sprach sie zu sich selbst, von einem so schwachen Kopfe Beständigkeit erwarten! Er fahre hin! — So war sie zwar über den Verlust seiner Person bald getröstet, allein vor der Zukunft ward ihr bange. Ihr Oheim, dem sie den Stillstand des Tannenbühler Briefwechsels *nicht hatte verbergen* können, war seitdem so mürrisch ge-

worden, daß sich nicht mehr mit ihm auskommen ließ. Kranichfeld schien ihr nun eine Hölle; doch wo sollte sie hin? Sie hatte weiter keine Verwandten. In diesem Gedränge fiel sie auf den abenteuerlichen Gedanken, ihr Geschlecht auf immer zu verläugnen und sich in einem fernen Lande mit der Feder oder mit dem Degen Unterhalt zu schaffen.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Amazone zerhaut den Knoten der Geschichte.

Indem sie schon wirklich Anstalten zur Abreise machte, kam Herrn Veilchens keuchender Bote an. Sie faßte, sobald sie den Brief gelesen hatte, den Entschluß, nach Tannenbühl zu eilen und auf irgend eine Art, die sie der Zeit und den Umständen überließ, die Zwangverlobung zu hintertreiben.

Es war kein Augenblick zu versäumen; denn schon den nächsten Tag hatte Falkner dazu gewählt. Wetter und Weg waren überdieß schlimm, und Tannenbühl lag zehn Meilen entfernt. Es schien ihr also nöthig, mit unterlegten Pferden zu reisen, und sie sandte sogleich ihren Wagen voraus. Einige Stunden darauf nahm sie von ihrem Oheim Abschied und schwang sich auf den Araber.

Indessen wurden in Tannenbühl die stattlichsten Zurüstungen zum Verlobungsfeste gemacht. Alles, was dort zur großen Welt gehörte — nur Herr Veilchen allein ausgenommen — war dazu gebeten. Der einzige Friseur des Ortes, windigen Andenkens, lief athemlos aus einem Hause in's andere. Die nach ihm ausgesandten Mägde zerrissen ihn fast und schlugen sich auf öffentlicher Straße

um ihn. Auf Falkner's Gute herrschte in der Küche ein vornehmer Koch, den man aus der Residenz in einer Carrosse geholt hatte. Mit ihm war ein sinnreicher Tafeldecker gekommen. Kurz, Wirth und Gäste bestrebten sich, in ihrer ganzen Pracht zu erscheinen. Das eigensinnige Wetter aber that gerade das Gegentheil und zeigte sich von der häßlichsten Seite. Es regnete, schneite und hagelte durch einander. Man jagte nicht gern einen Hund vor die Thür. — Welche schreckliche Verlegenheit für die eingeladenen Damen und Herren! Falkners Gut lag eine Viertelmeile von der Stadt, und in diesem kleinen Neste gab es keinen Miethwagen. Der Braut Vater war der einzige Besitzer einer alten, bedeckten und geräumigen Familienkutsche. Er hatte die Großmuth, sie den Damen anzubieten. Man berechnete, daß sie sämmtlich — wenn sie sich etwas enge, wie zu Markte reisende Gänse, zusammendrängten — mit sechs Fuhren an Ort und Stelle seyn würden. Die Herren verabredeten, in Stiefeln und Ueberröcken zu wandern und ihre festlichen Kleider in Bündeln zu tragen. Ach, wie sauer muß sich's doch mancher Mensch um ein Stück Braten werden lassen! —

Das Fest sollte zwar erst Nachmittags um fünf Uhr am Kaffeetisch beginnen; aber dennoch mußte man des Morgens in aller Frühe mit dem Transport der Damen den Anfang machen. Die erste Fracht, aus sieben Köpfen bestehend, kam schon um acht Uhr mit jämmerlich zusammengequetschten Schlendern und zerstoßenen Frisuren an. So wollte man den ganzen Tag fortkutschiren. Junker Fritz sollte bei der sechsten und letzten Fahrt mit abgeholt werden, und der Kutscher glaubte, Punkt fünf Uhr mit seiner herkulischen Arbeit fertig zu seyn. Allein in den meisten Häusern war man, als er vorfuhr, mit dem Putz

noch nicht zu Stande. Er mußte da und dort warten, und rumpelte deßhalb, als es schon halb sechs schlug, erst mit der fünften Ladung zum Thor hinaus.

Hier kam ihm im schnellsten Trabe ein leichter Reisewagen entgegen. Philippine saß darin. Durch mancherlei Zufälle unter Weges aufgehalten, befürchtete sie, zu spät einzutreffen. Darum fuhr sie stracks vor das Bachische Haus und flog die Treppe hinauf ins Zimmer des Junkers. Er war allein, saß in voller Kleidung auf dem Kanapee und stieß bei ihrem Anblick einen lauten Schrei aus. —

„Fritz," sagte sie, „wir haben mit überflüssigen Worten keine Zeit zu verlieren. Wählen Sie augenblicklich zwischen Mamsell Falkner und mir!" —

Ach Gott, seufzte er, wenn ich doch Sie, liebes Fräulein, heirathen dürfte!

„Wünschen Sie das in Ernst," antwortete sie, „so lassen Sie sich auf der Stelle von mir entführen. Mein Wagen steht vor der Thür, und in zwei Stunden sind wir über der Gränze, wo Sie von Ihrem Vormunde nichts mehr zu befürchten haben." —

Er lächelte unentschlossen. Sie warf ihm seinen Mantel um, drängte ihn scherzend aus dem Zimmer, verschloß die Thür, zog ihn die Treppe hinab und schob ihn in den Wagen, der nun eilig wieder durch's Thor und zurück nach Kranichfeld rollte. Diese Entführung erregte kein Aufsehen; denn es war völlig Nacht und man hatte den ganzen Tag so viel Wagengerumpel gehört, daß man gar nicht mehr darauf achtete.

Eine Stunde später fuhr Falkners Carrosse vor das Bachische Haus. Man wartete fünf bis zehn Minuten geduldig auf den Bräutigam, und Hans Görge, der Kut-

scher, hätte vielleicht, weil er von sehr ruhigem Naturell war, noch eben so viel Stunden ohne Bewegung auf dem Bocke gelauert; aber die Damen im Kasten befahlen ihm, herabzusteigen und den jungen Herrn aus dem Hause zu holen. Hans Görge gehorchte, tappte und klopfte lange an allen Zimmern herum, und kam endlich mit der Nachricht zurück, daß der Vogel schon ausgeflogen sey. Das nahm die Damen sehr Wunder und sie machten allerlei Glossen darüber. Indessen kamen einige Nachbarn herbei und erzählten: sie hätten vor einer Stunde einen Wagen ankommen und bald darauf wieder abfahren hören. Hans Görge ward ganz irre. „Sollte ich denn etwa den jungen Herrn schon aufgeladen haben?“ sprach er und kratzte sich hinter den Ohren: „Ich habe den ganzen geschlagenen Tag so viele Menschen zusammengekarrt, daß ich sie selbst nicht alle mehr weiß.“ — Die fröstelnden Damen, welche sich nach Kaffee sehnten, bestärkten ihn in seinem Zweifel und riefen: „Ganz gewiß ist der Herr von Bach schon am gehörigen Orte! Fahr' Er nur zu, daß wir auch dahin kommen!“

Als sie mit steifen Knicksen in das volkreiche und prächtig erleuchtete Gesellschaftszimmer traten, kam ihnen der Herr Hofcommissär in seinem Staatskleide mit den Dukatenknöpfen entgegen. „Nun, wo haben Sie denn meinen künftigen Herrn Eidam?“ rief er aus. Die Damen antworteten, so gut sie konnten. Es entstand eine allgemeine Bestürzung. Der Kutscher ward herauf gerufen und verhört. Er konnte kein helleres Licht aufstecken. Doch meldete er, um nur etwas zu sagen, daß ihm bei der vorletzten Fahrt unter dem Thore in Tannenbühl eine fremde Carrete begegnet sey.

Wie ein schneidendes Messer fuhr diese Nachricht dem

Hofcommiſſär ins Herz. Auch dem anweſenden Poſtmeiſter trieb eine dunkle Schreckensahnung das Blut von den Wangen. Aber der Polizeimeiſter warf ſich in die Bruſt und ſagte: „Ja, ſobald ich nur den Fuß aus der Stadt ſetze, gleich geht Unfug vor. Kommen Sie, Herr Gevatter! Wir wollen dieſe Sache unterſuchen.“ —

So mußte denn der arme Hans Görge zum ſiebenten Mal in die Stadt raſſeln. Er ſchüttelte ſtill den Kopf und ſeine Pferde nicht minder. Die Herren Gevattern hielten vor dem Bachiſchen Hauſe, ſtarrten in die unbeleuchtete Nacht der Fenſter hinauf und ſtreckten ſchon die Beine aus der Carroſſe, als ein Nachbar an den Schlag trat und ſagte: „Hochedle Herrſchaften, bemühen Sie ſich nicht! Der junge Herr von Bach iſt verreist. Ich habe ſo eben mit einem Manne geſprochen, der im Vorbeigehen geſehen hat, daß er mit einer fremden Perſon in eine Kutſche geſtiegen und nach jenem Thore zu gefahren iſt.“ —

Die Gevattersmänner ſahen einander mit langen Hälſen ſtarr und ſteif, wie ein paar nachbarliche Kirchthürme, an. Endlich rief der Hofcommiſſär: „Ein verfluchter Handel! Ich errathe aber den ganzen Zuſammenhang. Da iſt kein anderer Rath: wir müſſen dem Flüchtling nachſetzen. Halloh, Hans Görge! Immer raſch der Gränze zu! Laß die Pferde auftreten, was das Zeug hält!“

Das Zeug hielt nur ungefähr eine Meile weit. Da brach ein treuloſes Rad. Die Köpfe der Herren Gevattern krachten gegen einander und theilten ſich Brauſchen mit. Man mußte bei ſtockfinſterer Nacht aus dem umgeſunkenen Wagen herauskriechen und in ſeidenen Strümpfen mit platten Hüten ohne Köpfe unter dem Arm die Tiefe des grundloſen Weges nach der Stadt zurückmeſſen. Das unbarmherzige Schlackerwetter ſtürmte mit raſtloſer Wuth

gegen das prächtige Sammtkleid. Es ward auf ewig vernichtet.

Indessen saßen die Gäste in Falkners Hause allzutrocken; denn sie litten Hunger und Durst. Man wartete von einer Stunde zur andern auf die Rückkehr des Wirths und seines Gefährten. Die Braut (welche zugleich, da ihre Mutter längst todt war, die Wirthin vorstellte) wagte nicht, eine Tasse Kaffee einzuschenken, so lange die Hauptpersonen fehlten. Da hatten nun die Herren und Damen die längste Weile und sahen mit unbefriedigter Sehnsucht die hohen Pyramiden der Pfannkuchen an. Sie witterten den Duft der leckersten Braten und bekamen kein Knöchlein davon; denn Malchen erklärte wiederholt, daß sie in Abwesenheit ihres Vaters und Bräutigams durchaus nicht anrichten lassen dürfe. Gegen Mitternacht entstand eine so dringende Hungersnoth, daß man einstimmig um Butterschnitten bat. Diese wurden denn auch endlich, nebst einigen Flaschen Bier, ausgetheilt. So behalf sich die betrübte Gesellschaft noch zwei Stunden, und trat dann mit den verdrießlichsten Gesichtern den Rückweg in die Stadt zu Fuß an. Das Jammern und Wehklagen der armen Pilger, welche fast sämmtlich ihre Schuhe im Morast der Straße verloren, war unbeschreiblich. Tannenbühls ganze Kleiderpracht ging mit Einem Male zu Grunde.

Herr Veilchen hatte in dieser merkwürdigen Nacht kein Auge geschlossen, sondern Klagelieder gedichtet. Er hörte das Aechzen und Stöhnen der Pilgrimme, die unter seinem Fenster vorbeizogen und sah hinaus. Sie erzählten ihm Fritzens Verschwinden und ihre Noth. Er war kaum Meister seiner Freude, die in ein Jubelgeschrei ausbrechen wollte. Doch bezwang er sie glücklich und heuchelte Verwunderung und Mitleiden. Als er aber den nassen Wan-

derern eine gute Nacht gewünscht hatte, sang er ein feuriges Triumphlied. Sein Bote war noch nicht von Kranichfeld zurück; doch zweifelte er keinen Augenblick, daß Philippinens Hand im Spiele sey.

Gegen Morgen langte der Hofcommissär in seinem Hause wieder an. Er war so ermüdet, daß er vier und zwanzig Stunden in Einem Striche schlief. Kurz nach seinem Erwachen übergab ihm ein reitender Bote aus Kranichfeld folgenden Brief, den Philippine wahrscheinlich Fritzen in die Feder gesagt hatte:

„Ich bin seit gestern mündig," schrieb er, „und heirathe das Fräulein von Elbau. Damit hoffe ich, mir den Dank Ihrer Mamsell Tochter zu verdienen. Machen Sie durch Ihre Hand meinen Freund, den Rathsschreiber, glücklich! Sie haben in gewisser Rücksicht viel Ursache, es mit ihm nicht zu verderben. — Ich sende Ihnen diesen Brief durch einen eigenen Boten, weil die Posten nach Tannenbühl und von dort her sehr unsicher gehen. — Leben Sie wohl und treffen Sie Anstalt, mir mein Vermögen zu übergeben."

Durch denselben Boten erhielt Herr Veilchen von Philippinens Hand eine Copie dieses Schreibens. Sie rieth ihm dabei, den Umstand der unterschlagenen Briefe zu untersuchen und ihn zu seinem Vortheil zu nützen.

Aber ehe er noch deßhalb einen Schritt that, kam ihm Falkner (den der Wink über die Unsicherheit der Posten erschreckt hatte) mit einer schriftlichen und feierlichen Einladung zu einem Versöhnungsmahle zuvor. Herr Veilchen stellte sich ein. Falkner empfing ihn mit kriechender Höflichkeit und war überhaupt so geschmeidig, daß man ihn um einen Finger hätte wickeln können. Ein schmeichelndes Wort sagte das andere. Der Rathsschreiber trank sich

Muth, bat um Malchens Hand, und des Vaters böses Gewissen sprach Ja.

Nun war freilich dem wonnetrunkenen Dichter der Mund gestopft; aber Philippine, die vier Wochen nachher Frau von Bach ward, hielt sich nicht für verbunden, die Briefdiebe zu schonen, sondern übergab im Namen ihres Gemahls eine Klage bei dem Fürsten, worauf eine strenge Untersuchung erfolgte. Der Hofcommissär ward mit einer schweren Geldbuße belegt. Den Postmeister aber ließ man in einer Festung, statt Briefe, Steine sammeln und karren, und erlaubte ihm allenfalls, davon so viel zu unterschlagen, als er wollte.

Vacuna.

Erzählungen für Freistunden,

vorzüglich

der Jugend.

Muth, bat um Malchens Hand, und des Vaters böses Gewissen sprach Ja.

Nun war freilich dem wonnetrunkenen Dichter der Mund gestopft; aber Philippine, die vier Wochen nachher Frau von Bach ward, hielt sich nicht für verbunden, die Briefdiebe zu schonen, sondern übergab im Namen ihres Gemahls eine Klage bei dem Fürsten, worauf eine strenge Untersuchung erfolgte. Der Hofcommissär ward mit einer schweren Geldbuße belegt. Den Postmeister aber ließ man in einer Festung, statt Briefe, Steine sammeln und karren, und erlaubte ihm allenfalls, davon so viel zu unterschlagen, als er wollte.

Vacuna.

Erzählungen für Freistunden,

vorzüglich

der Jugend.

I.

Das ſtumpfe Meſſer.

Ein Mährchen.

„Guten Morgen, liebe Jungen!“ ſagte Mutter Sibylle, als ihre erwachſenen Söhne, Paul und Jakob, gegen zehn Uhr ſchlarfend und gähnend in die Wohnſtube traten. „Das Frühſtück wartet ſchon lang' auf euch, ihr Faulenzer! Kommt, ſetzt euch an den Tiſch, eſſet und trinket, und erzählt mir, was euch geträumt hat.“

„Mir träumte,“ antwortete Paul, „Ihr ſchenktet uns einen Beutel voll Geld, und wir machten uns einen luſtigen Tag.“

„Ach, mein guter Sohn,“ verſetzte Sibylle, „mit vollen Geldbeuteln kann eine unbegüterte Wittwe, wie ich, nicht um ſich werfen. Aber ſo viel ihr zu einem luſtigen Tage braucht, das ſollt ihr haben.“

Sie ging nach dem Schranke, nahm vier Gulden heraus, gab jedem zwei, und empfing keinen Dank dafür, weil die lockern Burſche mehr erwartet hatten.

„Mir träumte was recht Dummes!“ ſagte Jakob, indem er das Geld in die Taſche ſteckte. „Ich ging im Walde, plötzlich that ſich die Erde unter meinen Füßen auf, ich fiel in die Kluft, und erwachte vor Schrecken.“

„Du armes Kind!“ seufzte Sibylle. „Doch kann dein Traum viel Gutes bedeuten. Der Bergmann fährt in den tiefen Schacht und bringt Gold hervor. Du wirst mit der Zeit ein reicher, steinreicher Mann werden. Mache dir also keine Sorgen über den Traum!“

„Da wär' ich wohl ein Narr!“ erwiederte Jakob. „Ich weiß nicht, was Sorgen sind. Das ist Euer Fach, Mutter!“

„Wo steckt denn Therese?“ fragte Paul, und blickte nach dem Winkel, wo seine Stiefschwester, ein Mädchen von zwölf Jahren, gewöhnlich saß, wenn sie in der Stube gelitten ward.

Die Mutter schlug ein Gelächter auf und sagte: „Der dummen Gans hab' ich einen lustigen Streich gespielt. Ich jagte sie schon vor fünf Stunden aus dem Neste, und schickte sie in den Wald, um Gesträuch zur Feuerung abzuschneiden. Sie soll und muß so viel bringen, als sie tragen kann, sonst wird sie, anstatt des Mittagsessens, mit einer Prügelsuppe bedient. Daß sie aber diesem warmen Süppchen gar nicht entgehen kann, das ist der Spaß bei der Sache. Ich gab ihr zu ihrer Arbeit ein altes, stumpfes Messer, auf dem man, ohne sich zu beschädigen, nach Rom reiten könnte. Da müßt' es denn sonderbar zugehen, wenn sie so viel Strauchwerk brächte, daß man nicht mit einigem Anschein von Recht und Billigkeit vermöchte, ihr eine Tracht Schläge zukommen zu lassen und das Mittagsessen zu versagen.“

Die Buben lachten über die gute Anwendung des stumpfen Kneifs, und lobten der Mutter glücklichen Einfall.

„Es freut mich, daß euch meine Anstalt gefällt;“ sagte sie. „Wir müssen uns gegen die Nichtswürdige vereinen, *sie zu verderben.* Ihr Vater brachte mir den fremden

Vogel ins Haus. Ich heirathete den alten Krüppel, daß er für uns arbeiten, uns Geld verdienen sollte; kaum aber hatt' ich ihn ein halbes Jahr, da begab sich der faule Schuft zur ewigen Ruhe, und ließ mir den Balg auf dem Halse. War das nicht ordentlich boshaft?"

„Allerdings!" riefen die Brüder, und gingen mit ihren Angelruthen an den Fluß, um sich bis zum Essen die Zeit zu vertreiben.

In der Mittagsstunde trat Therese mit Furcht und Zittern ins Haus. Sie trug unter den Armen zwei große Bündel Holz, deren Gewinn ihr blutsauer geworden war. Aber Sibylle fuhr ihr entgegen: „Mehr bringst du nicht? Das ist ja nur eine Hand voll!"

Therese versicherte mit Thränen, daß sie mit dem stumpfen Werkzeuge nicht mehr habe ausrichten können, und zeigte ihre wund gearbeiteten Hände. Dennoch ward sie ein Faulthier gescholten, unbarmherzig geschlagen, und ihr angekündiget, daß sie diesen Mittag zur Strafe fasten solle.

Die Brüder kamen nach Hause, setzten sich mit der Mutter zu Tisch, und verspotteten die arme Therese, die hungernd in ihrem Winkel saß. Am Ende der Mahlzeit suchte Sibylle eine verschimmelte Rinde aus dem Brodschranke hervor, und warf sie ihr, wie einem Hunde, zu. So gestärkt, mußte sie nachher schwere Hausarbeiten verrichten, und ward immer dabei geschimpft und geschlagen. Ihre Brüder aber begaben sich ins Wirthshaus, und verspielten und vertranken die empfangenen Gulden.

Diesem Tage glich die ganze Woche. Therese ward jeden Morgen um fünf Uhr mit dem unnützen Messer in

in den Wald geschickt und bei der Rückkunft gemißhandelt. Der bisherige Gebrauch stumpfte das alte Eisen so gänzlich ab, daß sie am sechsten oder siebenten Morgen nicht den schwächsten Zweig damit von den Sträuchern trennen konnte. „Vater im Himmel! was soll ich anfangen?“ rief sie weinend. „Heute schlägt mich die Mutter todt. Nun, wie Gott will! Dann haben meine Leiden ein Ende.“

Indem sie so wimmerte, bewegte sich einige Schritte von ihr die Erde, that sich auf, und ein junges, schönes Weib hob sich mit halbem Leibe hervor. Sie hielt in der Hand eine funkelnde Gartenhippe und sprach: „Nimm dieß Werkzeug, armes Kind! Es wird dir dein mühsames Waldgeschäft erleichtern. Bist du für heute fertig, so stampfe hier mit dem Fuße drei Mal auf; ich nehme dann die Hippe zurück, und leihe sie dir jeden Morgen wieder, wenn du auf gleiche Weise dich meldest.“ Damit zog sie sich zurück, und über ihr schloß sich die Erde.

Therese war über diese Erscheinung so bestürzt, daß sie kein Wort zu sprechen vermochte. Doch hob sie die Hippe, welche die Wunderfrau vor ihr niedergelegt hatte, vom Boden auf und versuchte sie am nächsten Strauche. Es war eine Lust, wie trefflich die Holzernte von Statten ging. Der blitzende Halbmond nahte sich kaum den Zweigen, so fielen sie zerschnitten herab. Therese hatte jetzt in fünf Minuten mehr Holz, als sie auf dem Rücken und unter den Armen fortbringen konnte. Dennoch verweilte sie noch bis gegen Mittag im Walde, um nicht daheim durch ungewöhnlich frühe Rückkehr ihr Geheimniß halb zu verrathen, und es sich dann vollends abfoltern zu lassen. Sie *stampfte auf dem Platze*, wo sie das wohlthätige Werkzeug

empfangen, drei Mal auf, ein weißer Arm streckte sich aus einer kleinen Erdkluft hervor, und nahm die mit einigen Dankworten überreichte Hippe in Empfang.

Mutter Sibylle starrte die großen Holzbündel, die das Mädchen ins Haus brachte, mit Verwunderung an, ohne sich zu einem Lobwörtchen entschließen zu können. Es war ihr vielmehr gar nicht recht, daß sie keine Gelegenheit fand, Schläge auszutheilen und das verhaßte Stiefkind hungern zu lassen.

Am nächsten Morgen jagte sie Theresen wieder in den Wald, und befahl ihr mit strengen Worten, heute noch fleißiger als gestern zu seyn.

Die unterirdische Freundin reichte dem guten Mädchen, als es am Boden anklopfte, die Hippe wieder zu, und es hätte sich wohl der halbe Wald damit abmähen lassen, wenn es Theresen möglich gewesen wäre, größere Lasten zu tragen. Sie konnte daher, nach wieder abgelieferter Hippe, der lauernden Mutter nicht mehr als des vorigen Tages überbringen. Das ward für Ungehorsam erklärt, und Mißhandlungen folgten darauf. Die Leidende duldete sie, wie immer, mit schweigender Ergebung.

Nach Tische sagte die Alte zu ihren Söhnen: „Mit Theresen geht etwas vor, das ich nicht begreife. Sie brachte gestern so viel Holz aus dem Walde, daß ich im Stillen darüber erstaunte. Mich verdroß, daß ihr die Arbeit so leicht geworden war: denn sie soll sich durchaus martern und quälen. Ich nahm daher gestern Abend ihr Waldmesser und sägte damit so lange auf Kieselsteinen herum, bis die sogenannte Schneide beinahe noch stumpfer als der Rücken geworden war. Nun, dachte ich,

wird sie's wohl bleiben lassen, mit einer ansehnlichen Holzbeute wieder einzuziehen. Ich glaubte, sie würde mit der größten Anstrengung kaum eine handvoll abfäbeln können. Aber was geschah? Sie kam und trug wie ein Esel eine ungeheure Last, die wohl dem stärksten Manne kein Spielwerk gewesen wäre. Das kann nicht mit rechten Dingen zugehen. Sie muß schlechterdings einen Helfer im Walde gefunden haben: denn die grünen Zweige sind nicht etwa gewaltsam losgewürgt, sondern glatt und sauber, wie mit einem Federmesser geschnitten. Nun, Jungen, was denkt ihr? was sagt ihr dazu?"

„Wer wird sich darüber den Kopf zerbrechen!" antwortete Paul. „Wir schleichen ihr einmal nach und belauschen sie."

„Das wäre das Beste!" sagte die Mutter. „Ihr bequemen Gesellen verlaßt aber die Federn nicht gern in der Frühe."

„Ja, vor neun Uhr wird nichts daraus!" erwiederte Jakob.

„Und dann muß man auch erst gemächlich frühstücken;" sagte Paul.

Es ward also beschlossen, Theresen des folgenden Tages nicht eher als um zehn Uhr nach dem Walde zu schicken.

Die Kundschafter schlichen ihr nach, und sahen mit Verwunderung, wie der schwanenweiße Arm aus der Erde kam, ihr die Gartenhippe zureichte, sie damit dir ihr aufgegebene Arbeit spielend verrichtete, das Strauchwerk in Bündel packte, und sich dann ruhig unter einen schattigen *Baum setzte.*

Nach einer Weile traten sie nahe bei ihr hinter Gebüsch hervor, als kämen sie, dem Vogelfange nachgehend, zufällig an diesen Platz.

„Ei, Schwesterlein!“ sagte Jakob mit verstellter Freundlichkeit, „finden wir uns hier? Wir sehen mit Verwunderung, daß du schon so fleißig gewesen bist. Und wie zierlich sind alle Zweige geschnitten! Du Schelmin, hast wohl gar eins von unsern Bartmessern dazu gebraucht?“

„Ach, Gott! wie könnt ihr das glauben?“ sagte Therese.

„Läugne nur nicht!“ sprach Paul. „Dein stumpfes Messer kann solche Dinge nicht thun.“

„Es wäre dir auch nicht zu verdenken, wenn du dich nach einem bessern Werkzeuge umgesehen hättest;“ setzte Jakob hinzu. „Die Mutter ist sehr unbillig, daß sie dich zwingt, dich mit einem so unbrauchbaren Dinge zu placken.“

Therese hatte die Hippe mit ihrer Schürze bedeckt; aber sie sah voraus, daß man sie gewaltsam nöthigen würde, den Ursprung des scharfen Werkzeuges, dessen sie sich unläugbar bedient hatte, zu bekennen. Die ungewöhnliche Freundlichkeit ihrer Brüder gab ihr dazu Muth; sie gestand den ganzen Vorgang ehrlich und wahr, zeigte den Buben die Hippe, machte ihnen die Art und Weise des Empfangs und der Rückgabe bekannt, bat aber dringend, der Mutter die ganze Sache zu verschweigen.

Das versprachen die Brüder; sie hatten jedoch nicht Lust, ihr Wort zu halten, und beschloßen überdieß, noch eine andere Unthat zuvor auszuüben.

Sie foderten das Mädchen auf, mit ihnen nach Hause zu gehen. Therese antwortete: sie trage Bedenken, sich schon jetzt auf den Weg zu machen, weil es die Mutter befremden würde, daß sie dießmal innerhalb einer Stunde mehr Holz gewonnen, als sie sonst nach einer viel längern

Abwesenheit geliefert habe. „Sprich, wir hätten dir geholfen!“ sagten die Brüder, und Therese mußte sich nun zum Heimgange mit ihnen entschließen.

In der Nähe des Ortes, wo die Hippe abgegeben werden mußte, riß sie Jakob plötzlich der Schwester aus der Hand. Therese schrie und bat, sie nicht unglücklich zu machen; aber die Verruchten lachten sie aus, entsprangen mit ihrer Beute, und das schwer belastete Mädchen war nicht im Stande, die flüchtigen Renner einzuholen.

Sie wußten die Stelle genau, wohin die Hippe gehörte. Da blieben sie stehen und gaben das ihnen von der Schwester entdeckte Zeichen. Der Arm erschien; Jakob, der ihn in gebückter, zielender Stellung erwartete, versetzte ihm sogleich einen wüthenden Hieb; der Arm zog sich verwundet zurück, und die Bösewichter jubelten laut. Aber mit Donnerkrachen sprang die Erde weit auf und verschlang sie.

Therese, die mit Entsetzen das furchtbare Ereigniß sah, warf schnell alles Holz von sich, lief herbei, stürzte auf der Stelle, wo die Brüder versanken, auf die Knie und rief flehend bald gen Himmel, bald in die Erde hinein, ihr die Verunglückten wieder zu geben. Ihre Gebete wurden nicht erhört. Da sagte sie mit erschöpfter, leiser Stimme: „Meine letzte Stunde hat geschlagen! Die Mutter tödtet mich, ob ich gleich schuldlos bin. Ach, das stumpfe Messer, das sie mir selbst aufzwang, hat alles Unglück gestiftet!“

Sie steckte es in die Erde, um der Mutter den Ort bezeichnen zu können, wo ihre Söhne verschwunden waren.

„Gott ihre Seele befehlend, eilte sie heim, und sagte *schluchzend*: „*Mutter*, ein großes Unglück! Die Erde hat

Eure Söhne verschlungen. Draußen im Walde, nicht weit von der großen Buche, wo mein altes Messer in der Erde steckt, verschwanden sie vor meinen Augen."

„Bist du wahnsinnig geworden?" versetzte Sibylle ganz ruhig. „Du redest ja tolles Zeug!"

„O, daß ich im Wahnsinn spräche! antwortete Thereſe, und berichtete nun den ganzen Hergang von dem Augengenblick an, da ihr das unterirdische Wesen zuerst erschien, bis zur letzten schaudervollen Begebenheit.

„Ach, meine Söhne! meine Söhne!" schrie Sibylle, und rauste sich vor Verzweiflung die Haare aus. „Du, Ungeheuer, bist Schuld an ihrem Verderben!" — Und mi rasender Wuth ergriff sie ein Messer, um es dem unschuldigen Kinde, das knieend und mit gefalteten Händen den Todesstreich erwartete, in die Brust zu stoßen.

Urplötzlich sprang die Stubenthür auf, Thereſens Wohlthäterin flog herein, faßte sie in die Arme, und verschwand mit ihr.

Sibylle stand, mit erhobener Hand, stumm und starr vor Schrecken.

Als sie sich wieder bewegen konnte, lief sie in den Wald, fand das Merkzeichen, mit dem sie Thereſen so heillos gequält hatte, warf sich jammernd auf der Stelle nieder, wühlte die Erde mit den Händen auf, und rief tausend- und aber tausendmal die Namen ihrer Söhne. Aber die Erde war stumm. Nur des Guckgucks eintöniger Ruf schallte wie Spott durch den Wald.

Sie begab sich nun eiligst zur Obrigkeit des Orts, und bat, mit Meldung des unglücklichen Vorfalls, um Erlaubniß, daß sie die Stelle, wo ihre Söhne versunken waren,

auf ihre Kosten dürfe aufgraben lassen. Es ward ihr, nach angestellter Besichtigung, ein Umkreis von hundert Schritten bewilliget. Sie stellte sogleich zwanzig Arbeiter an, und berief sogar Bergleute von entfernten Orten; aber keines Menschen Spur ward in den dunkelsten Tiefen gefunden. Die Obrigkeit überließ ihren dringenden Bitten einen neuen, noch größern Raum; doch war dessen Aushöhlung eben so fruchtlos. Der eintretende Winter setzte der vergeblichen Arbeit ein Ziel, und Sibylle hatte den größten Theil ihres geringen Vermögens dabei aufgeopfert.

Ganz an den Bettelstab gekommen, saß sie fünf Jahre später in ihrer Hütte, und bemühte sich eben, ein steinhartes Stück Brod mit dem verhängnißvollen stumpfen Messer zu zertheilen, als sie plötzlich ein erderschütterndes Geraffel vernahm, und ein goldener Wagen, mit acht hohen Rappen bespannt, vor ihrer Thüre still hielt. Ein junger, weiblicher Engel ward von vier prächtig gekleideten Dienern herausgehoben, und ging stracks, wie hier zu Hause, in Sibyllens armseliges Stübchen.

Die arme, von Mangel und Gram gebeugte Frau zitterte bei der strahlenden Erscheinung; aber mit sanfter, freundlicher Stimme sagte die Fremde: „Guten Tag, liebe Mutter! Kennt Ihr mich noch? Ich bin Eure Tochter Therese.“

Die Alte erschrack und schwankte, als wollte das Gefühl ihrer Unthaten sie zu Boden drücken: aber Therese faßte sie liebreich bei der Hand und bat, die trübe Vergangenheit ganz zu vergessen. „Ich bin glücklich,“ setzte sie hinzu, „und Ihr, liebe Mutter, sollt's auch werden. Meine Wohlthäterin ist eine mächtige Fee. Sie vermählte mich vor

drei Monaten mit dem jungen Könige eines großen Reiches, und ich machte jetzt eine Reise von tausend Meilen bloß in der Absicht, Euch hier abzuholen und in die Residenz meines Gemahls zu führen, wo Euch Ueberfluß und aller Wünsche Befriedigung erwarten."

Sie winkte jetzt durch's Fenster. Eine Kammerfrau trat in die Stube, und hinter ihr ein Diener, der einen Kasten voll Kleider trug. Als er diesen auf den Tisch gesetzt hatte, zog er sich zurück, und die Kammerfrau kleidete Sibyllen auf der jungen Königin Befehl in prächtige Gewänder. Nach wenigen Minuten sah die Bettlerin einer Fürstin gleich.

Während des Ankleidens erblickte Therese das stumpfe Messer. Sie ergriff es gerührt, drückte es an ihren Busen und übergab es der Kammerjungfer zu sorgfältiger Verwahrung. Es war edel und rühmlich, daß sich die junge Königin nicht schämte, ihre Diener zu Zeugen ihrer dürftigen Herkunft zu machen.

Die Reise ging nun fort, und die richtigen tausend Meilen, die unsere löblichen Schnellposten kaum in sechs Wochen bezwingen würden, legte man in vier und zwanzig Stunden zurück. Die Fee hatte vorgespannt. Ihre Rappen waren dienstbare Geister, die bloß zu dieser Reise die Roßgestalt angenommen hatten und ihre vierfüßige Rolle vortrefflich spielten.

An der Pforte des königlichen Schlosses empfingen zwei junge Männer in Hoftracht den ankommenden Wagen, und begleiteten, sammt der Königin, Mutter Sibyllen in ihre Zimmer, die ihr in einem Seitenflügel der Königsburg angewiesen waren.

Als sie sich dort auf einen goldenen Armstuhl niedergelassen hatte, stellte die Königin ihr die beiden Höflinge mit der Frage vor: „Mütterchen, kennt Ihr Diese nicht?"

Ach!“ seufzte die Alte, „wären die Herren nicht so stattlich gekleidet, so glichen sie meinen verunglückten Söhnen, welche die Erde verschlang.“

„Ja, sie verschlang uns!“ riefen Paul und Jakob, und umarmten die freudig erschrockene Mutter. „Rettung und Leben verdanken wir unserer edelmüthigen Schwester. Sie war unsere Fürbitterin bei der zürnenden Fee, die uns, als wir durch den Sturz in den Abgrund ihre Gefangene geworden, tödten lassen wollte. Sie schenkte uns das Leben; aber freie Rückkehr zu Euch ward uns versagt. Wir mußten bis zur Vermählung unserer geliebten Schwester im Palaste der Fee bleiben, wurden von weisen Lehrern unterrichtet und zu bessern Menschen gebildet.“

Die Mutter zerfloß fast in Freudenthränen, und erhob ihre vormals so grausam verfolgte Tochter bis in den Himmel.

Der König überhäufte Sibyllen und ihre Söhne mit Wohlthaten, ob er es gleich allen Dreien nicht verzeihen konnte, daß sie vormals seine Gemahlin so schrecklich gemißhandelt hatten. Er beehrte sie deßhalb weder mit einem Besuche, noch ließ er sie vor sich kommen. Die Brüder, denen dieses Verhältniß unerträglich war, suchten nach einiger Zeit ihr Glück in fremden Ländern. Aber die Mutter, die sich aus ihres Eidams Ungnade weniger machte, blieb bei ihrer guten Tochter, und starb, nach einer Reihe glücklicher Jahre, in ihren Armen.

Des Rohen Ohmacht stürmt nicht selten
Gewaltsam auf den Schwachen los;
Dieß aber einst mit Wohlthat zu vergelten,
Ist göttlich groß.

II.

Der Näscher.

Der Hofrath Wallo, ein reicher Mann und Bewohner einer großen Stadt, war Vater eines achtjährigen Sohnes, der einer zügellosen Lüsternheit nach Näschereien ergeben war. Er trug nicht nur sein gesammtes Taschengeld zum Zuckerbäcker, sondern bemächtigte sich auch im Hause aller Leckereien, denen er heimlich beikommen konnte. Wollte man zum Beispiel die zierlich gedeckte Gastafel mit einer kurz zuvor ins Haus gebrachten und nicht unter Schloß und Riegel verwahrten Torte schmücken, so hatte Julius bereits das bunte Fruchtfeld ihrer Oberfläche so rein geplündert, daß man das entstellte Prachtstück nicht aufsetzen konnte. Weder Abmahnung noch Strafen waren vermögend, ihm diese Unart abzugewöhnen.

Der Vater betrübte sich darüber; aber die Mutter suchte ihn damit zu trösten, daß Julius seiner kindischen Naschhaftigkeit bald entwachsen werde. „Nein, er entwächst ihr nicht;“ sagte Jener: „die Unart wächst im Gegentheil mit ihm. Benascht er einst keine Torten mehr, so wird er, als Staatsbeamter, Landeskassen bestehlen. Die Fehler der Jugend vergrößern sich mit der Zeit zu Verbrechen. —“

Eines Morgens war der Hofrath ausgegangen, kam in der Mittagsstunde zurück, und ein fremder Knabe trug ein hohes Kästchen von Mahagonyholz hinter ihm her. Wallo nahm es ihm auf der Hausflur ab und ging damit ins Wohnzimmer.

„Sieh," sprach er zu seiner Gattin, „da hab' ich einen doppelten Einkauf gemacht. Das Kästchen fand ich in der Werkstatt eines geschickten Tischlers, und es gefiel mir so sehr, daß ich es kaufte. Um es jedoch nicht leer zu bringen, ließ ich mir's bei einem Zuckerbäcker mit Marzipan füllen, den wir bei der nächsten Gasterei zum Nachtisch anwenden wollen."

Er öffnete jetzt das mit einem Schlosse versehene Kästchen und zeigte den Marzipan. Die Hofräthin fragte nach der Zahl der kleinen, mannigfaltig gebildeten Stücke.

„Solche Kleinigkeiten zähle ich nicht;" war seine Antwort. „Ich ließ mir den Kram zuwiegen, und wir wollen auch jetzt die Herde nicht zählen, damit wir uns nicht ärgern, wenn uns etwa ein gewisser Wolf ein paar Schäfchen entführen sollte."

Er sah bei diesen Worten scharf auf den horchenden Julius, der sich getroffen fühlte und erröthend sagte: „Du meinst mich, Vater! Ich will aber kein Wolf mehr seyn."

„Halte Wort!" sprach der Vater, und drohte ihm mit dem Finger. „Vergehst du dich dießmal, so wird dirs übel bekommen."

Er trug dann das Kästchen, das unverschlossen blieb, in ein anderes Zimmer, worin man dergleichen Sachen, die nicht sogleich gebraucht wurden, aufzubewahren pflegte. Nachher setzte man sich zu Tische.

Dem kleinen Näscher behagte das Essen nicht sonderlich, *weil er bei jedem* Bissen daran dachte, daß Marzipan süßer

schmecke. Es ärgerte ihn, daß er vorhin ausdrücklich versprochen hatte, kein Raubwolf mehr zu seyn. Er hätte sonst gern die Zahl seiner Sünden noch vermehrt. Die nahe Beute war gar zu lockend, und er konnte sich ihrer, da Zimmer und Kästchen unverschlossen waren, mit leichter Mühe bemächtigen.

Nach der Mahlzeit begleitete ihn der Gedanke an den wunderfüßen Marzipan zu seinem Lehrer, bei dem er bis sechs Uhr aushalten mußte.

Als er zurück kam, schlich er an das Zimmer, das den Schatz enthielt. Er guckte durch's Schlüsselloch: das Kästlein stand noch an seinem Platze. Er versuchte leise, ob das Zimmer verschlossen sey; es ließ sich öffnen. Nun stand er, wie Herkules, am Scheidewege. Sollt' er den Lockungen der Lüsternheit folgen oder sich den Zügel der Enthaltsamkeit anlegen? Er sann und sann, trippelte bald von der Thüre hinweg, bald wieder dahin, sah und horchte links und rechs; und als weder Auge noch Ohr eine störende Bewegung vernahmen, husch! war er im Zimmer.

Wie der Habicht nach der Taube, schoß er auf das Kästchen zu und riß es auf. Bestürzt fand er es leer; aber plötzlich, wie ein Pistolenschuß, fuhr ein Kerlchen, eine Spanne lang, aus dem Boden herauf, setzte eine Trompete an den Mund, und schmetterte so grimmig, als sollten die Todten auferstehen. Julius sprang fliehend nach der Thür; man hatte sie von aussen leise verschlossen. Er wollte durch's Nebenzimmer flüchten; dort trat ihm sein Vater, von zwei fremden Männern begleitet, entgegen. „Warte, mein Sohn!" sprach er, „wir haben ein Wörtchen mit einander zu reden. Vorher aber will ich den Herold deiner Schande zum Schweigen bringen."

Er ging zum Käſtchen, berührte eine verborgene Feder, und das lärmende Männlein verſchwand.

„Es ahnte mir,“ fuhr er dann fort, „daß du deine Zuſage nicht erfüllen würdeſt. Du wollteſt dir, nach alter Gewohnheit, ein Stückchen Marzipan zueignen, geriethſt aber ins Quartier eines Trompeters, der deinen böſen Willen ſo laut verkündigte, daß kein Läugnen Statt findet. Das Trompetenwerk koſtet viel Geld; aber auch dir ſoll dein Wortbruch theuer zu ſtehen kommen. Sieh, der berühmte Herausgeber der Weſpe, der Herr Doktor Zwickbold, deſſen vielgeleſene Wochenſchrift eine fortlaufende Chronik aller hier vorfallenden Schandgeſchichten iſt, hat ſich auf mein Erſuchen hieher bemüht, um den luſtigen Vorgang niederzuſchreiben, und ihn, mit öffentlicher Nennung deines vollen Namens, in der Weſpe bekannt zu machen. Um dich aber auch den Leſern von Perſon darzuſtellen, iſt gegenwärtiger Herr Profeſſor Griffel, unſer Hogarth, gefällig entſchloſſen, dich und den kleinen Trompeter auf der Stelle nach dem Leben zu zeichnen, und das ſpaßhafte Blättchen, ſauber in Kupfer geſtochen, durch Stadt und Land mit der Weſpe fliegen zu laſſen.“

Julius ſchlug ſchweigend die Augen nieder. Doktor Zwickbold ſetzte ſich an einen Tiſch und ſchrieb. Profeſſor Griffel wählte ſeinen Platz auf der andern Seite des Zimmers. Wallo ſtellte den kleinen Helden, der verewiget werden ſollte, in die Mitte, und ließ den Trompeter wieder erſcheinen und blaſen. Jene Männer arbeiteten raſch, und wurden faſt zu gleicher Zeit fertig.

„Haben Sie die Güte, uns Ihren Schwank vorzuleſen;“ ſagte Wallo zum Doktor.

Es geſchah; die Zuhörer lachten laut über den poſſierlichen Aufſatz; nur Julius brach in Thränen aus.

Der Professor legte dann seine komische Zeichnung zur Ansicht vor, und das Gelächter erneute sich.

Sie ward jetzt auch dem weinenden Knaben gezeigt. Mit Schrecken sah er sich, wie er leibte und lebte, abgebildet. Erschüttert warf er sich vor dem Vater nieder, bat schluchzend, ihn nicht vor aller Welt zu beschimpfen, und versprach mit den herzlichsten Worten, sich die Unart des Naschens ganz abzugewöhnen, und jede heimliche Entwendung einer ihm nicht gehörigen Sache sein Leben lang zu verabscheuen.

„Deine Worte sind gut;“ sagte der Vater: „aber ich traue dir nicht. Du hast mir schon oft Besserung angelobet, und dich doch immer wieder von deinem unersättlichen Naschhunger zu neuen Vergehungen hinreißen lassen. Ein altes Sittengesetz sagt: Was nicht Dein ist, laß liegen! oder: Was Du nicht hingelegt hast, das nimm auch nicht weg! Diesem Gesetze handelst du täglich entgegen. Darum übergeb' ich dich der strafenden Wespe, und du wirst öffentlich von ihr gestochen, wenn du dich auch darüber zu Tode grämen solltest. Wer als Kind Leckereien entwendet, bleibt auch in spätern Jahren zu Veruntreuungen geneigt. Aber ein Mensch, dem fremdes Eigenthum nicht heilig ist, verdient nicht zu leben.“

Julius drückte sein Gesicht auf den Fußboden und weinte laut. Die beiden Herren, denen es bekannt war, daß Wallo nur einen tüchtigen Schreckschuß thun wollte, schlugen sich jetzt ins Mittel, und baten ihn, seinem reumüthigen Sohne zu verzeihen. Er sträubte sich lange. Endlich sprach er: „Nun wohlan! In Rücksicht Ihrer Fürbitten, meine Herren, will ich noch dießmal Gnade für Recht ergehen lassen. Steh auf, Julius, und sündige hinfort nicht mehr! Bei dem nächsten Fehltritte der heute

gen Art bist du ohne Rettung dem Stachel der Wespe verfallen. Ich hebe diese beiden Blätter indessen auf. Sobald du dich aufs neue vergehst, werden sie sogleich zur öffentlichen Kunde gebracht. Sie versprechen mir doch dann, meine Herren, Ihren schleunigen Beistand?“

Diese Frage ward bejaht; aber Wallo hatte die Freude, der Wespe nie zu bedürfen. Julius besserte sich ernstlich, lebt jetzt als Staatsbeamter in Ehren, und genießt den allgemeinen Ruhm eines sehr rechtlichen Mannes.

III.

Die Gefangenen.

Eine Begebenheit aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

1.

Das Abendlied.

In einem Dorfe des damaligen Kurfürstenthums Sachsen war eines Abends das Wirthshaus voll ländlicher Gäste. Einige spielten um Kupferpfennige; andere, unter welchen sich der staatskluge Schulmeister befand, vertheilten goldene Scepter und Kronen. Der Wirth, mit dem zahlreichen Zuspruch sehr zufrieden, ging von Tisch zu Tisch, um seinen Gästen gleichsam den Hof zu machen, und sie durch sein freundliches Gesicht zu fleißiger Wiederholung ihres Besuches einzuladen. Hier sah er in die Karte und jubelte über ein gewonnenes Spiel; dort trat er zu den politischen Kannengießern, neigte sein Ohr zu ihrem Geschwätz, und lobte ihre Weisheit. Dann setzte er sich, von dieser Wanderung ermüdet, in seinen breiten Armstuhl und nickte.

So war die achte Stunde herangekommen. Da erklang

draußen vor dem Fenſter der Ton einer Leier, und eine jugendliche Stimme ſang folgendes Lied:

Seyd mir gegrüßt, ihr Sterne,
Ihr meines Sehnens Ziel!
Ihr lehrt aus weiter Ferne
Des Guten mich ſo viel!

Am hohen Himmelsbogen
Iſt ewig euer Stand,
Doch ſehet ihr gewogen
Herab auf Stadt und Land.

Den Pilger, der im Dunkeln
Sich einem Irrweg naht,
Den leitet Euer Funkeln
Auf ſeinen rechten Pfad.

O, zeigte man doch Allen,
Die hier, bethört von Wahn,
Des Irrthums Straße wallen,
So ſanft der Wahrheit Bahn!

Wann hinter Wolkenwänden
Sich euer Glanz verlor,
Dringt ihr, uns Licht zu ſenden,
Bald wieder mild hervor.

Des Schickſals Wolken ſcheiden
Vom Glück auch Manchen hier;
Er wünſcht, aus trüben Leiden
Hervorzugehn, wie ihr.

Hell werde doch dem Armen
Sein dunkler Erdenlauf;
Sonſt heb' ihn aus Erbarmen
Der Herr zu euch hinauf!

2.

Der Schenkwirth.

„Wer gibt uns das Lirum-Larum zu hören?“ sagte der aufwachende Wirth. „Gewiß Vagabunden, die eine Herberge suchen. Ich werde dem Gesindel scharf auf den Zahn fühlen.“

Jetzt ward bescheiden an die Thür geklopft. Der Wirth blähte sich auf seinem ledernen Throne und rief mit barscher Stimme: „Herein!“

Ein ansehnlicher, doch ärmlich gekleideter Mann, eine wohlgebildete Frau und ein freundlicher Knabe traten grüßend in die Stube. Jener trug eine Zauberlaterne, dieser eine Drehorgel.

„Was ist Euer Begehr?“ fragte der Wirth.

„Wir bitten um ein Nachtlager!“ antwortete der Mann mit einem feinen und höflichen Tone.

Aber unfreundlich und gebieterisch sagte der Wirth: „Zeigt Euren Paß!“

„Leider haben wir keinen!“ erwiederte der Fremdling. „Wir wurden vorgestern im Walde von drei Männern angefallen und erschracken nicht wenig. Aber einer der Strauchdiebe sagte: Wir sehen, daß nicht viel bei Euch zu holen ist; darum wollen wir uns mit Eurem Rocke begnügen. — Froh, so wohlfeil davon zu kommen, zog ich ihn geschwind aus; sie rissen ihn mir aus der Hand und eilten von dannen. Kaum waren sie im Walde verschwunden, so fiel mir ein, daß sich mein Paß in der Tasche des geraubten Rockes befand. Ich lief den Räubern nach, aber sie waren schon über alle Berge. Zum Glück hatten sie mir die Weste, und darin einige Thaler gelassen, wovon

ich mir sogleich in der nächsten Stadt wieder einen Rock kaufte."

„Ein sauberes Mährlein!" sagte der Wirth, und schob lachend seine Nachtmütze von einem Ohre zum andern. „Mir will's nicht in den Kopf, und der Herr Amtmann, zu dem die Reise morgen früh geht, wird sich wohl auch keinen blauen Dunst vormachen lassen."

„Ich hoffe, einen billigen Richter zu finden;" entgegnete der Fremdling mit Sanftmuth.

3.

Demüthigung.

„Röse!" rief der Wirth seiner Tochter zu: „Ist der Stall, den wir gewöhnlich zum Gewahrsam solcher Landläufer brauchen, in gehöriger Ordnung?"

„Lieber Vater!" sagte das Mädchen: „Denkt doch heute nicht an den häßlichen Stall! Der ist keine Wohnung für Menschen, am wenigsten für diese, die gar nicht verdächtig aussehen, und denen wohl zu glauben ist, daß sie das erzählte Unglück gehabt haben. Ihr könnt ihnen ja für diese Nacht das Kämmerchen oben einräumen. Sie werden wie andere Reisende dafür bezahlen; und wären sie's nicht im Stande, so gebt's ihnen um Gottes willen!"

„Ich bezahle gern;" fiel der Fremdling ein. „Sollte der Herr Wirth aber besorgen, daß wir entwischen möchten, so kann eine Wache vor die Thür gestellt werden."

„Nu, meinetwegen!" rief der Wirth. „Ich will Gnade für Recht ergehen lassen. Oeffnet uns nun aber auch euren Raritätskasten, und du, Junge, sing' und leire dazu!"

„Verzeiht, wir sind müde und sehnen uns nach Ruhe;"

erwiederte der Fremde. „Erlaubt, daß wir uns in das Kämmerchen begeben.“

„Nein, in den Stall!“ donnerte der Wirth. „Wenn so ein Mensch, der sich ohne Paß umhertreibt, eine ehrbare Gesellschaft nicht belustigen will, so gebührt ihm kein besseres Quartier.“

„Wir müssen uns alles gefallen lassen;“ versetzte Jener mit Gleichmuth. „Ich werde mich aber bei dem Herrn Amtmann über diese Mißhandlung beklagen, und verspreche mir Genugthuung.“

Diese Drohung erschreckte den Ungeschliffenen, weil ihm der Amtmann schon mehrmals sein unartiges Betragen gegen Reisende nachdrücklich verwiesen hatte. Er befahl seiner Tochter, die Fremden hinauf in die Kammer zu führen, und sie auf Verlangen mit Speise und Trank zu versorgen.

4.

Der Amtmann.

Eine Meile von dem Dorfe, wo das Erzählte geschah, wohnte der Amtmann Siegfried auf einem alterthümlichen Schlosse, das von einer felsigen Höhe herab das nahe Städtchen überblickte. Des Schlosses Umgebungen waren anmuthig. Links erhob sich ein hoher, mit Bäumen und Getreide bewachsener Berg; vorn rieselte ein Bach die Ringmauer des Schlosses entlang und am Fuße des Berges vorbei; jenseit des Baches, im Angesicht des Schlosses, blühte ein großer, wie ein Amphitheater sich erhebender Lustgarten; und zur rechten Seite der alten Burg lagen Häuser und Hütten der Vorstadt, von Wiesen und Gärten umgeben.

Der Amtmann ging, sein Morgenpfeifchen rauchend, im Zimmer auf und ab, und sah, als er einmal durch's Fenster blickte, die Gefangenen, von bewaffneten Bauern umringt, ankommen. „Da bringt man Arrestanten!“ sprach er kaltblütig, weil dergleichen Gäste keine Seltenheit waren.

Seine beiden Kinder, Ferdinand und Luise, sprangen und riefen einstimmig: „Die armen Leute! Sie sehen gar nicht wie Verbrecher aus; sie haben gewiß nichts Böses gethan!“

„Das wird sich ausweisen;“ sagte der Vater. „Es ist recht und billig, jeden Menschen so lange für gut und wacker zu halten, als das Gegentheil nicht erwiesen ist. Aber ein Richter muß oft, seinem Herzen entgegen, manchem unschuldigen Manne Vergehungen beimessen, von welchen ihm nur ein Schatten der Möglichkeit vorschwebt. Darum war es das widrigste Geschäft meines Lebens, daß ich in frühern Jahren einige Mal die nun, der Vernunft sey Dank! abgeschaffte Folter veranstalten und dabei gegenwärtig seyn mußte.“

5.

Gutherzigkeit.

Jetzt ließ der Gerichtsschöppe, der die Gefangenen begleitet hatte, um Gehör bitten, und ward vorgelassen. Er übergab einen von dem Gastwirthe, der zugleich Dorfrichter war, erstatteten schriftlichen Bericht.

Der Amtmann begann zu lesen, schüttelte jedoch bald den Kopf und sagte: „Es ist ein wahrer Jammer, wenn jemand, der Buchstaben zu schreiben glaubt, nichts als Krähenfüße zu Papier bringt. Deutlichkeit ist jeder Handschrift *erstes Gesetz*. Euer Schulz aber schreibt lauter Räthsel.

Da schickt er mir ein Wischiwaschi von Straßenräubern, Guckkasten und Leiern, woraus man nicht klug werden kann. Haben denn die Gefangenen einen Straßenraub begangen?“

„Nein, hochedler Herr Amtmann!“ antwortete der Schöppe. „Ihr Paß ist ihnen von Straßenräubern abgenommen worden. So sagen sie wenigstens. Und wegen Mangel des Passes werden sie pflichtschuldigster Maßen dem hochlöblichen Amte zur Untersuchung überliefert.“

„Ich freue mich, daß die Sache nicht so schlimm ist, als sie schien,“ sagte der Amtmann.

„Mit Dero Wohlnehmen, halte ich selbst die Leute für kein loses Gesindel;“ fuhr der Schöppe fort. „Sie scheinen ein gutes Gewissen zu haben und verrathen keine Angst. Im Gegentheil, als unser Dorfrichter, nach seiner Art, mit etwas harten Redensarten um sich warf und mit der Strenge des löblichen Amtes drohte, sagte der Gefangene ganz gelassen: er hoffe an dem Herrn Amtmann einen billigen Richter zu finden.“

„Das soll er!“ sprach Siegfried. „Uebergebt indessen die Gefangenen dem Amtsdiener, und sagt ihm in meinem Namen: er solle sie vor der Hand in die neue, für anständige Personen eingerichtete Gefängnißstube bringen.“

Der Schöppe trat ab; die Kinder stürzten auf den Vater zu, küßten seine Hand und dankten ihm für die milde Anordnung.

Auch seine Gattin, die besonders gegen die gefangene Frau und den Knaben viel Mitleiden empfand, lobte sein menschenfreundliches Verfahren, und erbat sich, um auch ein gutes Werk an den Bedrängten zu thun, die Erlaubniß, ihnen Mittagsessen zu schicken. Er genehmigte das

gern, kleidete sich an und begab sich in die Amtsstube. Die Kinder gingen zu ihrem Hauslehrer. Der Knabe war zwölf Jahre alt; das Mädchen zwei Jahre jünger.

6.

Die Aussage.

Herr Siegfried pflegte nicht mit den Seinigen von Amtsgeschäften zu sprechen; da sie aber insgesammt an den Gefangenen viel Antheil nahmen, so war er bei der Mittagsmahlzeit so gefällig, ihnen mitzutheilen, was jene bei dem Verhöre ausgesagt hatten.

„Der Mann nennt sich Joachim Werner und ist aus dem Herzogthum * * gebürtig. Er besaß dort in einem Städtchen ein Haus, und nährte sich, wie sein verstorbener Vater, als Roßhändler und Thierarzt. Diese Erwerbzweige trugen ihm in der letzten Zeit wenig Früchte, weil sich ein Anderer, der gleiche Geschäfte betrieb, in derselben Stadt niedergelassen hatte. Werner beschloß deßhalb, seinen Wohnort zu verändern und sich nach Sachsen zu wenden. Er verkaufte sein Haus und zog mit Frau und Sohn von dannen. Unter Weges wollte er nicht ganz müßig seyn; darum nahm er eine Zauberlaterne auf den Rücken und gab seinem Sohne eine Drehorgel in die Hand. Beide Stücke hatten sich in der Verlassenschaft seines Vaters gefunden. Er zauberte nun in den meisten Gasthäusern, wo er einkehrte, Bilder an die Wand, der Knabe spielte und sang, und sie gewannen damit Kost und Nachtlager. So legte er ohne den geringsten Unfall siebzig bis achtzig Meilen zurück. Vorgestern aber ward er in einem Walde von drei bewaffneten Räubern angefallen. Sie nahmen ihm nichts als sei-

nen Rock; doch war dieser Verlust deßwegen bedeutend, weil er zugleich den in der Rocktasche aufbewahrten, ihm in seiner vorigen Wohnstadt ausgefertigten Reisepaß einbüßte. Dieser Mangel veranlaßte seine Verhaftung."

„Der arme Mann ist zu bedauern;" sagte die Amtmännin. „Seine Aussage ist so einfach und natürlich, daß sie kein unwahrscheinliches Wort enthält."

„Dieser Meynung bin ich selbst;" erwiederte Siegfried. „Hätt' ich freie Hand, ich bedächte mich keinen Augenblick, der wandernden Familie einen neuen Paß auszufertigen und sie damit zu entlassen. Aber Gesetz und Verfassung gebieten mir, bei dem Magistrate der Stadt, wo Werner vormals wohnte, Erkundigung einzuziehen, ob sich alles so verhält, wie er es aussagte."

7.

Die guten Kinder.

„Ach, Himmel!" fiel Ferdinand ein: „der Weg ist weit; die Posten gehen langsam; da kann wohl die Antwort einen Monat ausbleiben."

„Wenigstens!" antwortete der Vater. „Und ist vielleicht der dortige Magistrat gewohnt, in seinen Geschäften etwas saumselig zu seyn, so mögen wir sechs Wochen oder gar zwei Monate harren."

„Und so lange sollen die guten Menschen gefangen sitzen?" fragte Luise mit Wehmuth.

„Das kann ich nicht ändern, mein Kind!" antwortete der Vater. „Man weiß ja noch nicht, ob sich ihre Aussage bestätigen wird."

„O gewiß, gewiß!" riefen die Geschwister.

„Ich habe schon gesagt, daß mir die Gefangenen ganz

unverdächtig scheinen!“ fuhr der Vater fort. „Auch ihr anständiges Betragen und ihre gebildete Sprache haben mich ganz für sie eingenommen. Darum will ich der Frau und dem Knaben erlauben, vom Morgen bis zum Abend der Freiheit zu genießen und nach Gefallen spazieren zu gehen.“

„Ja, liebes Väterchen, ja!“ frohlockte Luise, und Ferdinand sprang vom Tische nach der Thür.

„Wohin? wohin?“ rief der Vater.

„Ich will's dem Amtsdiener sagen, daß er Mutter und Sohn in Freiheit setzen soll.“

„Laß das, mein Sohn! Er möchte dir vielleicht nicht glauben, und das würde dich beschämen. Ich selbst will es ihm nach Tische befehlen.“

Die Kinder waren damit zufrieden, ermahnten aber den Vater recht ernstlich, die Sache nicht zu vergessen.

Die Amtmännin nahm einige Minuten lang keinen Antheil an dem Gespräche, war aber indessen nicht unthätig. Sie theilte von dem Braten, der auf dem Tische stand, für die Gefangenen so ansehnlich ab, daß ihr Gatte durch Lächeln und sanftes Kopfschütteln zu verstehen gab: die Spende sey gar zu reichlich. Die Wohlthäterin nahm aber von der kleinen, hoch gehäuften Schüssel nichts zurück: denn ob sie gleich eine sehr wirthliche Hausfrau und erklärte Feindin aller Verschwendung war, so zeigte sie doch stets, wenn sie Armen und Bedrängten beistehen konnte, eine edelmüthige Freigebigkeit.

8.

Die Bürgschaft.

Der Amtmann hielt nach Tische sein Wort. Er ordnete *die beschlossene* Freilassung der Mutter und des Sohnes an.

Eine halbe Stunde nachher ließ Werner um Gehör bitten. Es ward ihm zugestanden.

Er dankte mit den herzlichsten Worten für die Wohlthat, die seiner Familie wiederfahren war, zog dann einen schweren Beutel aus der Tasche und sagte: „Hier übergebe ich Ihnen, als Bürgschaft für Frau und Sohn, zweihundert Louisd'or, die mir von dem Verkauf meiner Besitzungen übrig blieben. Sie waren in meiner magischen Laterne so geheim verwahrt, daß sie nicht gefunden werden konnten, wenn man nicht den ganzen Kasten zerschlagen hätte. Aber in Ihren Händen, Herr Amtmann, ist mein kleiner Schatz noch besser aufgehoben. Nehmen Sie ihn gefällig in Verwahrung, bis ich gerechtfertiget von hier scheide."

Der Amtmann genehmigte diesen Antrag, weil es ohnedieß gesetzlich war, einem Gefangenen nicht den freien Gebrauch einer so bedeutenden Summe zu überlassen. Er erklärte nachher dem Fremden, daß es auch ihm, zur Erhaltung seiner Gesundheit, gestattet seyn solle, sich täglich einige Stunden in der freien Luft zu bewegen. Werner lehnte dieses Anerbieten dankbar ab. „Wollen Sie mir aber," setzte er hinzu, „ein belehrendes und unterhaltendes Buch aus Ihrer Bibliothek zukommen lassen, so werden Sie mich Ihnen ungemein damit verbinden."

„Von einer Bibliothek ist bei mir nicht die Rede;" sagte der Amtmann. „Ich besitze bloß die nöthigen Bücher meines Fachs, überdieß noch Gellerts und Rabeners Schriften und einige Sammlungen guter Kanzelreden."

Eine solche Sammlung erbat sich Werner. Der Amtmann versprach, sie ihm zu senden, und entließ ihn freundlich.

9.

Bekanntschaft.

Gegen Abend umwandelten Ferdinand und Luise das Schloß, um dem jungen Werner, den sie gleich beim ersten Anblick lieb gewonnen hatten, irgendwo zu begegnen. Sie wollten ihn anreden und prüfen, ob sein Betragen eben so fein und angenehm als seine Gestalt sey. Bald darauf sahen sie ihn, sehr reinlich gekleidet, mit seiner Mutter aus der Wohnung des Amtsdieners heraustreten. Die Fremden bemerkten, daß sie von den Geschwistern beobachtet wurden; da sie aber nicht wußten, daß es die Kinder des Amtmanns waren, so gingen sie mit gewöhnlicher Begrüßung vorüber, und jene scheuten sich, in Gegenwart der Mutter, deren gebildetes Ansehen ihrer geringen Kleidung widersprach, eine Unterhaltung mit dem Knaben zu beginnen.

Des folgenden Tages gelang es ihnen besser. Der kleine Fremdling erschien allein. Ferdinand lief auf ihn zu und sagte: „Guten Abend! Was machst du? wie gefällt dir diese Gegend?“

Werner sah ihn mit großen Augen an und antwortete nicht.

„Hörst du vielleicht nicht wohl?“ fragte Jener mit verstärkter Stimme.

„O ja!“ sagte Werner. „Ich stutze nur vor einem Worte, das mich befremdet. In meiner Heimath ist es nicht gewöhnlich, daß sich Personen, die sich zum ersten Male sehen, sogleich mit Du anreden.“

„So, so!“ erwiederte Ferdinand. „Nehmen Sie *das nicht übel!* Hier zu Lande ist es unter Knaben glei-

ches Alters gebräuchlich, und es war also nicht böse gemeynt."

„Das glaub' ich;" antwortete Werner. „Für uns aber schickt sich diese Vertraulichkeit nicht, weil ich sie nicht erwiedern darf. Sie sind, wie ich vermuthe, des Herrn Amtmanns Sohn, und mein Vater ist sein Gefangener."

Das war die Einleitung eines freundlichen Gespräches, das nun ohne weitern Anstoß geführt wurde und die beiden Geschwister ungemein vergnügte. Heinrich — wie wir den jungen Werner in der Folge bei seinem Vornamen nennen wollen — beschrieb die herrlichen Gegenden seines Vaterlandes, und erzählte von den dort befindlichen Burgtrümmern manche merkwürdige Sage. Eine war aber so schauerlich, daß ihn Luise unterbrach und den Ausgang der Geschichte nicht hören wollte, weil ihr sonst, wie sie sagte, die furchtbarsten Gespenster im Traume erscheinen würden.

Sie trennten sich für dieß Mal, und nahmen die Abrede, sich des folgenden Abends wieder zu treffen.

10.

Der Poetengang.

Heinrich brachte seine Drehorgel mit. „Das ist ein kluger Einfall!" sagte Luise.

„Aber wohin gehen wir?" fragte Heinrich. „Hier auf öffentlicher Straße möchten wir wohl, wenn ich aufspiele, viel Zuhörer bekommen."

Ferdinand schlug ein schattiges Thal in der Nähe des Schlosses vor. Es ward seit undenklichen Zeiten der Poetengang genannt, ungeachtet es im Städtchen und

weit und breit keinen Poeten gab, der hier auf die Bilderjagd hätte gehen können. Dorthin begaben sich die drei Freunde; denn das waren sie, der ungleichen Verhältnisse ungeachtet, schon gestern geworden.

Heinrich ließ seine Orgel ihre besten Melodien vortragen, und sang einige Lieder in der Mundart seines Geburtslandes. Diese fremden Töne machten den Geschwistern großes Vergnügen. Der angenehme und sehr anständig gekleidete Knabe war ihnen so lieb geworden, daß sie für den folgenden Tag eine dritte Zusammenkunft mit ihm verabredeten. Bei gutem Wetter wollten sie sich wieder im Poetengange finden: im Fall es aber regnete, sollte Heinrich die Schloßtreppe hinauf gehen und an die nächste Thür klopfen, wo sie ihn erwarten würden. Hier wohnte Ferdinand und hatte da die Werkstatt seiner künstlichen Papparbeiten, die ihn in Nebenstunden beschäftigten, und bei welchen Luise eine fleißige und geschickte Gehülfin war.

11.

Naseweisheit.

Am folgenden Abend harrten die Geschwister hier des Freundes, weil sich ein heftiger Gewitterregen ergoß.

Heinrich kam zur bestimmten Zeit. Die Geräthschaften der Papparbeit erfreuten ihn. Er war selbst ein Liebhaber solcher Künsteleien und gegen Ferdinand, der es eben noch nicht weit darin gebracht hatte, ein bedeutender Meister. Das bewies er sogleich durch glückliche Verbesserung einiger mißlungenen Werkchen, und durch Zeichnungen zu andern, die zunächst unter seiner Leitung in *Arbeit genommen* werden sollten. Diese wurden zu Ge-

schenken für Ferdinands Mutter bestimmt, weil sie unablässig fortfuhr, die Gefangenen täglich mit guter Kost zu versorgen.

Während dieser Beschäftigungen ward an die Thür geklopft. Ferdinand öffnete sie einen Fingerbreit, um den Besuch, den er hatte, nicht bemerken zu lassen. Draußen stand die kleine Hedwig, die Tochter des Amtsverwalters Zachau, der das Erdgeschoß des Schlosses bewohnte. Sie bemühte sich mit mancherlei Wendungen, in die Stube hineinzusehen und fragte: „Ist Luischen hier?“ Ferdinand verneinte; doch Hedwig sagte mit einem spitzigen Tone: „Luischen wird ja recht vornehm, daß sie sich vor mir verläugnen läßt. Aber freilich, wenn man hohen Besuch hat, müssen sich kleine Leute gefallen lassen, vor der Thür abgewiesen zu werden.“ Damit schlug sie ein helles Gelächter auf und lief die Treppe wieder hinab.

Luise hörte das alles in der Stube, machte sich aber wenig daraus, weil Hedwig ein unartiges, schlecht erzogenes Mädchen war, dessen einfältiges Geplauder ihr oft zur Last fiel.

12.

Der steife Mann.

Am folgenden Tage trafen die Geschwister und Heinrich wieder im Poetenthale zusammen. Sie wählten sich einen bequemen Sitz im Grünen, weil Heinrich ein Mährchen erzählen wollte.

Er hatte jedoch kaum angefangen, als Herr Zachau, der doch nichts weniger als ein Poet war, den Poetengang herauf kam und sein Töchterlein an der Hand führte.

Die Geschwister ärgerten sich, daß sie in Gesellschaft des kleinen Gefangenen von dem steifen Rechenmeister betroffen wurden. Sie wußten voraus, daß der stolze Mann, der die kleinstädtische Rangordnung immer mit der äußersten Strenge beobachtet wissen wollte, diesen Umgang nicht nur im Stillen mißbilligen, sondern auch ihren Vater dagegen aufhetzen würde. Luise wollte sich deßhalb, als sie den alten, unfreundlichen Herrn von fern erblickte, schnell aus dem Staube machen; aber Ferdinand, dem eine so feige Flucht unlöblich schien, ließ sie nicht von dannen.

Mit spanischen Schritten kam denn Herr Zachau näher. Hedwig stieß ihn immer mit dem Arme und flüsterte: „Sehen Sie, Papa, da sind sie beisammen!“ Ferdinand erhob sich und dankte, als der finstere Mann, indem er vorbei ging, an den Hut griff. Aber Hedwig wandte nach einigen verächtlichen Blicken die Augen ganz ab. So zogen sie still vorüber; doch in einiger Ferne konnte sich der Alte nicht enthalten, mit ganz vernehmlicher Stimme zu sagen: „Ein seltsames Kleeblatt!“

Heinrich hörte diesen Ausruf und fragte: wer der grämliche Mensch sey, der sich in einem Poetengange so übel ausnehme.

„Dahin gehört er auch nicht;“ erwiederte Ferdinand. „Sein ganzes Verdienst besteht darin, daß er nothdürftig schreiben und rechnen kann. Mir war der kalte, trockene Gesell längst zuwider, und ich würde auch jetzt seinen Tadel verachten, wenn ich nicht voraus sähe, daß er die Sache unserm Vater entdecken und sie ihm von der verdrießlichsten Seite vortragen wird.“

Darum ward beschlossen, in den nächsten zwei Tagen

nicht öffentlich zusammen zu kommen, sondern in Ferdinands Stübchen an pappenen Kunstwerken zu arbeiten.

13.

Der Absagebrief.

In der Frühe des folgenden Tages erhielt Luise von Hedwig ein Briefchen voll scharfer Verweise, daß sie sich nicht schäme, mit dem Sohne eines gefangenen Landstreichers öffentlich umzugehen, und sich dadurch der Achtung aller Leute von Stande unwürdig zu machen. Ich selbst, fuhr sie fort, fühle meine Zuneigung, die ich bisher gegen Sie hegte, ganz erkaltet, und finde mich daher bewogen, Ihnen meine Freundschaft hiermit förmlich aufzukündigen.

Diesen schwerfälligen Absagebrief hatte der Amtsverwalter verfaßt und Hedwig ins Reine geschrieben. Das errieth Ferdinand sogleich, als ihm Luise das Blatt zeigte. Er lachte über den so abgeschmackt sich spreitzenden Stolz und sagte: „Nun, wie es in den Wald hinein schallte, soll es wieder heraus schallen!“ Er setzte dann in der trockensten Gerichtssprache, die ihm durch Aktenlesen geläufig worden war, eine Antwort in Luisens Namen auf, worin sie erklärte: daß sie die ihr zugefertigte Aufkündigung mit Vergnügen annehme und erwiedere, indem ihr an der wetterwendischen Freundschaft eines albernen Gänschens gar nichts gelegen sey.

Diesen Briefwechsel verschwiegen die Geschwister ihrem Freunde Heinrich, um ihn der Kränkung, die er dabei empfunden hätte, zu überheben.

Vor des Amtsverwalters Verrath waren sie vor der Hand sicher, weil ihr Vater bei Anbruch des Tages eine

Reise angetreten und sich darauf eingerichtet hatte, erst den zweiten oder dritten Abend zurückzukommen.

Die Geschäfte in dem kleinen Stübchen wurden also ungestört und mit Eifer betrieben.

14.

Der Ankläger.

Mit Anbruch der zweiten Nacht traf der Amtmann wieder ein. Am Morgen des folgenden Tages führte ihn unglücklicher Weise ein Geschäft mit dem Amtsverwalter zusammen, und bei dieser Gelegenheit konnte sich der hämische Mann nicht enthalten, mit Heuchelworten zu beklagen, daß sich die lieben Kinder des Herrn Amtmanns mit einem verlaufenen und in gefänglicher Haft befindlichen Burschen gar zu gemein machten, und dadurch der Ehre des Hauses unvermeidlichen Abbruch thäten. Der Amtmann antwortete gelassen: „Ich werde diese Unschicklichkeit meinen Kindern untersagen. Uebrigens scheint mir der Knabe so fein erzogen und so guten Gemüths zu seyn, daß ich ihn, wenn er ein freier Mensch wäre, ohne Bedenken als täglichen Gesellschafter meiner Kinder dulden würde.“

Der Ankläger ärgerte sich, daß es ihm nicht gelungen war, den ruhigen Vater in Wuth zu setzen. Er hatte nur so viel erreicht, daß der Amtmann seinen Kindern verbot, mit dem kleinen Werner weitern Umgang zu pflegen, weil er in Erfahrung gebracht habe, daß mancher Schwachkopf daran ein Aergerniß nehme.

Ferdinand und Luise waren, wie jedes gute Kind, gewohnt, alle Gebote ihres Vaters genau zu befolgen. *Sie vermieden* daher von nun an, dem armen Heinrich

zu begegnen, und dankten ihm nur mit stummer Freundlichkeit, wenn er unter den Schloßfenstern vorüberging und herauf grüßte.

15.

Freiheit.

Acht Tage nachher erschien für die Gefangenen ein sehr glücklicher, doppelt glücklicher Tag. Es wurden in den Morgenstunden drei Räuber eingebracht, die eine nach ihnen ausgesandte Streifwache in der Nacht aufgegriffen hatte. Es waren dieselben, die den ehrlichen Werner drei Wochen zuvor seines Rockes beraubten. Einer der Raubgesellen trug ihn noch auf dem Leibe, und bei Untersuchung ihrer Habseligkeiten fand man auch Werners Paß. Er und die Seinigen wurden dem Gesindel unter die Augen gestellt, und es gestand, diese Leute an der von ihnen bezeichneten Waldstelle angefallen und den Mann entkleidet zu haben.

Kaum war die Wahrheit seiner Aussage von dieser Seite bewiesen, so brachte die Post ein Schreiben des Magistrats, in dessen Stadtgebiete Werner vormals ansässig gewesen war. Er hatte wirklich dort die Geschäfte eines Thierarztes und Roßhändlers betrieben, und bei seiner Abreise einen Paß nach Sachsen erhalten, der, in Abschrift beigelegt, mit dem bei den Räubern gefundenen Wort für Wort übereinstimmte. So war denn der Gefangene vollkommen gerechtfertiget, und kein weiteres Hinderniß vorhanden, ihn wieder in Freiheit zu setzen.

Das geschah auch sogleich. Der Amtmann gab ihm die zur Verwahrung erhaltenen zweihundert Louisd'or zurück, erließ ihm alle Gerichtskosten, händigte ihm den Paß

dessen Mangel ihn drei Wochen lang in den Kerker versetzt hatte, wieder ein, und schrieb ihm einen neuen nach Böhmen, wohin er sich wenden wollte, wenn er in Sachsen kein schickliches Unterkommen fände.

Heinrich erhielt Erlaubniß, von des Amtmanns Kindern Abschied zu nehmen. Er schenkte jedem sein wohlgetroffenes Bildniß, von ihm selbst auf Pergamentblättchen gezeichnet. Ferdinands Gegengeschenk war ein Taschenbuch, worin er einige selbstgedichtete Verse schrieb. Luise umwand Heinrichs Hut mit einem Bande, auf welches sie ihren Namen gestickt hatte. Mit Thränen gelobten sich die Scheidenden ewige Freundschaft.

Bei der letzten Umarmung vertraute Heinrich seinem Freunde: daß sich sein Vater noch drei oder vier Tage im Gasthofe des Städtchens aufhalten werde, um sich mit verschiedenen Bedürfnissen zur Reise zu versorgen. Er bat, nicht davon zu sprechen, ihn aber so oft als möglich zu besuchen.

16.

Ein Kundschafter.

Zwei Tage nachher befand sich Luise mit ihrem Vater allein im Wohnzimmer, als ein Fremder gemeldet und vorgelassen wurde. Er hatte das Ansehen eines Officiers, trug aber keine Uniform.

„Ich stehe," hob er an, „in Diensten des Herzogs von ***, und habe Auftrag, einen Mann aufzusuchen, der sich wegen eines bedeutenden Vergehens aus den herzoglichen Staaten entfernt hat. Er soll nach Sachsen geflüchtet seyn und man will ihn vor ungefähr vier Wochen in hiesiger Gegend gesehen haben. Seinen Namen

muß ich verschweigen, aber seine Gestalt kann ich genau bezeichnen.“ — Hierauf beschrieb er einen Mann, der Wernern aufs Haar glich, und fügte noch hinzu: wahrscheinlich habe diesen Flüchtling eine schlanke Frau und ein vierzehnjähriger Knabe begleitet.

„Heißt dieser Mann Werner?“ fragte der Amtmann.

„Nein!“ antwortete der Fremde. „Er könnte jedoch, um sich seine Flucht zu erleichtern, diesen Namen angenommen haben.“

„Das ist sonderbar!“ versetzte der Amtmann. „Ein gewisser Werner, der dem von Ihnen bezeichneten Verbrecher vollkommen ähnlich sah, befand sich mit Frau und Sohn drei Wochen hier in Gefangenschaft, weil man ihn in einem meiner Amtsdörfer, wegen Mangel eines Reisepasses, in Verhaft genommen hatte. Dennoch kann er nicht der Mann seyn, den Sie suchen. Er kam nicht aus den Staaten Ihres Herzogs, sondern aus **, wo er viele Jahre ansässig gewesen war. Sein Paß, den er durch Straßenraub eingebüßt hatte, ward vor drei Tagen bei den verhafteten Räubern gefunden. Auch bestätigte der von mir befragte Stadtrath seines vormaligen Wohnorts alle seine Angaben. Das bewirkte seine Freiheit, und ich habe ihn vorgestern entlassen.“

„O, daß ich nicht um zwei Tage früher kam!“ rief der Fremde. „Hundert Louisd'or gäb' ich darum, wenn ich den Menschen sehen und mich überzeugen könnte, ob er's ist oder nicht, dessen Spur ich suche.“

„Das möchte nun wohl ein Räthsel bleiben;“ sagte der Amtmann.

„Ich muß es lösen, ich muß ihm nachsetzen;“ sprach der Fremde. „Auf welcher Straße sind' ich ihn wohl?“

„Hier ist guter Rath theuer;“ antwortete Siegfried.

„Er hat einen Paß zu einer Reise durch Sachsen und einen andern nach Böhmen. Wer kann wissen, wohin er sich gewandt hat? Auch würden Sie wahrscheinlich nur ein Irrlicht verfolgen: denn Werner ist gewiß nicht der Mann, den Sie meinen.“

„Desto besser für ihn!“ erwiederte Jener. „Aber nachsetzen muß ich ihm durchaus. Dazu verpflichtet mich der Befehl meines Herrn. Führt mich das Glück auf den rechten Weg, so will ich den Flüchtling bald einholen.“

17.

Warnung.

Luise saß bei diesem Gespräche wie auf glühenden Kohlen. Als aber der Fremdling seinen Entschluß, Wernern nachzusetzen, erklärte, da schlich sie leise fort, lief nach dem Zimmer des Hauslehrers, rief ihren Bruder heraus, erzählte ihm, was sie gehört hatte, und bat ihn auf die dringendste Weise, in den Gasthof zu eilen und Wernern zu warnen.

Ferdinand stürzte fort. Kein Hinderniß hielt ihn auf; die Lehrstunde war eben geschlossen.

Werner schien über Luisens Botschaft zu erschrecken, faßte sich aber schnell und sagte: „Ich danke herzlich für die mir gegebene Nachricht, ob ich gleich dem Herzoge von *** und seinem Diener unbekannt bin und folglich nichts von ihnen zu befürchten habe. Dennoch könnte mich der ausgesandte Kundschafter allerdings in eine neue Untersuchung verwickeln. Es ist daher rathsam, ihm aus dem Wege zu gehen. Aber wohin sogleich? Es wird bald Nacht; ich kenne weder Weg noch Steg. Bleib' ich aber

im Gasthofe, so kann er mich sehr leicht finden, wenn er vielleicht selbst hier übernachtet."

„Hören Sie," sagte Ferdinand, „ich habe einen glücklichen Einfall. Ich kenne in der Vorstadt einen ehrlichen Schneidermeister, der ein eigenes kleines Haus besitzt und allein bewohnt. Er soll Ihnen ein Stübchen einräumen, wo Sie, so lange Sie wollen, in Verborgenheit leben können. Ich laufe hin, um das Quartier zu bestellen. Sagen Sie indessen dem Gastwirthe, Sie wollten wegen der drückenden Tageshitze bei Nacht wandern, und packen Sie schnell Ihre Habseligkeiten zusammen. Indessen mache ich die Sache dort richtig, hole Sie ab, und Sie beziehen in der Dämmerung, von keinem Späher beobachtet, Ihre stille Wohnung, wo Sie sich unter dem Dache der Redlichkeit und Treue befinden."

Ferdinands Plan gelang. Der Schneidermeister, ein vormaliger Diener des Amtmanns und ihm und den Seinigen noch treu ergeben, nahm Wernern in seinem Hüttchen auf, und die Fremdlinge lebten acht Tage so heimlich darin, daß selbst die nächsten Nachbarn keine Kunde davon bekamen. Nachher setzten die Reisenden ihren Stab weiter, und man hörte nichts mehr von ihnen. Aber Ferdinand und Luise sprachen noch oft von dem kleinen Heinrich, betrachteten mit Vergnügen sein Bildniß, und wünschten sehr, ihn bald wieder zu sehen. Doch war freilich dazu keine Wahrscheinlichkeit vorhanden.

18.

Die Verwandelung.

Acht Jahre darauf hatte der Amtmann Siegfried wegen anhaltender Kränklichkeit seine Stelle niedergelegt,

die Amtswohnung im Schloſſe verlaſſen und in der Stadt ein Haus am Markte bezogen. Ferdinand war auf der Univerſität, und Luiſe lebte noch unverheirathet bei den Eltern, ob ſie gleich wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit und Anmuth ſchon im Laufe der letzten zwei Jahre verſchiedene Freier gehabt, aber höflich abgelehnt hatte, weil ſie keinen derſelben zu lieben vermochte.

Eines Tages, als ſie, mit einer künſtlichen Stickerei beſchäftiget, am Fenſter ſaß, fuhr ein Reiſewagen, mit ſechs Poſtpferden beſpannt, am Gaſthofe vor. Die ausſteigenden Perſonen konnte ſie nicht ſehen, weil ſie der große Wagen bedeckte. Bald aber ward er nach dem Schoppen gebracht; der herrſchaftliche Jäger erſchien an der Thür, und neben ihm ſtand der Gaſtwirth, der mit erhobener Hand nach des Amtmanns Wohnung herüberzeigte. Luiſe ſprach darüber mit ihren Eltern, die es nicht glauben wollten, daß von ihrem Hauſe die Rede ſey. Aber bald kam der Jäger über den Markt herüber, trat ins Haus und meldete den eben eingetroffenen Grafen von Rodenbach, deſſen Namen der Amtmann nie gehört hatte, zum Beſuch.

Das Geſellſchaftszimmer ward aufgeſchloſſen, Mutter und Tochter wandten kein Auge von der Pforte des Gaſthofs. Nach einer Viertelſtunde trat ein ältlicher Mann, in Begleitung eines Jünglings, heraus. Die Frauenzimmer zogen ſich vom Fenſter zurück. Der Amtmann ging den Ankommenden bis an die Treppe entgegen.

Als ſie herauf kamen und einander begrüßten, ſchienen die Fremden dem Amtmann einiger Maßen bekannt; er konnte ſich aber durchaus nicht erinnern, wenn und wo er ſie geſehen hatte. Er führte ſie ins Beſuchzimmer; ſie *nahmen Platz.*

Der Graf sah den Amtmann einige Sekunden lang mit stiller Freundlichkeit an. Dann begann er mit der Frage: „Sollten wir Ihnen wohl ganz fremd geworden seyn? Kennen Sie mich und meinen Sohn nicht mehr?“

„Ich gestehe,“ antwortete Siegfried, „daß Ihre Gestalt, sogar Ihre Stimme, dunkle Erinnerungen bei mir wecken; aber der Mann, an den ich dabei denke, war bürgerlichen Standes und befand sich in einer unangenehmen Lage.“

„Hieß dieser Mann nicht Joachim Werner?“ fragte der Graf. „Und hatte er nicht einen kleinen Sohn, dessen Vorname Heinrich war?“

„Allerdings!“ erwiederte der Amtmann. „Aber wär's möglich?“

„Ja, ja,“ rief der Graf. „Der Werner und der Heinrich sind wir. — Hören Sie meine Geschichte!“

19.

Des Grafen Geschichte.

„Mein Name ist Rodenbach. Ich stamme aus einem gräflichen Geschlechte, das seit uralten Zeiten im Herzogthum *** mit Gütern angesessen war. Der vor sechs Monaten verstorbene Herzog war meinem Vater gewogen und trug ihm die ansehnlichsten Hofstellen an, um ihn an die Residenz zu fesseln. Doch mein Vater liebte das Landleben, schlug die angebotenen Hofämter aus, und hielt sich nur, um den Herzog nicht ganz unwillig zu machen, einige Wintermonate in der Hauptstadt auf.“

„Als ich achtzehn Jahre alt war, bezog ich die Universität Göttingen. Drei Jahre nachher starb mein Vater. Ich, sein einziger Erbe, kam in den Besitz bedeutender

Güter, und der Herzog bewies mir daſſelbe Wohlwollen, das mein Vater genoſſen hatte.“

„Fünfzehn Jahre lang ſtand ich mit ihm in dem beſten Vernehmen. Ich war in den Staatsdienſt getreten, ward nach und nach Regierungspräſident, und hatte nur noch einen Schritt zum Miniſter. Da gerieth ich mit einem Günſtlinge des Herzogs über eine Kleinigkeit in Unfrieden. Er war Kammerherr; übrigens ein abgeſchmackter, unwiſſender Menſch, den ich einsmals in früherer Zeit über eine falſche Behauptung, die in meine Geſchäfte eingriff, belehren, und ihm den Vortheil, den er daraus ziehen wollte, verſagen mußte. Darüber warf er einen Haß auf mich und ſprach hinter meinem Rücken verächtlich von mir. Das erfuhr ich, zog ihn aber nicht zur Rechenſchaft, weil ich die Perſonen, die es mir hinterbracht hatten, nicht als Zeugen gegen ihn aufſtellen wollte.“ —

Nach einiger Zeit traf ich an der Tafel des Herzogs mit ihm zuſammen. Er ſchien ſich auf beißende Spöttereien vorbereitet zu haben, und der Herzog, den er wider mich eingenommen hatte, ſtand offenbar mit ihm im Bunde, indem er alle Sticheleien, die Jener gegen mich vorbrachte, beifällig belachte. Darüber entrüſtet, beſchloß ich, dem frechen Witzbold bei der nächſten neuen Anzüglichkeit derb die Wahrheit zu ſagen. Der Anlaß dazu blieb nicht lange aus. Ich verwies dem Kammerherrn mit kräftigen Worten ſeine Ungezogenheit, mich zur Zielſcheibe ſeiner albernen Witzeleien zu wählen. Er erſchrack und verſtummte. Ich aber ſtand von der Tafel auf, verbeugte mich gegen den Herzog und bat um Erlaubniß, die Tafel zu verlaſſen. Nach Belieben! ſagte der Herzog mit ſchnöder Kälte, und ich ging ohne weitern Wortwechſel in meine Wohnung.“

20.

Der Zweikampf.

„Zwei oder drei Stunden nachher erhielt ich von dem Kammerherrn eine Ausforderung auf Pistolen. Ich hatte sie erwartet, und nahm sie mit den von ihm vorgeschlagenen Zeit- und Ortbestimmungen an. Der geringe Umfang des herzoglichen Gebiets überhob mich einer weiten Reise nach der Gränze; ich hatte folglich hinreichende Muße, meine Frau, die sich auf einem unserer Landgüter unweit des Kampfplatzes befand, einiger Maßen vorzubereiten. Ich sah voraus, daß ich in dem Falle, wenn das Todesloos meinen Gegner treffen sollte, das Land räumen mußte, weil von dem Herzoge keine Begnadigung zu hoffen, im Gegentheil die strengste Ahndung des mir angebotenen Zweikampfes, den ich nach den Gesetzen der Ehre nicht ablehnen konnte, zu befürchten war. Darum schrieb ich meiner Frau: ich würde vielleicht innerhalb drei Tagen in herrschaftlichen Angelegenheiten eine Reise ins Ausland antreten, und es sey mein Wunsch, daß sie mich mit meinem Sohne begleite; sie möge sich daher vorläufig darauf einrichten und meiner Ankunft, um sie abzuholen, gewärtig seyn.“

„Ich begab mich nun mit meinem Secundanten am Tage vor dem Zweikampfe an die Gränze. Der Kammerherr erschien auf der Wahlstatt. Wir schlossen, da er mich durch Beleidigungen gereizt hatte und also Urheber des Streites war, den Vertrag: daß keiner von uns einzeln schießen sollte, sondern daß wir beide zugleich, in einer Entfernung von fünfzehn Schritten, die Pistolen abfeuern wollten. Von seiner Seite war es Stolz, daß er sich

dieſes Uebereinkommen gefallen ließ: denn er hielt ſich für einen unfehlbaren Schützen, mich aber für einen Stümper in der Kunſt, Menſchen zu tödten.“

„Die Entfernung unſerer Standplätze ward abgemeſſen. Wir betraten ſie; das verhängnißvolle Zeichen ward gegeben, und meine Kugel ſtürzte den Gegner zu Boden, indem mir die ſeinige nur den linken Arm ſtreifte. Ich hatte ihn wider meinen Willen ſchwer verletzt. Der Arzt erklärte mir: der Verwundete würde kaum den Tag überleben. Man drang in mich, auf meine Sicherheit zu denken. Ich flog nach dem Gute, wo meine Frau wohnte, entdeckte ihr, was geſchehen war, und überzeugte ſie von der Nothwendigkeit, ohne das geringſte Verweilen das Land für jetzt zu verlaſſen, und erſt jenſeit der Gränze mit dem Herzog über meine Rückkehr zu verhandeln. Meine gute Frau war Anfangs ſehr betrübt, faßte ſich aber bald, ſetzte ſich mit mir und meinem Sohne in den Wagen und wir eilten über die Gränze.“

21.

Weitere Flucht.

In der nächſten Stadt verweilte ich, um Nachrichten von dem Zuſtande des Kammerherrn zu erwarten. Ich hatte dieſen Ort einem vertrauten Freunde dazu beſtimmt. Er ſandte mir eine Staffete mit der Meldung: der Kammerherr habe ſich gegen des Arztes Willen in die herzogliche Reſidenz zurückbringen laſſen und ſey bald nach ſeiner Ankunft verſchieden.“ —

„Einige Stunden ſpäter meldete mir der Aufſeher meines Gutes durch einen Eilboten: ein Trupp herzoglicher

Husaren habe mein Schloß umzingelt und jeden Winkel durchsucht, um mich zu finden und gefangen zu nehmen."

„Aus diesen Anstalten mußte ich schließen, daß der Herzog seine fürstlichen Nachbarn von allen Seiten auffordern würde, mich auf ihren Gebieten verhaften zu lassen. Es war also rathsam, mich schnell noch weiter zu entfernen und wo möglich ganz unkenntlich zu machen."

„Wir flüchteten aus einem Ländchen ins andere. Nach einigen Tägereisen verkaufte ich meinen Wagen und alles, was meinen Stand verrathen konnte. Wir bedienten uns von jetzt an, ganz bürgerlich gekleidet, der gewöhnlichen Post. Ich legte mir einen andern Namen bei und fertigte mir selbst einen Paß aus, den ich mit der Unterschrift einer nirgends vorhandenen obrigkeitlichen Person und mit meinem großen Familienwappen versah. Dadurch gewann er ein gar stattliches und überall gültiges Ansehen. Dennoch war uns immer und an allen Orten vor Entdeckung bange."

„Die Fahrt auf unbequemen Postwagen ermüdete uns nach und nach so sehr, daß wir beschlossen, uns einige Ruhetage zu gönnen. Wir wählten dazu ein ganz einsames, mit Wald umgebenes Städtchen, das weit ab von der Landstraße lag und gegen achtzig Meilen von unserer Heimath entfernt war."

22.

Der seltsame Handel.

„Hier fand ich im Gasthofe einen Mann, der eine kleine Gesellschaft von Spießbürgern mit einer Zauberlaterne unterhielt. Seine Frau ging ihm dabei zur Hand, und sein kleiner Sohn spielte die Drehorgel. Diese Leute ver-

regten meine Aufmerksamkeit. Der Mann glich mir an Gestalt und Jahren, und auch seine Frau und sein Sohn waren den meinigen ähnlich. Aus diesen Umständen entsprang mir in der Nacht ein Gedanke, den ich am Morgen ausführte."

„Ich ließ mich mit dem Manne in ein freundliches Gespräch ein und fragte ihn nach seiner Heimath. Er war aus dem Herzogthum ** gebürtig und hatte dort in einem Städtchen als Roßhändler und Thierarzt gelebt. Treuherzig zeigte er mir, um die Wahrheit seiner Worte zu bekräftigen, seinen Paß nach Sachsen. Er war darin Joachim Werner genannt."

„Lächelnd, als wäre die Sache nur Scherz, fragte ich ihn: ob er mir die Zauberlaterne, die Drehorgel und den Reisepaß verkaufen wolle. Er sah mich mit großen Augen an und sagte: Ei nun, wenn Sie im Stande wären, mich ansehnlich dafür zu bezahlen, warum nicht? Ich bin arm, bedarf Geld und Ihr ehrliches Gesicht läßt mich hoffen, daß Sie den Paß nicht zu meinem Nachtheile mißbrauchen werden. Das versprach ich ihm. Aber ich mochte wohl mein Verlangen nach dem Besitze des Passes zu lebhaft gezeigt haben; denn als ich nach dem Preise der von mir verlangten drei Dinge fragte, forderte Werner nicht weniger als hundert Stück Louisd'or. Ich bot die Hälfte; er ließ sich nach einiger Weigerung damit abfinden. Wir verließen zusammen den Gasthof, und im Walde, wo uns die lauernden Augen des Wirths nicht beobachten konnten, übergab er mir die behandelten Sachen und empfing die Zahlung. Ich war nun Joachim Werner, und schlug, dem Paß zu Folge, den Weg nach Sachsen ein."

„Es war eben vortreffliches Wetter. Das bewegte uns, *kleine Tagereisen* zu Fuß zu machen, weil wir dadurch die

Aufmerksamkeit der Menschen noch mehr von uns ablenkten, und gewöhnlichen armen Wandersleuten glichen, deren Kunst nach Brod geht. Auf diese Weise hatten wir zehn bis zwölf Meilen glücklich zurückgelegt, als wir in einem Walde des theuer erkauften Passes beraubt und nachher verhaftet wurden."

23.

Schüchternes Wiedersehen.

„Es thut mir leid, Herr Graf, daß es im Bezirke meines Amtes geschah;" sagte Siegfried. „Ich mache mir Vorwürfe, daß ich Sie nicht gelinder behandelte. Aber unbekannt mit Ihrem Stande — —"

„Konnten Sie nicht anders verfahren;" fiel der Graf ein. „Sie mußten mich nehmen, wie ich mich gab, und als Roßhändler und Thierarzt hatte ich Ursache, vollkommen zufrieden zu seyn."

„Gegen den kleinen Heinrich waren Sie besonders gütig;" setzte der junge Graf hinzu. „Ich werde das nie vergessen."

„Aber den höchsten Dank sind wir Ihren guten Kindern schuldig!" fuhr der Vater fort. „Sie waren unsere Schutzengel! — Wo ist Ferdinand? wo ist Luise? Auch Ihre verehrte Gattin wünschen wir zu begrüßen."

„Mein Sohn studirt in Leipzig;" antwortete Siegfried: „aber meine Frau und Tochter werden sich freuen, Sie in glücklichern Verhältnissen wieder zu sehen. Erlauben Sie mir, sie darauf vorzubereiten."

Er eilte ins Wohnzimmer und erzählte seiner Gattin und Luisen kurz und rasch, daß sich der Roßhändler Werner, den sie vor acht Jahren als Gefangenen im

Schlosse gesehen, in einen Grafen von Rodenbach, der damals wegen eines Duells auf der Flucht gewesen, verwandelt habe, und sie zu sprechen verlange.

Die Mutter verwunderte sich ganz gelassen; aber Luise rief jubelnd aus: „So war ich doch wahrlich eine Prophetin! Wie oft sprach ich zu Ferdinand: die Leute sind gewiß vornehmer, als sie sich ausgeben!“ — Nach diesem Frohlocken äußerte sie dennoch einige Verlegenheit, ihrem vormaligen jungen Spielgesellen unter die Augen zu treten. Diesen bangen Minuten ließ sich aber nicht ausweichen. Mutter und Tochter waren so anständig gekleidet, daß sie sich, ohne die geringste Veränderung, den Fremden zeigen konnten. Sie gingen daher sogleich mit Vater Siegfried in das Besuchzimmer.

Bei ihrem Eintritte sprangen die Grafen überrascht von den Stühlen auf; denn eine so hohe, schlanke Gestalt und strahlende Schönheit, als Luise seit acht Jahren gewonnen hatte, erwarteten sie nicht. Geblendet und erröthend grüßte sie Graf Heinrich nur mit einer stummen Verbeugung; sein Vater hingegen faßte sie traulich bei der Hand und sagte: „Ei, was für eine königliche Gestalt ist das kleine Luischen geworden! Nun, dießmal that die Natur ihre Schuldigkeit, indem sie eine edle Seele mit einem edeln Körper vereinte. Ja, wahrlich, eine höchst edle Seele bewiesen Sie mir, theuerste Luise, als Sie mich durch Ihren wackern Bruder vor dem Verfolger warnen ließen, den mir der Herzog von *** nachschickte.“

Siegfried, dem seine Kinder die Sache verschwiegen hatten, sah bald den Grafen, bald Luisen mit Verwunderung an. „Sie scheinen in unser Geheimniß gar nicht eingeweiht zu seyn, lieber Herr Amtmann!“ sagte der Graf.

„Versprechen Sie mir, daß Sie meinen Schutzengel nicht schelten wollen, dann will ich es Ihnen enthüllen.“

Der Amtmann gab sein Wort, und der Graf erzählte ihm nun, was schon dem Leser bekannt ist.

„Ich versprach, nicht zu schelten;“ sagte Siegfried: „sonst hätt' ich wohl Lust, diese Verheimlichung gegen mich zu tadeln. Sie verdient aber Verzeihung, weil sie allerdings wegen des nacheilenden Feindes von entschiedenem Nutzen war. Denn wäre mir bekannt gewesen, daß sich Joachim Werner noch in der Stadt befände, so hätt' ich es allerdings für Pflicht gehalten, den dringenden Fremdling, der seine Gestalt so genau beschrieb, zu ihm zu senden.“

„Dem Himmel sey Dank, daß es nicht geschah!“ erwiederte der Graf. „Lebend hätt' ich mich dem Häscher nicht überliefert. Er war mir einige Mal hart auf der Spur; aber durch Luisens und Ferdinands Freundschaft entging ich ihm glücklich.“

24.

Schluß der Geschichte des Grafen.

Als jener Nebenpunkt sattsam besprochen war, fuhr der Graf in seiner Erzählung fort:

„Wir wandten uns von hier mit behutsamen Schritten nach Böhmen. Dort verschaffte ich mir einen Paß nach Wien, und in dieser großen Stadt lebte ich unerkannt und unverfolgt bis zum Tode meines Feindes, des Herzogs, der vor acht Monaten zu seinen Vätern versammelt wurde. Mit Vertrauen auf das frühere Wohlwollen seines Nachfolgers, entdeckte ich ihm meinen Aufenthalt, erhielt einen Sicherheitsbrief, und kehrte nach meiner Heimath zurück. Der gütige Fürst setzte mich wieder in den Besitz meiner eingezogenen Güter,

und ließ mir die von der fürstlichen Verwaltung erhobenen Einkünfte zurückzahlen. Er machte mir sogar den Antrag eines ansehnlichen Staatsamtes; ich schlug es aber aus, weil ich mich nach Ruhe sehne. Ueberhaupt will es mir dort nicht mehr gefallen. Das herrliche volkreiche Wien hat mich so verwöhnt, daß mir dergleichen ehrsame Mittelstädtchen, wie des Herzogs Residenz, nicht mehr behagen. Es gibt zu viel neugierige Beobachter, zu viel strenge Splitterrichter darin. Auch hatten sich die herzoglichen Wirthschafter allerhand Veränderungen auf meinen Gütern erlaubt, und sie mir dadurch unlieb gemacht. Ich ergriff deßhalb eine sich mir angebotene Gelegenheit, sie vortheilhaft zu verkaufen, und will mich nun in Sachsen ansiedeln."

Siegfried und seine Familie freuten sich über diesen Entschluß. Der junge Graf nahte sich Luisen, erinnerte sich ihrer früheren Bekanntschaft, und fragte nach ihrem Bruder. Nachher ward auch der kleinen feindlichen Hedwig gedacht, deren Vater bereits die Welt gesegnet hatte. „Sie hat geheirathet;" sagte Luise. „Ihr Gatte treibt einen Kleinhandel mit Gewürz, der nicht sehr lebhaft scheint. Ich kann aus meinem Fenster ihre Ladenthür sehen, und diese liebt, wie ich bemerke, ihre Schwellen so sehr, daß sie sich selten von einander trennen. Das seltsame Weiblein hat sich mir seit dem Tage, da wir Ihretwegen, Herr Graf, uneinig wurden, nie wieder freundlich genähert. Im Gegentheil spielte sie mir, als wir noch auf dem Schlosse beisammen wohnten, manchen bösen Streich. Doch waren ihre Pfeile immer so matt und stumpf, daß sie mich wenig verletzen konnten."

Nach diesen Unterredungen nahmen die Grafen Abschied, *um ihre Reise nach* der Hauptstadt fortzusetzen. „Aber wir

sehen uns bald wieder;“ sagte der Vater. „Wir sind Ihnen und Ihrer Familie, lieber Herr Amtmann, so vielen Dank schuldig, daß er sich mit einem so flüchtigen Besuche, wie der jetzige war, nicht abtragen läßt.“

25.

Ein Fest.

Kaum waren vierzehn Tage vergangen, als der Graf von Rodenbach aus der Hauptstadt schrieb: er stehe über das Rittergut Eichberg, das nur eine Meile von des Amtmanns Wohnstadt entfernt war, im Handel. Er benannte einen gewissen Tag, an welchem er es in Augenschein nehmen wolle, und ersuchte den Amtmann, sich zu gleicher Zeit dort einzufinden, und ihm mit seiner Rechtswissenschaft und seinen örtlichen Kenntnissen an die Hand zu gehen.

Siegfried begab sich dahin; der Kauf kam zu Stande, und der Graf machte nun Anstalt, sich für immer in Eichberg niederzulassen, wo er ein großes, anmuthig gelegenes Schloß zu seiner Wohnung bequem eingerichtet fand. Er kündigte schon vorläufig an, daß er bald nach seiner Ankunft ein Einweihungsfest geben und den Amtmann mit seiner Familie dazu einladen werde.

Darauf freute sich im Stillen niemand mehr als Luise; denn Graf Heinrich, dem sie vor acht Jahren, als einem guten, freundlichen Knaben nicht abhold gewesen war, hatte sich jetzt zu einem so trefflichen Jüngling gebildet, daß sie es keineswegs bereute, ihm oder vielmehr seinem Vater einen ersprießlichen Dienst geleistet zu haben. Die Bahn der erneuten Bekanntschaft war gebrochen; sie wollte sich bei der nächsten Zusammenkunft von aller Aengstlichkeit

und Beklemmung befreien, und eben so zwanglos und gemüthlich mit ihm plaudern, als sie es vor Zeiten gethan hatte. Aber sie machte bei dem Feste, das bald nachher in Eichberg gefeiert war, die Erfahrung, daß sie sich zu viel vorgenommen und zugetraut hatte. So voll auch das Herz war, so widerspenstig stockte die Zunge, und sprach nur die unentbehrlichsten Worte der Höflichkeit aus, ohne der geselligen Abende im Poetengange und in der Werkstatt der Papparbeiten zu erwähnen.

Graf Heinrich schien gleiche Fesseln zu fühlen. Er versuchte zwar oft, ein heiteres Gespräch mit seiner jungen Freundin zu beginnen; es geschah jedoch immer mit einer so wortarmen Schüchternheit, daß die Unterredung bald wieder verstummte.

Die übrigen Gäste waren fröhlicher. Besonders weckte der von dem Grafen veranstaltete Tanz der Landleute eine allgemeine Lustigkeit. Nur Heinrich und Luise tanzten ihren polnischen Rundtanz, der den Ball eröffnete, mit so ernster Würde, als hätten sie einander niemals zuvor gesehen.

26.

Freude und Leid.

Luisens Mutter war mit dem gegenseitigen Betragen der jungen Leute, das sie für Abneigung hielt, gar nicht zufrieden. Sie baute, wie viele gute Mütter erwachsener Töchter, immer Luftschlösser, in welche ihre Einbildungskraft das liebe Kind durch einen stattlichen Freier versetzte. Die Ankunft der beiden Grafen veranlaßte wieder einen solchen Bau in die Luft. Der Vater rühmte, daß ihm *Luise einen höchst* wichtigen Dienst erwiesen, und der

junge Graf war als Knabe der Spielgesell des Mädchens gewesen, dessen blühende Schönheit jetzt Aller Augen auf sich zog. Welche angenehme Hoffnungen ließen sich nicht aus diesen günstigen Umständen bilden! Aber die Kälte der jungen Leute verwandelte sie in bunte Seifenblasen, die bald nach ihrer Entstehung wieder zerflossen.

Hätte jemand, der besser, als die gute Frau Amtmännin, die Geheimnisse des menschlichen Herzens zu enträthseln verstand, die vormaligen Jugendgespielen beobachtet, der hätte wahrscheinlich aus ihrem Benehmen ganz andere Schlüsse gezogen, und das Recht wäre auf seiner Seite gewesen.

Das bewiesen zwei Briefe, die am dritten Tage nach dem Feste von Eichberg anlangten. Graf Heinrich bat um Luisens Hand, und der Vater erklärte, daß diese Bewerbung mit seinem Vorwissen und seiner Genehmigung geschehe.

Nun gab es in Siegfrieds Hause große Freude. Luisens Mutter ging in ihr Kämmerlein und dankte Gott für das Glück ihrer Tochter. Der Vater fuhr nach Eichberg und überbrachte das Jawort.

Als vier Wochen nachher der junge Graf mit einem sechsspännigen Staatswagen ankam, um sich in der Kirche des Städtchens trauen zu lassen, und dann mit seiner jungen Gemahlin und ihren Aeltern zum Hochzeitmahle nach Eichberg zu fahren, ward eben Hedwigs Kramlädchen gerichtlich geschlossen, weil ihr Ehemann wegen einer unbedeutenden Schuld von einigen hundert Thalern die Flucht ergriffen hatte. Die unglückliche Frau erschien an der Hausthür und rang die Hände. Luise, von Mitleiden ergriffen, bat ihren Bräutigam, die Arme zu retten. Erfreut, daß er seiner Geliebten gefällig seyn konnte, erließ

er sogleich an den Bürgermeister ein kurzes Schreiben, worin er sich nicht allein für die Schuld verbürgte, sondern sie auch des folgenden Tages zu bezahlen versprach, wenn die gerichtliche Schließung des Kramladens auf der Stelle wieder aufgehoben würde. Bei dieser ansehnlichen Bürgschaft fand der Bürgermeister kein Bedenken, den Laden unverzüglich wieder öffnen zu lassen. Hedwig, von des Grafen Verwendung für sie unterrichtet, stürzte in Siegfrieds Haus und dankte dem Brautpaare mit einem Strome von Thränen.

Luise ward durch die Rechtlichkeit und Herzensgüte ihres Gemahls eine sehr glückliche Gattin. Dieses günstige Geschick verdankte sie der Freundlichkeit, die sie als Kind einer fremden, damals unglücklichen Familie erwiesen hatte. Dennoch könnte wohl ein strenger Sittenlehrer an ihrem und ihres Bruders Benehmen in jener Zeit den Umstand tadeln, daß sie die Fremden, als sie sich noch in der Stadt aufhielten, gleichsam vor ihrem Vater verbargen, und sie, ohne sein Wissen, vor dem nachgeschickten Kundschafter warnten. Kinder müssen vor ihren Aeltern kein Geheimniß haben. Sie sind noch zu unerfahren, um die oft nachtheiligen Folgen solcher Verheimlichungen voraus sehen zu können.

IV.

Bestrafter Frevel.

Vor alter Zeit begab sich in einem französischen Mönchskloster folgende wunderbare Geschichte.

Einer der jüngsten Ordensbrüder ward von einer schweren Krankheit befallen und starb. Man trug den Leichnam in das Todtengewölbe und legte ihn, mit dem Ordensgewande bekleidet, in den Sarg. Zwei Mönche, die gleiches Alters mit dem Verstorbenen waren, erhielten vom Abt den Befehl, den Todten während der Nacht zu bewachen. Sie sollten sich ablösen; aber keiner hatte Lust, in dem öden, nur von einer Lampe spärlich erleuchteten Gewölbe zehn bis zwölf Stunden lang mit dem Todten allein zu seyn. Darum beschlossen sie, dem Schlafe für diese Nacht ganz zu entsagen, und die Wache bis zum anbrechenden Morgen gemeinschaftlich zu halten.

Es war eine sehr kalte Winternacht. Das Buch, das sie sich bei der Lampe vorlasen, erwärmte sie nicht. Sie sehnten sich nach einer körperlichen Stärkung. „Hätten wir doch einen Becher glühenden Wein!“ sagte der Eine. „Ja, der wär' uns sehr heilsam!“ versetzte der Andere. „Und ich will uns dieses Labsal bereiten, wenn dir nicht graut, eine halbe Stunde hier allein zu bleiben.“

Jener entschloß sich dazu. Sein Mitbruder verließ ihn, begab sich in die Küche und bereitete das erwünschte Getränk.

Nach einer halben Stunde kam er zurück. Ein großer gefüllter Kelch dampfte in seiner Hand. „Köstlich gelungen!“ rief er beim Eintritt ins Todtengewölbe. Er war einer freudigen Antwort gewärtig; aber kein Laut ließ sich vernehmen. Sein Mitbruder saß mit gesenktem Haupte am Tische, schien in dem darauf liegenden Buche zu lesen und regte sich nicht.

„Holla, Bruder Benedict!“ rief der Weinkoch: „Bist du eingeschlafen?“

Keine Antwort, kein Aufblick erfolgte.

„Ei, das ist ein langweiliger Spaß!“ sagte Jener verdrießlich. „Riech' nur den herrlichen Duft!“ Damit hielt er ihm den Kelch unter die Nase. Doch auch dieses Reizmittel bewirkte keine Bewegung.

Er setzte den Kelch auf den Tisch, faßte den unerwecklichen Mönch an der Schulter und schüttelte ihn kräftig. Da fiel der vermeinte Schläfer starr und steif, wie ein Todter, vom Stuhle.

Bestürzt ergriff Jener die Lampe, beugte sich zu ihm hinab, leuchtete ihm ins Gesicht, und sah mit Schrecken, daß der am Boden liegende Mönch der Todte war, der bewacht werden sollte.

Schaudernd fuhr er zurück, und sein Entsetzen stieg, als der Leichnam in diesem Augenblicke das Haupt erhob, ihn gräßlich anstarrte, sich mühsam und stöhnend vom Boden aufrichtete, und fortschwankte.

Zitternd und die Augen auf ihn geheftet, folgte der *Andere. Der* erstandene Todte ging nach der Zelle, die *er vormals* bewohnt hatte, und wollte hinein. Sie war

verschlossen. Er klopfte an die nächste Zelle. Der Inhaber derselben trat nach einer Weile heraus, erblickte bei dem Scheine der Laternen, die auf dem Zellengange brannten, die eingesargte Gestalt, sprang mit einem Schrei zurück und warf die Thür in's Schloß. Der furchtbare Wandler klopfte an mehrere Zellen; überall glaubte man einen Geist zu sehen und floh vor ihm.

Das ganze Kloster gerieth in Bewegung. Einige beherzte Mönche traten ihm endlich näher, redeten ihn an, und überzeugten sich, daß er kein Gespenst, sondern ihr vom Scheintodte wieder aufgelebter Mitbruder war.

Indessen war der Mönch, der über der Zubereitung des Glühweines die ihm anbefohlene Wache vernachlässiget hatte, in seine Zelle geschlüpft, und erwartete dort zagend ein schweres Gericht. Er glaubte, sein Mitwächter Benedict würde bei der Auferstehung des Todten die Flucht ergriffen haben. Als sich aber einige Mönche in's Todtengewölbe begaben, um ihn zu suchen, fanden sie ihn entseelt im Sarge. Alle Versuche des herbeigerufenen Klosterarztes, ihn wieder zum Leben zu bringen, waren vergebens.

Der Unglückliche hatte wahrscheinlich den Scheintodten aus dem Sarge gehoben, ihn an den Tisch gesetzt, und sich dafür in den Sarg gelegt, um seinen Wachgesellen zu necken. Als er aber den Leichnam lebendig werden sah, starb er vor Schrecken und ward in derselben Todtenlade, in die er sich aus Muthwillen gebettet hatte, begraben. So schnell und hart rächte der Tod das frevelhafte Spiel, das mit ihm getrieben werden sollte.

V.

Das Glas Punsch.

Ein Gegenstück zu der vorigen Erzählung.

Auch in England begab sich vor kurzer Zeit bei der Bewachung eines Todten ein seltsames Ereigniß.

Ein angesehener und reicher Mann starb nach langen Leiden am Brustkrampfe. Er hinterließ keine nahen Verwandten, die ihn vielleicht einer Thräne gewürdiget hätten. Seine Erben waren von der lachenden Gattung. Doch bezeigten sie sich dafür, daß er schon in seinen besten Jahren die Welt verlassen und ihnen sein beträchtliches Vermögen abgetreten hatte, nicht unerkenntlich: sie wollten ihn aus Dankbarkeit prächtig begraben lassen. Er ward am Tage vor der Bestattung in einem schwarz ausgeschlagenen Zimmer öffentlich ausgestellt.

Die Leichenwache der folgenden Nacht übertrug man einigen jungen Leuten beiderlei Geschlechts, die noch andere Freunde und Freundinnen dazu einluden, und im Gebiete des Todes, bei Punsch und Pfänderspiel, das Leben fröhlich genoßen. Die eigentlichen Erben und Besorger dieser *Ehrenwache* schliefen indessen ruhig in ihren Häusern.

Bei der Auslösung der Pfänder suchte sich die lustige Ge-

sellschaft in wunderlichen Aufgaben zu überbieten. Unter andern ward von einem frechen Spielgesellen ausgesprochen: Der Besitzer eines gewissen Pfandes (das noch, wie gewöhnlich, verborgen gehalten ward) solle dem Todten ein Glas Punsch in den offenen Mund gießen.

Mit Schrecken sah die schönste und sittlichste der anwesenden Jungfrauen, daß ihr das Pfand gehörte, dem man eine so widrige, den Todten höhnende Verbindlichkeit aufbürden wollte. Sie weigerte sich, das ruchlose Gebot zu vollziehen. Die leichtsinnigen Gespielen lachten sie aus und beschuldigten sie einer kindischen Feigheit. „Ihr verkennt mich!“ sagte sie. „Die Sache selbst wäre mir ein Leichtes; doch Ehrfurcht gegen den Todten, der ein rechtschaffener und achtungswerther Mann war, hält mich zurück. Es ist mir unmöglich, ihn zu verspotten.

„Ei, davon weiß der selige Herr kein Wort!“ riefen die Andern. Zugleich füllten sie ein Glas mit siedend heißem Punsch, zwangen es der Sträubenden in die Hand, drängten sie zum Sarge, und nöthigten sie mit Gewalt, es dem Todten einzugießen.

Das war kaum geschehen, da zuckte der Leichnam mit den Augen, schlug sie auf, richtete sich empor, hustete heftig, erbrach sich, und zwei Frösche stürzten hervor. Sobald er von diesen ekelhaften Inwohnern, die seine Krankheit verursacht hatten, befreit war, erhob er sich aus dem Sarge und war gesund.

Die Pfänderspieler entflohen und weckten die Erben, die eben recht süß von Goldbergen träumten. Diese verschwanden ihnen aber auf ewig; denn der wieder aufgelebte Vetter, der während seines Scheintodes jedes in seiner Nähe verlautende Wort gehört hatte, wählte das schöne Kind, das mit Hochachtung von ihm sprach, zu seiner Gattin.

Einige andere ehelustige Mädchen von der Wachgesellschaft glaubten zwar ein noch stärkeres Recht auf seine Dankbarkeit zu haben, weil sie die Braut zur Anwendung des Rettungsmittels gezwungen hatten; aber der Neubelebte wußte zu gut, daß sie keinen Rettungsversuch anstellen, sondern ihn verspotten wollten, und verband sich deßhalb mit dem guten Mädchen, das sich standhaft der rohen Zumuthung widersetzte, zum Werkzeuge seiner Verhöhnung zu dienen.

So ward Edelsinn, der im Augenblicke seiner rühmlichen Weigerung keinen Vortheil davon erwarten konnte, erkannt und belohnt.

VI.

Die bange Lehrstunde.

Rudolph, ein Knabe von zehn bis eilf Jahren, zeigte bisweilen sehr auffallend, daß er sich im Zeitalter der Flegeljahre befinde. Schon als lallendes Kind nahm er sich nicht selten die Freiheit, seine Aeltern zu tadeln und zu meistern. Sie machten ihm nichts zu Danke. Alle Spielsachen, womit man den kleinen Momus * zu bestechen glaubte, warf er bald nach dem Empfange verächtlich bei Seite und sah sie nicht wieder an. In spätern Jahren trieb er diese Unart noch weiter. Speisen und Kleider, die man ihm gab, waren ihm nicht lecker, nicht prächtig genug. Im Gespräche mit seinen Spielgesellen schalt er seinen Vater einen Geizhals, weil dieser nicht sonderlich bemittelte Mann für nöthig fand, sich nach der Decke zu strecken. Er hatte noch mehr Kinder, und konnte deßhalb um so weniger dem jungen Nimmersatt mit Allem aufwarten, was er verlangte. „Rudolph! Rudolph!“ sprach er oft: „Du wirst einst aus Erfahrung lernen, daß ein Hausvater, der ehrlich bestehen will, einen schweren Stand hat und seinen Kindern nicht immer gewähren kann, was ihr Leichtsinn wünscht und begehrt.“

* In der Mythologie der Gott der Tadelsucht.

Was geschah? Rudolph erwuchs zum Manne, nahm ein Weib, und bald umschwärmten ihn acht oder zehn Kinder, die ihm den Kopf warm machten. Schon ihre dringendsten Bedürfnisse nöthigten ihn, fleißig und tief in den Beutel zu greifen; aber seine erwachsenen Kinder begnügten sich nicht damit, das Nöthige zu empfangen. Unbescheiden, wie weiland der Herr Papa, foderten sie Ueberfluß. Die Töchter verlangten jeden neuen Schmuck, der aus London und Paris im Putzladen ankam; die Söhne wollten ebenfalls wie Prinzen einhergehen, und begehrten noch überdieß ein bedeutendes Taschengeld, um sich in die Lustbarkeiten der großen Welt mit Anstand mischen zu können. Vater Rudolph, der nur einen mäßigen Gehalt für die Verwaltung einer Staatskasse genoß, konnte diese stürmischen Ansprüche nicht befriedigen. Er stellte das seinen Kindern vor, und empfahl ihnen Genügsamkeit; allein er predigte tauben Ohren. Immer wurden ihm wieder neue Geldsummen theils abgeschmeichelt, theils abgetrotzt, um entbehrliche Ausgaben damit zu bestreiten. Der schwache Mann konnte seinen Lieblingen nichts abschlagen. Er machte Schulden; und als ihn seine Gläubiger drängten, vergriff er sich an der ihm anvertrauten Kasse, und bezahlte die ungestümen Manichäer daraus. Das ging eine Weile. Endlich aber sprang es seinen Vorgesetzten in die Augen, daß er mehr ausgab, als einnahm. Man untersuchte die Kasse, und fand kaum die Hälfte der Summen, die er darin bereit haben und vorzeigen sollte. Schamroth und zagend gelobte er baldigen Ersatz. Dieses Versprechen ward nicht geachtet. Man nahm ihn gefangen.

Da saß er nun zwischen vier öden Mauern und seufzte: *„Ach, Gott! das hab' ich an meinem wackern Vater verdient! Wie oft beschuldigt' ich ihn der Kargheit, wenn er*

mir nicht mit verschwenderischen Händen gab, was ich unbesonnener Knabe begehrte. Nun seh' ich ein, welche Klugheit und Vorsicht ein Hausvater anwenden muß, um nicht, wie ich, in einen Abgrund von Jammer und Noth zu versinken. O, hätt' ich doch meine sorgenfreie Jugend zurück! Ich wollte mich nie wieder erdreisten, meines Vaters weise Sparsamkeit zu tadeln. Im Gegentheil sollte sie die Richtschnur meines ganzen Lebens seyn." —

„Rudolph! wie lange schläfst du heute?" rief jetzt eine männliche Stimme. Der Gefangene fuhr empor; sein ängstlicher Traum zerfloß wie ein Nebel; er war noch der glückliche, kummerlose Knabe, und sprang jauchzend aus dem Bette. Rasch angekleidet flog er zum Vater, dessen Ruf vor der Thüre ihn geweckt hatte. Gerührt erzählte er seinen bangen Traum und versicherte: daß er dadurch von seiner vorigen Anmaßung, des guten Vaters Wirthlichkeit zu tadeln, ganz geheilt worden sey, und hinfort mit Allem, was ihm gereicht werde, zufrieden seyn wolle. Er hielt auch redlich Wort, und gewöhnte sich, übereilte Wünsche im Stillen zu unterdrücken. Auf diese Weise ward er in der Folge selbst ein kluger Haushalter, und lebte glücklich und zufrieden bis an sein Grab.

VII.

Die offene Hand.

Geschichtlich.

Navarra, das Heinrich der Vierte bei der Besteigung des französischen Thrones mit Frankreich vereinigte, war früher ein selbstständiges Reich. Im zwölften Jahrhunderte ward es von einem guten Könige beherrscht, der im Jahre 1173 ohne Erben starb. Die Stände des Reiches wünschten einen Nachfolger aus seinem Geschlechte. Es war in demselben kein Prinz vorhanden: aber des Verstorbenen Schwester, die mit einem fremden Fürsten vermählt war, hatte einige Monate vorher Zwillingssöhne geboren. Man beschloß, eine Gesandtschaft an diese Fürstin abzuordnen und einem ihrer Söhne die Krone von Navarra anzutragen.

Zu diesem Geschäfte wurden drei ehrsame und verständige Männer erkoren. Sie kamen an jenem Hofe an und trugen Navarra's Wunsch dem fürstlichen Paare vor. Beide waren nicht abgeneigt, einem der Knaben die angebotene königliche Krone zu gönnen, und überließen es den Gesandten, von den Zwillingen den zu wählen, zu welchem sie das meiste Vertrauen empfinden würden.

Die Mutter führte die drei Männer in das Zimmer, wo die Knaben in Einer Wiege beisammen lagen und eben sanft schliefen. „Entscheidet, ihr Herren," sagte sie leise, „auf welches dieser jungen Häupter ihr Navarra's Krone setzen wollt."

Die Brüder sahen sich sehr ähnlich. Nur der einzige Unterschied war an ihnen zu bemerken, daß der eine mit geschlossenen, der andere mit offenen Händen schlief.

Die Gesandten hefteten lange den Blick auf die ruhigen Schläfer. Endlich baten sie, sich in einem andern Zimmer berathen zu dürfen.

Dort schlug der erste Gesandte vor, über die sich ganz gleichen Knaben das Loos zu werfen.

„Wir wollen die Sache nicht dem Zufall überlassen;" sagte der Zweite. „Gleichen sich die Prinzen auch an Gestalt, so bemerke ich doch an der Haltung ihrer Hände eine wichtige Verschiedenheit ihres Gemüths. Ich gebe meine Stimme dem, der sie geschlossen hat. Das zeigt, daß er einst ein kräftiger Mann werden und jedem Feinde des Reichs den Daumen auf's Auge setzen wird."

„Wohl möglich!" versetzte der Dritte. „Die fest geschlossene Hand kann aber auch Kargheit und Strenge bedeuten. Mir gefällt die offene Hand. Sie ist ein Zeichen der Freigebigkeit, des Edelmuths und der zuvorkommenden Liebe."

Dieser Ansicht trat der erste Gesandte bei. Der zweite war folglich überstimmt, und man wählte den Prinzen mit der offenen Hand. Er herrschte, als er in spätern Jahren die Zügel der Regierung ergriffen hatte, mild und gerecht, und erhielt den Beinamen: der Gute.

VIII.

Die Erſcheinung.

In einem Städtchen des Königreichs Böhmen lebte vor ungefähr zweihundert und fünfzig Jahren ein ehrbarer und fleißiger Bürger, Balthaſar genannt, der ſich mit der Uhrmacherkunſt beſchäftigte. Er verfertigte, der Sage nach, beſonders Taſchenuhren, oder machte wenigſtens Verſuche damit; denn ſie ſollen, wie man behauptet, nicht eher, als im Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts in den Stand gebracht worden ſeyn, daß man ſich ihrer mit Zuverläſſigkeit bedienen konnte.

Mögen ſie denn auch zu Balthaſars Zeit noch einen regelloſen und unrichtigen Gang gehabt haben, ſo gab es dennoch manchen reichen Mann, der ein Stundenei (wie man die Taſchenuhren damals nannte) zu beſitzen und damit zu prahlen wünſchte. Balthaſars Werke wurden daher nach Prag und Wien verſchrieben und gut bezahlt. Jetzt ſind freilich die damals noch ſehr ſeltenen und theuern Stundeneiern ſo gemein und wohlfeil geworden, daß ſich ein betriebſamer Bettler, der einen halben Tag fleißig von Haus zu Haus ging, von den erhobenen Steuern ein ſolches Ding anſchaffen kann.

Balthaſar mußte das Räderwerk, das die Uhrkünſtler

heutiges Tages aus großen Werkstätten beziehen, mit unendlicher Mühe selbst aus rohen Metallen herausarbeiten. Er griff dabei seine Augen so rastlos an, daß er im vierzigsten Jahre seines Lebens gänzlich erblindete.

So war denn die Quelle des Wohlstandes, den er sich durch Kunst und Fleiß bereiten wollte, auf einmal versiegt. Seine Gattin, die bisher seine Gehülfin gewesen war, setzte zwar unter Leitung des armen Blinden das Geschäft fort, und arbeitete Tag und Nacht, um dem andringenden Mangel zu wehren; aber kaum war ihr das einige Jahre leidlich gelungen, so hatte sie ebenfalls das Schicksal ihres Gatten, daß eine ewige Nacht ihre Augen bedeckte.

Das Wenige, was die armen Leute bisher erspart und zurückgelegt hatten, verzehrte sich bald. Die einzige Stütze der unglücklichen Gatten war Bertha, ihre fromme sechzehnjährige Tochter, die nun ihre blinden Aeltern bei jedem Schritte leiten und alle Kräfte aufbieten mußte, sie und einen kleinen Bruder zu ernähren. Das gelang ihrer geschickten und fleißigen Hand eine Weile; aber die künstlichsten Arbeiten ihrer Nadel wurden ihr in der Folge von habsüchtigen Menschen, die sich kein Bedenken machten, die Armuth zu drücken, um einen Spottpreis abgepreßt, und sie mußte diesen elenden Lohn annehmen, weil sie keine Gelegenheit hatte, die Erzeugnisse ihres Fleißes billigern Käufern anzubieten. Das nöthigte sie, doppelt und rastlos zu arbeiten, und sie bat Gott täglich um Kraft zur Erfüllung der ihr obliegenden heiligen Pflichten.

Einsmals hatte sie in der Nacht eine wunderbare Erscheinung. Ein Engel, der einen Baumzweig in der Hand trug, stand vor ihrem Lager und sagte mit holder Stimme: „Geh mit diesem Zweige auf den nächsten Hügel bei der

nem Wohnhause, gib Acht, ob sich der Zweig in deiner Hand bewegt, und öffne auf dem Platze, wo er sich von selbst zur Erde neigt, den Boden. Da wird dein frommer kindlicher Sinn, den einst der Himmel lohnen wird, eine irdische Vergeltung und Erleichterung seiner rühmlichen Sorgen finden."

Bertha würde dieses Ereigniß für einen leeren Traum gehalten haben, wenn nicht am Morgen ein frischer Zweig, dergleichen sie nimmer gesehen, auf ihrer Decke gelegen hätte. Auch befand sich in der That unfern des letzten Häuschens in der Vorstadt, wo sie mit ihren Aeltern wohnte, ein Hügel, den sie gemeiniglich bestieg, wenn sie frische Luft schöpfen wollte. Auf der Spitze desselben sah sie einige Nächte vorher helle Flämmchen lodern, die sie für Irrlichter hielt. Sie konnten aber auch, nach dem Aberglauben der damaligen Zeit, das Daseyn eines Schatzes anzeigen. Alle diese Umstände bewirkten bei der guten Bertha den Entschluß, der Weisung des Engels zu folgen.

Sie ging denn eines Morgens, als noch alle Menschen schliefen, mit dem Wunderzweige die Anhöhe hinan. Er ruhte ohne Bewegung in ihrer Hand, bis sie des Berges Gipfel erreicht hatte. Da ward er wie lebendig und beugte sich zur Erde hinab. Sie bezeichnete die Stelle, öffnete sie in der folgenden Nacht beim Scheine des Vollmondes mit dem Grabscheite, und fand in einer geringen Tiefe einen unermeßlichen Schatz von Goldmünzen. Sie berührte kein Stück, füllte die Höhle wieder aus, und ging, dem Himmel dankend, in ihre Hütte.

Am Morgen erzählte sie den Vorfall ihren Aeltern, die sich über den gefundenen Schatz innigst freuten. „Wir dürfen ihn aber nicht eigenmächtig heben," sagte der Vater. „Du hast sehr recht gehandelt, liebe Tochter, daß du

dich gar nicht daran vergriffen hast. Wir müssen vor allen Dingen der Obrigkeit davon Anzeige thun. Diese mag dann die Hebung des Schatzes veranstalten, ihn gerichtlich aufbewahren, und darüber nach Hofe berichten. Da wird sich's zeigen, wie viel uns der gnädigste Landesherr, in Erwägung unseres Unglücks und unserer Armuth, davon überlassen wird."

Die gerichtliche Hebung erfolgte; es wurden über achtzig tausend Thaler gefunden, die vermuthlich in dem Hussitenkriege des fünfzehnten Jahrhunderts dort vergraben worden waren.

Der König von Böhmen schrieb auf den an ihn erstatteten Bericht zurück: „Was Gott durch seinen Engel den armen Blinden zuwies, will ich nicht verkürzen." — Sie erhielten folglich die ganze Summe.

Die gute Bertha vermählte sich nachher mit einem wackern Manne, und baute auf der Stelle, wo sie den Schatz gefunden, ein stattliches Schloß. Die Pforte ließ sie mit einem Steinbilde zieren, auf welchem sie selbst dargestellt war, wie sie auf der Spitze des Hügels steht und sich der Zweig in ihrer Hand zur Erde senkt.

IX.

Aus dem Regen in die Traufe.

1.

Guter Rath.

„Heisa! da bring' ich was Köstliches, wertheste Frau Gevatterin!“ rief Madame Heuberg, indem sie, mit einem Blatte des allgemeinen Anzeigers der Deutschen*, hastig ins Zimmer der Frau Bürgermeisterin trat. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen vorlese, was ein gewisser Herr Aristodemus hier einrücken ließ.“

„Betrifft's den Hof?“ fragte die Bürgermeisterin, die vor langen Jahren wohlbestallte Kammerzofe einer Prinzessin gewesen war.

„Nein, liebe Frau Gevatterin,“ antwortete Madame Heuberg, „es betrifft unsere Küche.“

„Kein angenehmer Gegenstand;“ sagte die Bürgermeisterin.

„Eben deßhalb wird Sie der Aufsatz freuen;“ erwiederte Jene. „Unsere Küchenherde sollen ganz in Ruhe-

* *Nro. 322, vom 25sten November 1823.*

stand versetzt werden. Hören Sie nur!“ Sie begann hierauf Folgendes aus dem Anzeiger zu lesen:

„„Die Spartaner hatten ihre gemeinschaftlichen Speiseanstalten.““

„Die Spartaner?“ fiel die Bürgermeisterin ein. „Was sind das für Menschen?“ Ich hörte bei Hofe kein Wort von ihnen. — Doch halt! da hab' ich's! Das sind vermuthlich die Leute, welche die Sparteriehüte verfertigten, die im vorigen Jahre so stark in der Residenz getragen wurden. Selbst meine Prinzessin“ —

„Trug einen!“ ergänzte Madame Heuberg geschwind und etwas verdrießlich. „Jetzt, liebste Frau Gevatterin, haben wir's mit unserm Herrn Aristodemus zu thun. Er schreibt weiter: „„Die Sache ist in ökonomischer Hinsicht nicht unwichtig. Unsere Hausfrauen mittleren Standes müssen zwei Dritttheile des Tages mit Kochzubereitungen in der Küche hinbringen. Jede kocht für ihre Familie, während die Kocherei für zehn nicht mehr Mühe und nicht mehr Zeit erfordern würde. Und welche Ersparung an Holz! Wie bequem wäre es für unsere Frauen, wenn sich, besonders in unsern Städten, ganze Familien zu gemeinsamer Speisung mit einfacher, aber nahrhafter Kost vereinigten.““ —

„Der wackere Mann hat im Ganzen Recht!“ sagte die Bürgermeisterin. „Nur darin hat er Unrecht, daß er bloß von Hausfrauen mittleren Standes spricht. Ich, zum Beispiel, bin die erste und vornehmste Dame des Orts, bin hier, was die regierende Fürstin in der Residenz ist, und dennoch muß ich täglich in der Küche schalten und walten, um dem Leckermaule meines Herrn Gemahls etwas Gutes aufzutischen. Bei Hofe macht' ich mir keinen

IX.

Aus dem Regen in die Traufe.

1.

Guter Rath.

„Heisa! da bring' ich was Köstliches, wertheste Frau Gevatterin!“ rief Madame Heuberg, indem sie, mit einem Blatte des allgemeinen Anzeigers der Deutschen*, hastig ins Zimmer der Frau Bürgermeisterin trat. „Erlauben Sie, daß ich Ihnen vorlese, was ein gewisser Herr Aristodemus hier einrücken ließ.“

„Betrifft's den Hof?“ fragte die Bürgermeisterin, die vor langen Jahren wohlbestallte Kammerzofe einer Prinzessin gewesen war.

„Nein, liebe Frau Gevatterin,“ antwortete Madame Heuberg, „es betrifft unsere Küche.“

„Kein angenehmer Gegenstand;“ sagte die Bürgermeisterin.

„Eben deßhalb wird Sie der Aufsatz freuen;“ erwiederte Jene. „Unsere Küchenherde sollen ganz in Ruhe-

* *Nro. 322, vom 25sten November 1823.*

stand versetzt werden. Hören Sie nur!“ Sie begann hierauf Folgendes aus dem Anzeiger zu lesen:

„„Die Spartaner hatten ihre gemeinschaftlichen Speiseanstalten.““

„Die Spartaner?“ fiel die Bürgermeisterin ein. „Was sind das für Menschen?“ Ich hörte bei Hofe kein Wort von ihnen. — Doch halt! da hab' ich's! Das sind vermuthlich die Leute, welche die Sparteriehüte verfertigten, die im vorigen Jahre so stark in der Residenz getragen wurden. Selbst meine Prinzessin“ —

„Trug einen!“ ergänzte Madame Heuberg geschwind und etwas verdrießlich. „Jetzt, liebste Frau Gevatterin, haben wir's mit unserm Herrn Aristodemus zu thun. Er schreibt weiter: „„Die Sache ist in ökonomischer Hinsicht nicht unwichtig. Unsere Hausfrauen mittleren Standes müssen zwei Drittheile des Tages mit Kochzubereitungen in der Küche hinbringen. Jede kocht für ihre Familie, während die Kocherei für zehn nicht mehr Mühe und nicht mehr Zeit erfordern würde. Und welche Ersparung an Holz! Wie bequem wäre es für unsere Frauen, wenn sich, besonders in unsern Städten, ganze Familien zu gemeinsamer Speisung mit einfacher, aber nahrhafter Kost vereinigten.““ —

„Der wackere Mann hat im Ganzen Recht!“ sagte die Bürgermeisterin. „Nur darin hat er Unrecht, daß er bloß von Hausfrauen mittleren Standes spricht. Ich, zum Beispiel, bin die erste und vornehmste Dame des Orts, bin hier, was die regierende Fürstin in der Residenz ist, und dennoch muß ich täglich in der Küche schalten und walten, um dem Leckermaule meines Herrn Gemahls etwas Gutes aufzutischen. Bei Hofe macht' ich mir keinen

Finger schwarz. Die köstlichsten Speisen fielen mir gleichsam vom Himmel."

„Ei, das weiß ich ja, Frau Gevatterin, daß Sie nicht gern einen Kochtopf anfassen;" sagte Madame Heuberg. „Darum brachte ich die gute Botschaft, und überlasse nun Ihnen, das Ding zu überlegen und in Ausführung zu bringen."

„Daran soll's nicht fehlen;" antwortete die hohe Frau. „Wir wollen nur erst ein Weilchen abwarten, wie sich die Sache weiter entwickelt. Da es jetzt so viele schreibende Damen gibt, die wohl insgesammt eine gewaltige Küchenscheu haben, so wird gewiß eine oder die andere darüber laut. Lassen Sie nur Ihren lieben Mann recht aufpassen! Er sitzt als Posthalter und Briefsammler an der Quelle, und die Zeitungen gehen zuerst durch seine Hände. So kann denn in der ganzen Welt nichts geschehen, was wir nicht sogleich durch ihn erfahren sollten." —

2.

Oeffentlicher Beifall.

Und nach sechs oder sieben Wochen kam die Frau Posthalterin abermals mit einem Blatte des Anzeigers gesprungen. „Beste Frau Gevatterin, Sie haben richtig prophezeit! Da hat eine Dame, die den seltsamen Namen Kerenhapuch Küchenhaß* führt, ein öffentliches Schreiben an den Herrn Aristodemus ergehen lassen**. Sie ertheilt seinem Vorschlage den schmeichelhaftesten Bei-

* Der Name Kerenhapuch (mit dem Tone auf der letzten Sylbe) ist hebräisch, und heißt auf deutsch: Schminkdöschen. Hiob's dritte Tochter war so genannt.

** *In* Nr. 8. des Anzeigers vom Jahr 1824.

fall, und dehnt ihn noch weiter aus. Auch die lieben Kinder sollen unter Aufsicht einer Magd eine spartanische Tischgesellschaft bilden. Sogar das Gesinde soll Kostgeld bekommen, um sich ebenfalls zu spartanischen Mahlzeiten vereinigen zu können. O, es ist ein ganz vortreffliches Schreiben! Ich will es Ihnen vorlesen."

Das geschah, und beide Damen hatten von der handgreiflichen Ironie dieser Zuschrift keine Ahnung, sondern nahmen den verlarvten Spott für aufrichtiges Lob.

„Nun wohlan!" sagte die Bürgermeisterin. „Da wir eine schätzbare öffentliche Stimme auf unserer Seite haben, so können wir mit Ehren einen Versuch machen, den glücklichen Gedanken des Herrn Aristodemus auszuführen. Es versteht sich aber, daß wir nicht Crethi und Plethi zur spartanischen Tafel ziehen. Nur die Vornehmen, die bei mir Zutritt haben, sollen dieser Auszeichnung genießen. Das sind denn zuvörderst Sie und Ihr Mann, dann der Stadtrichter Mohr, der Rathsherr Jamund, der Lieutenant und Steuereinnehmer Hagel, der Acciseinnehmer Zettel, der Doktor Finkler, der Advokat Fuchs und der Kaufmann Bleimann, mit ihren Frauen. Ehe wir aber den Männern ein Wort davon sagen, so will ich Euch Frauen zu einem großen Kaffee einladen, und in dieser Staatsversammlung soll berathen und entschieden werden, wie wir unsere Herren Gemahle, von welchen wir allerhand Widersprüche befürchten müssen, für die gute Sache gewinnen wollen."

3.

Der weibliche Congreß.

Am nächsten Morgen sandte die Frau Bürgermeisterin ihren Hoffourier, den Rathsdiener Schluck, in der Stadt

umher und ließ sämmtliche Damen, die mit ihr die gemeinsame Tafel zu Stande bringen sollten, zu sich einladen. Sie erschienen, wie zur Aufwartung bei Hofe, in steifen Prunkkleidern, und mit allem Schmuck, den sie im Vermögen hatten, beladen. Bei dem Kaffee wurden, wie gewöhnlich, die Unarten der Dienstboten gerügt und die neuen Kleider gemustert, die sich am letzten Sonntag gezeigt hatten. Nachher aber trug die gesprächige Wirthin, bei einem Glase Wein und einer Mandeltorte, den Gegenstand vor, worüber man sich berathen wollte. Kaum hörten die Damen, daß es im Werke sey, sie aus der Küche zu erlösen, so erhoben sie ein Jubelgeschrei, stießen mit den Gläsern zusammen und riefen: „Herr Aristodemus, der Freund der Frauen, soll leben!“

„Sachte, sachte!“ sprach die Bürgermeisterin. „Wir wollen unserer Freude noch nicht ganz den Zügel schießen lassen. Es liegen ihr noch viele Steine des Anstoßes im Wege, worüber sie stolpern und stürzen kann. Mein Herr Gemahl hat zum Beispiel die Gewohnheit, sich sogleich, wenn er den letzten Bissen in den Mund geschoben hat, in seinen großen Lehnstuhl zu werfen, sein Mittagsschläfchen zu halten, und dabei so laut durch die Nase zu orgeln, wie mir bei Hofe nie vorgekommen ist.“

„Was thut das?“ sagten die Andern. „Der Lehnstuhl wird im Speisezimmer aufgestellt, und der Herr Bürgermeister schlafen und orgeln darin nach Belieben.“

„So bequem kann's mein Mann nicht haben;“ sprach die Posthalterin. „Die verdammte Briefpost geht wöchentlich drei Mal in der Mittagsstunde ab. Da wird er denn das Felleisen im Speisezimmer packen müssen.“

„Desto besser,“ riefen Einige vergnügt. „Es ist angenehm, fremde Briefe zu sehen, und allenfalls, wenn sie

locker gefaltet sind, ein wenig hineinzugucken. Manches Räthsel, worüber man sich lange den Kopf zerbrach, wird dadurch klar.“

„Meinem Manne geht's wie dem Herrn Posthalter;“ sagte Madame Zettel. „Keinen ruhigen Zug kann er aus dem Bierkruge thun, ohne von Leuten, die etwas veraccisen wollen, gestört zu werden. Darum muß er seine Einnahme schlechterdings in den Speisesaal verlegen, und das Accisesschild während des Essens vor das Fenster hinaushängen.“

„Recht schön!“ antworteten die Frauen. „So erfährt man, wo etwas Gutes für den Schnabel angekommen ist und kann sich Abends zu Gaste bitten; denn da speisen wir doch nicht zusammen.“

„Mich bekümmert nichts als meines Mannes Nachtmütze;“ sagte Madame Jamund. „Er kann nicht anders essen, er muß sie auf dem Kopfe haben; sonst schmeckt ihm kein Bissen.“

„Pfui! diesen Uebelstand muß sich der Herr Senator abgewöhnen!“ rief die Bürgermeisterin. „Wer wird denn in ehrbarer Gesellschaft in der Nachtmütze speisen? Das thut kein Stallknecht bei Hofe.“

Die Gattin des Lieutenants und Steuereinnehmers seufzte jetzt laut. Man fragte, was sie für einen Stein auf dem Herzen habe.

„Sie wissen,“ antwortete sie, „daß mein Mann vormals Wachtmeister bei den Husaren war und mit Lieutenantscharakter den Abschied und seinen hiesigen Posten bekam. In jenem Dienste ward er ein Mann nach der Uhr. Mit dem Schlage der zwölften Stunde — keine Sekunde früher, keine später — muß das Essen auf dem Tische stehen; sonst flucht er, daß sich die Erde aufthun

möchte, und fuchtelt mit blank gezogenem Pallasch in der Küche herum.“

„Das ist die Manier der alten Kriegsgurgeln!“ sagte die Bürgermeisterin. „Nun, wir wollen die Einrichtung treffen, daß wir uns immer mit dem Glockenschlage der Mittagsstunde zur Tafel setzen, damit wir den nackten Säbel des Herrn Lieutenants nicht zu sehen oder wohl gar zu fühlen bekommen.“

„Dergleichen unbequeme Gewohnheiten hat mein Mann nicht;“ sprach die Doktorin. „Er ist aber ein Spottvogel, neckt die Leute gern, und sagt ihnen lachend die Wahrheit. Das gefällt nicht Allen, und es entstehen oft Händel daraus.“

„Ei! wer wird denn so einfältig seyn, sich mit einem lustigen Tischrathe zu überwerfen?“ sagte die Bürgermeisterin. „Der Herr Doktor spott' und lache nach Belieben: ich gebe mich selbst ihm Preis. Man versetzt sich gleichsam in die alte gute Zeit der löblichen Hofnarren, von welchen sich Kaiser und Könige zum Besten haben ließen.“

Und zur Frau des Stadtrichters gewandt, fuhr sie fort: „Das schwarze Steckenpferd Ihres Mannes ist bekannt. Sein großer Pudel sitzt förmlich auf einem besondern Stuhle mit ihm zu Tische, und wird auf die zärtlichste Weise gefüttert, indem der Herr Stadtrichter die köstlichsten Fleischbissen zwischen den Lippen hält und sie von der Schnauze des schwarzen Tischnachbars wegküssen läßt. Das wäre denn, trotz aller gebührenden Achtung gegen den Herrn Stadtrichter, ein ekelhaftes Spiel für mich, wobei mir die Eßlust vergehen würde. Es kann also in unserer Tischversammlung nicht Statt finden. Da wir *jedoch den werthen* Pudel eben so wenig, als die vier-

süßigen Hausfreunde der übrigen Herren verbannen können und wollen, so werden sie zwar in der Speiseanstalt zugelassen, erhalten aber in der größten Schüssel, die sich hier wird auftreiben lassen, ihre eigene spartanische Mahlzeit.“

Die Gattin des Sachwalters rückte jetzt mit dem Bekenntniß heraus: daß ihr Mann dem Tabakrauchen unmäßig ergeben sey, mit der dampfenden Pfeife sogar beim Essen sitze, und jeden Bissen, den er zum Munde führe, gleichsam erst in den Rauch hänge. Damit sey noch die Unannehmlichkeit verbunden, daß er, wegen des starken Verbrauchs, den allerwohlfeilsten Tabak wähle, und daher keinen angenehmen Duft um sich verbreite.

„Puh! solcher Gestank wäre nicht auszuhalten!“ rief die Bürgermeisterin. „Ich hörte bei Hofe von einem Tabak sprechen, der aus Rosen- und Veilchenblättern zubereitet war, äußerst lieblich roch, und von einigen Kammerjunkern geraucht wurde. Von dieser süßen Waare will ich auf meine Kosten ein Pfund verschreiben, und davon soll der Herr Advokat bei der Tafel ein Pfeifchen rauchen. Das wird die Stelle der kostbarsten Räucherkerzchen vertreten.

„Nun bin ich allein noch Rechenschaft schuldig;“ sagte die Frau des Kaufmanns. „Mein Mann hat keinen andern Tischfehler, als daß er, wegen seines bedeutenden Umfangs, zwei Stühle braucht, und dreimal mehr als ein anderer Mensch zu sich nimmt. Darauf müßte man sich einrichten. Im Laden versäumt er übrigens nichts. Er sitzt den ganzen Tag in der Schreibstube auf seinem breiten Großvaterstuhle. Ich aber könnte schwerlich an den gesellschaftlichen Mahlzeiten Theil nehmen, wenn mir nicht erlaubt würde, einen großen Topf voll Syrup, oder

Kaffeebütchen von ganzen und halben Lothen, mit zur Stelle zu bringen, und den um diese Zeit gewöhnlichen Kleinhandel mit diesen Waaren zu treiben.“

Dieser Verkehr ward ohne Bedenken zugestanden, und die übrigen Anstöße hoffte man gleichsam friedlich und einig zu heben.

4.

Was beschlossen ward.

„Nun, meine geliebten Freundinnen,“ sagte die Bürgermeisterin, „vernehmen Sie meine unmaßgebliche Meynung, wie es uns wohl am besten gelingen würde, unsern gestrengen Haus- und Eheherren die Schlinge über den Nacken zu werfen. Wir geben ihnen künftigen Sonntag ein Gastmahl im Elephanten, und tragen ihnen, wenn sie voll süßen Weines sind, unsern Wunsch vor, von an täglich spartanische Mahlzeiten in demselben Gasthofe zu halten, und das Feuer auf unsern Herden — mit Ausnahme der Morgenflämmchen zum Kaffee — immer und ewig ausgehen zu lassen. Was gilt's, sie befinden sich bei dem Gelage so wohl, daß sie die Gelegenheit, täglich so vergnügt beisammen zu seyn, mit beiden Händen ergreifen werden.“

„Wer bezahlt aber die Lockspeise?“ fragte eine der Frauen.

„Wer sonst als die Männer selbst?“ antwortete die Bürgermeisterin. „Vor der Hand sollen und müssen sie glauben, daß wir ihnen von unsern hauswirthlichen Ersparnissen ein Fest geben, und auch die Mahlzeiten der nächsten Woche aus unsern Mitteln bestreiten. Aber nach *acht oder vierzehn* Tagen legt ihnen der Elephantenwirth,

der indessen die Zeche angeschrieben hat, die Rechnung vor, und sie müssen, um keine Schande zu haben, die Beutel öffnen.“

„Ein kitzliches Wagstück!“ sprach eine furchtsame Stimme.

„Wagen gewinnt!“ rief Jene. „Ich bin eines guten Erfolgs gewiß. Wir wollen auch, um die Herren nicht scheu zu machen, ihnen beim Sonntagsfeste und an den darauf folgenden Flittertagen alle ihre Unarten gestatten. Aber nach Verlauf der Probezeit muß eine nach der andern abgelegt werden.“

5.

Unglück des dicken Mannes.

Am nächsten Sonntage ward der Vogelherd wirklich gestellt, und die gelockten Vögel zogen lustig ein.

Als sie versammelt waren, ermahnte die Bürgermeisterin, heute recht fröhlich zu seyn, und ganz so zu thun, als wäre man zu Hause.

Darauf fußend, belegte der Stadtrichter sogleich für sich und seinen Pudel zwei Plätze; Herr Bleimann schob ein Paar Stühle zusammen, auf welchen er thronen wollte; der Sachwalter stopfte seine Pfeife, ohne zu bemerken, daß ihm seine Frau den bereits angekommenen Kammerjunkertabak in den Beutel gepascht hatte; der Senator Jamund stülpte eine weiße Nachtmütze über die Ohren; und der Lieutenant Hagel sah jeden Augenblick nach der Uhr, weil die Mittagsstunde nur noch zwei Minuten entfernt war. Aber mit dem Schlage derselben wurde die Suppe aufgetragen, und die Bürgermeisterin ersuchte die Gäste, Platz an der Tafel zu nehmen.

Schneller, als die Uebrigen alle, wackelte der dicke Herr

Kaffeebüchen von ganzen und halben Lothen, mit zur Stelle zu bringen, und den um diese Zeit gewöhnlichen Kleinhandel mit diesen Waaren zu treiben.“

Dieser Verkehr ward ohne Bedenken zugestanden, und die übrigen Anstöße hoffte man gleichsam friedlich und einig zu heben.

4.

Was beschlossen ward.

„Nun, meine geliebten Freundinnen,“ sagte die Bürgermeisterin, „vernehmen Sie meine unmaßgebliche Meynung, wie es uns wohl am besten gelingen würde, unsern gestrengen Haus- und Eheherren die Schlinge über den Nacken zu werfen. Wir geben ihnen künftigen Sonntag ein Gastmahl im Elephanten, und tragen ihnen, wenn sie voll süßen Weines sind, unsern Wunsch vor, von an täglich spartanische Mahlzeiten in demselben Gasthofe zu halten, und das Feuer auf unsern Herden — mit Ausnahme der Morgenflämmchen zum Kaffee — immer und ewig ausgehen zu lassen. Was gilt's, sie befinden sich bei dem Gelage so wohl, daß sie die Gelegenheit, täglich so vergnügt beisammen zu seyn, mit beiden Händen ergreifen werden.“

„Wer bezahlt aber die Lockspeise?“ fragte eine der Frauen.

„Wer sonst als die Männer selbst?“ antwortete die Bürgermeisterin. „Vor der Hand sollen und müssen sie glauben, daß wir ihnen von unsern hauswirthlichen Ersparnissen ein Fest geben, und auch die Mahlzeiten der nächsten Woche aus unsern Mitteln bestreiten. Aber nach *acht oder vierzehn* Tagen legt ihnen der Elephantenwirth,

der indessen die Zeche angeschrieben hat, die Rechnung vor, und sie müssen, um keine Schande zu haben, die Beutel öffnen.“

„Ein kitzliches Wagstück!“ sprach eine furchtsame Stimme.

„Wagen gewinnt!“ rief Jene. „Ich bin eines guten Erfolgs gewiß. Wir wollen auch, um die Herren nicht scheu zu machen, ihnen beim Sonntagsfeste und an den darauf folgenden Flittertagen alle ihre Unarten gestatten. Aber nach Verlauf der Probezeit muß eine nach der andern abgelegt werden.“

5.

Unglück des dicken Mannes.

Am nächsten Sonntage ward der Vogelherd wirklich gestellt, und die gelockten Vögel zogen lustig ein.

Als sie versammelt waren, ermahnte die Bürgermeisterin, heute recht fröhlich zu seyn, und ganz so zu thun, als wäre man zu Hause.

Darauf fußend, belegte der Stadtrichter sogleich für sich und seinen Pudel zwei Plätze; Herr Bleimann schob ein Paar Stühle zusammen, auf welchen er thronen wollte; der Sachwalter stopfte seine Pfeife, ohne zu bemerken, daß ihm seine Frau den bereits angekommenen Kammerjunkertabak in den Beutel gepascht hatte; der Senator Jamund stülpte eine weiße Nachtmütze über die Ohren; und der Lieutenant Hagel sah jeden Augenblick nach der Uhr, weil die Mittagsstunde nur noch zwei Minuten entfernt war. Aber mit dem Schlage derselben wurde die Suppe aufgetragen, und die Bürgermeisterin ersuchte die Gäste, Platz an der Tafel zu nehmen.

Schneller, als die Uebrigen alle, wackelte der dicke Herr

zum gastlichen Tische. Als er aber seine Centnerlast auf die beiden alten, von Würmern durchnagten Stühle fallen ließ, brachen sie mit entsetzlichem Krachen unter ihm zusammen. In der Angst dieses Schiffbruchs ergriff er das Tischtuch; aber zwanzig Hände gegenüber faßten es mit ihm zugleich, und verhinderten glücklich, daß er es nicht sammt der großen Suppenschüssel mit sich zu Boden riß. Ein tobendes Gelächter brach aus, als er ohne Bewegung, wie der pausbäckige Püsterich, der eherne Götze der alten Deutschen, zwischen den Trümmern saß. Die menschenfreundlichsten und mitleidigsten Seelen konnten sich des Mitlachens nicht enthalten.

Vereinte Kräfte brachten ihn wieder auf die Beine. Er wollte sich jedoch den gegenwärtigen unsichern Sesseln nicht mehr anvertrauen; er verlangte heim in seinen getreuen Großvaterstuhl. Das erlaubte man nicht, sondern Frau Bleimann mußte fort, um die Herbeischaffung des häusliches Thrones, den die Umtriebe der Holzwürmer noch nicht angetastet hatten, zu besorgen.

„Aber, zum Teufel! die Suppe wird kalt!“ rief die Kriegsgurgel, und griff eigenmächtig nach dem Vorlegelöffel.

„Man lasse nur auch mir etwas übrig!“ sagte der Dicke mit einem weinerlichen Tone. „Stehend kann ich armer Mann doch nicht essen.“

„Herr! Sie sollten auf den gehabten Schrecken gar nicht essen;“ sprach der Doktor. „Genießen Sie in den nächsten vier und zwanzig Stunden nur für drei Pfennige Semmel und sechs Quart Wasser; weiter durchaus nichts. Das ist mein ärztlicher Rath.“

„Gehorsamer Diener!“ versetzte der Dicke. „Ihre Hungerkur brächte mich auf den Kirchhof. Es wird mir recht

wohl seyn, wenn ich ohne Gefahr hier sitzen und tüchtig einhauen kann."

Der stammhafte Großvater kam; Herr Bleimann nahm vergnügt davon Besitz und ließ sich seinen Teller drei Mal mit Suppe füllen.

Die Hast eines gierigen Essers ist kein ergötzlicher Anblick; doch bei weitem ekelhafter war hier des alten Hundenarren, des Stadtrichters, brüderliche Suppentheilung mit seinem zottigen Tischnachbar. Hatte der Herr einen Löffel voll genossen, so bekam der Pudel den zweiten, und so fort.

„Gib Acht, Pudel, daß dich dein Herr nicht bevortheilt!" sagte der Doktor. „Gleiche Brüder gleiche Kappen!"

Der Sachwalter war bescheiden genug, sich während des Gelöffels (wie ein Deutschling die ursprünglich französische Suppe dolmetschen könnte) des Schmauchens zu enthalten. Als er aber seinen flüssigen Antheil verzehrt hatte, rief er nach Licht, setzte seine Pfeife in Brand, und die Rosen und Veilchen begannen zu duften. Grimmig fuhr er seine Frau an: „Was hast du mir in den Beutel gehext?" Ehe noch die Zagende antworten konnte, bekannte die Bürgermeisterin, daß sie den Tausch veranlaßt habe, und ersuchte den finstern Sachwalter, sich des allerliebsten Hoftabaks gefälligst zu bedienen. Er aber polterte die Antwort: er gebe sich mit Hofsüßeleien nicht ab, und sein Landknaster rieche tausendmal besser. Diesen mußte die Frau schleunig herbeischaffen. Indessen ließ er ein großes Becken mit glühenden Kohlen bringen, schüttete den ganzen Blumentabak darauf, und verursachte dadurch einen so unmäßigen Dampf, daß Fenster und Thüren aufgerissen werden mußten.

6.

Vivat.

Als man nun alles in Ordnung gebracht hatte, war die Gesellschaft sehr vergnügt, und der reichlich fließende Wein setzte die Männer in die holdseligste Stimmung. Da ließ die Bürgermeisterin die angelegte Mine springen, und brachte die von ihr und ihren bequemen Freundinnen so höchlich gewünschten spartanischen Mahlzeiten auf die Bahn. Die Männer machten große Augen, und ließen gegen diesen wunderlichen Vorschlag eine Schaar von Einwendungen los. Die Frauen stellten dagegen ein Heer augenscheinlicher Vortheile in's Feld, und erfochten nach einem kurzen Kampfe den vollkommensten Sieg. Ihr Bundesgenoß war der Zauber der Geselligkeit, der bei den Männern den Wunsch erweckte, immer so lustig mit einander zu speisen. Man ließ frischen Wein auftragen, und brachte dem guten Aristodemus, dem wahrscheinlich die Ohren nicht wenig geklungen haben, ein jauchzendes Vivat.

Nach dieser Feierlichkeit schlich der Vater der Stadt in einen traulichen Winkel, wo man seinen Ruhesessel aufgestellt hatte. Er schmiegte sein Haupt an die weichen Backenlehnen, und begann bald, nach dem Ausdrucke seiner Gemahlin, zu orgeln. Man sprach leise, um das Tonspiel des hohen Mannes nicht zu stören.

Als er sein Mittagsschläfchen nach zwei Stunden vollendet hatte, vertrieb man sich mit Karten und Gesprächen die Zeit, bis der Nachtwächter vor dem Gasthofe die zehnte Stunde abrief. Es ist in Frauenfeld noch gewöhnlich, daß dieser Nachtvogel hinterher einen geistlichen Vers

singt. Er wählte dießmal aus einem alten Liede die Worte: Ihr Höllengeister packet euch, ihr habt hier nichts zu schaffen ꝛc. „Alle Wetter! der Kerl meynt uns!“ rief der Doktor, und griff eilig nach seinem Hute. Die Uebrigen folgten ihm nach, und man ermahnte sich beim Heimgange, morgen zu rechter Zeit zu erscheinen; denn es war Anstalt getroffen, daß den folgenden Tag mit der wirklichen Tischgemeinschaft der Anfang gemacht werden sollte. „Nur verbitten wir uns,“ sagte der Doktor, „die häßliche schwarze Suppe, von welcher Frau Küchenhaß in ihrem Schreiben an Herrn Aristodemus behauptet, daß sich Sparta's Helden damit begnügt hätten.“

„Sorgen Sie nicht!“ antwortete die Bürgermeisterin. „Diese Suppe ist für andere Gäste bestimmt.“

7.

Das Gastmahl der Hunde.

Des Stadtrichters Abgötterei, die er mit seinem Pudel trieb, mißfiel allgemein, und veranlaßte die Männer zu einer geheimen Verschwörung, ihre Hunde ebenfalls mit zur Tafel zu ziehen. Das wäre denn eine häßliche bunte Reihe geworden. Um dieses Aergerniß zu verhindern, befahl die Bürgermeisterin dem Gastwirthe, eine schwarze Suppe für die vierfüßigen Gäste kochen und des nächsten Mittags in einer Riesenschüssel auftragen zu lassen.

Unsere Spartaner brachten, abgeredeter Maßen, ihre gesammten Hunde zur folgenden Mahlzeit mit, und wollten Stühle für sie belegen; aber die Bürgermeisterin setzte sich dagegen. „Selbst die vornehmsten Hunde bei Hofe,“ sagte sie, „speisen auf ebener Erde; wie könnten die armseligen Köter in Frauenfeld Sitz und Stimme bei

der Tafel verlangen?“ Der Stadtrichter ward roth und wollte mit Entrüstung antworten; aber die übrigen Männer, die sich der ihm widerfahrenen Zurechtweisung freuten, ließen ihn nicht zum Worte kommen. Sie riefen einstimmig: „Die Frau Bürgermeisterin hat Recht. Der Hund, ohne Ausnahme, gehört unter den Tisch.“

„Da gibt's aber für die armen Thiere nichts zu schlucken;“ brummte der Stadtrichter.

„Die armen Schlucker mögen sich nur gedulden, bis wir unsere Suppe gegessen haben;“ sagte die Bürgermeisterin. „Dann werden sie ihr gutes Gesammtfutter empfangen.“

Der Stadtrichter und sein Pudel wären dennoch schleunig davon gelaufen, wenn nicht jener Weingläser auf dem Tische gesehen und noch andere Vorzeichen einer stattlichen Mahlzeit bemerkt hätte. Diesen Anlockungen konnte seine Leckerhaftigkeit nicht widerstehen. Die üppigen Anstalten entsprangen aber daraus, daß im Rathe der Frauen beschlossen war, ihre Gatten noch fünf bis sechs Tage lang eben so köstlich, als am Sonntage, zu bewirthen, um ihnen das gesellige Schmausen unentbehrlich zu machen.

„Es schlägt zwölfe!“ rief der Lieutenant mit Unwillen, daß die Suppe noch nicht auf dem Tische stand. Aber sie kam auch schon, und er lobte den pünktlichen Speisemeister. Man setzte sich nun, ohne daß ein Hund die Ehre hatte, sich mit zu setzen. Der Stadtrichter reichte jedoch dem seinigen einen Löffel voll Suppe nach dem andern unter den Tisch.

Jetzt erschien der Gastwirth und hinter ihm ein stämmiger Hausknecht, der eine ungeheure thönerne Schüssel trug. In ihr dampfte ein schwarzes Meer, aus welchem *Brod- und Fleischhügel* wie Inseln hervorragten. „Nun,

da bring' ich auch den werthen Hündlein das Ihrige;" scherzte Jener, und schnalzte mit der Zunge, wie man Hunde zu locken pflegt. Pfeilschnell schossen sie herbei, umringten den Hausknecht und sprangen an ihm empor. Nur unter dem Schutze des abwehrenden Wirths gelang es ihm, die Schüssel auf den Boden zu setzen. Jetzt aber fielen die eingeladenen Gäste mit solchem Ungestüm darüber her, daß einige derselben, um die ganze Bescheerung allein zu erobern, sogar mit den Vorderpfoten in die große Schüssel griffen, und sie augenblicklich mit solcher Gewalt umrissen, daß sie zerbrach. Das uferlose schwarze Meer ergoß sich unaufhaltsam durch den Saal. Die spartanische Tischgesellschaft mußte die Beine heraufziehen, um sie nicht von den Fluthen bespülen oder von den Hunden, die mit offenem Rachen den schwimmenden Inseln nachstürzten, verletzen zu lassen. Gelächter und Flüche schallten durcheinander. Zugleich wurden Postbriefe gebracht, Acciszettel verlangt und Spruptöpfchen gefüllt. Es war ein heilloser Wirrwar, den nur der Arzt belachte und der Kaufmann benutzte. Er zog, indem ihn niemand beobachtete, die eben erst aufgetragene Schüssel still an sich, fischte die Pfaffenbißchen heraus und verschlang sie mit Hast.

Als die schwarze Suppe völlig aufgeleckt und aufgetrocknet war, nahm der Bürgermeister eine strenge Richtermiene an und sprach das Urtheil: „Die ungezogenen Hunde haben sich unserer Tischgesellschaft unwürdig gemacht. Wir schließen sie hiemit davon aus. Von Rechts wegen."

„Vortrefflich gesprochen, weiser Richter!" sagte der Arzt.

Einige fragten: wo die ausgestoßenen Sünder nun verpflegt werden sollten.

„Sie mögen sich zu dem Gesinde halten;" antwortete die Bürgermeisterin. „Wir Frauen haben beschlossen, uns

fern Leuten von morgen an Kostgeld zu geben, damit sie auch unter einander eine Tischgesellschaft errichten können. Da mögen sie denn die Hunde mitnehmen und zusehen, wie sie mit der Teufelsbrut zurecht kommen."

„Der Knüttel muß bei dem Hunde liegen!" sagte der Doktor. „Es ist eine Schande, wenn ein Mensch eine solche Bestie verzärtelt und zu seinem Götzen macht."

Der Stadtrichter knirschte mit den Zähnen, ließ jedoch seinen Verdruß nicht weiter aus, um sich nicht durch ein Gezänk die gute Mahlzeit zu verderben. Sie endete fröhlicher, als sie begonnen hatte. Nach Tische blieb man wieder, wie des vorigen Tages, bis zum Ständchen des Nachtwächters beisammen.

8.

Der kleine Julius Cäsar.

Der nächste Tag machte sich durch die erste und — letzte spartanische Mahlzeit der Kinder merkwürdig. Die liebe Jugend in Frauenfeld stand weit und breit in keinem löblichen Rufe. Begab sich's in einem Umkreise von zehn Meilen, daß irgend ein Knabe oder ein Mädchen einen schlimmen Streich machte, so sagten die Eltern: „Schäme dich, du bist ja so unartig, als wärst du in Frauenfeld erzogen!" Aber die lieben Eltern in Frauenfeld waren selbst daran Schuld. Als die Frau Bürgermeisterin ihre Hofstelle niedergelegt hatte und an dem Orte ihrer ehelichen Bestimmung ankam, brachte sie den horchenden und staunenden Kleinstädtern mancherlei Wundermähren aus der Hauptstadt mit und erzählte unter andern: daß man dort die Kinder musterhaft erziehe und ein Knäblein von *zehn Jahren klüger sey*, als in kleinen Städten ein Grau-

bart. „Aber wie fängt man das an?“ fuhr sie fort. „Man verbietet der Jugend nichts, durchaus nichts; man läßt ihr volle Freiheit, in die Welt hineinzuschwärmen, über alles zu sprechen, über alles zu urtheilen, und kein Blatt vor den Mund zu nehmen, wenn auch der Tadel, den sie für nöthig findet, die Verfassung des Staats oder Vater und Mutter treffen sollte.“

Die altfränkischen Kleinstädter schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen und sprachen einstimmig den Wunsch aus: daß doch der Himmel die gute Stadt Frauenfeld vor solchen frechen, gottlosen Rangen bewahren möge. Aber die Lobrednerin der Residenz behauptete standhaft: nur Knaben dieser Art, deren Muth nicht gebrochen sey, würden dereinst tüchtige Männer und kräftige Stützen des Vaterlandes. Darum erzog sie denn auch in der Folge ihr Söhnlein, die einzige Frucht ihrer Ehe, ganz nach der Weise der Hauptstadt, und es ward ein Schatzkästlein aller Unarten. Die übrigen Häupter des Städtleins bekehrten sich ebenfalls nach und nach und folgten dem Beispiele der klugen Hofdame. So kam Frauenfeld in einem Zeitraume von zehn bis zwölf Jahren in den bösen Leumund, daß es ein Nest voll kleiner Teufelchen sey.

Gustav Schranz, der Sohn des Bürgermeisters, ein wacker aufgeschoßner Bursch von dreizehn Jahren, war der Beelzebub derselben. Die zu den spartanischen Mahlzeiten verbundenen Familien hatten zwar zum Theil noch ältere Kinder; sie waren aber abwesend. Gustav war also Häuptling der Jugend, die sich in Frauenfelds zweitem Gasthofe, die schwarze Eule genannt, zu einer spartanischen Tischgesellschaft, unter Aufsicht einer Magd, versammeln sollte. Es kam nur darauf an, ob er sich zu dieser Einrichtung bequemen oder darauf bestehen würde.

mit seinen Spießgesellen in Gesellschaft der alten Spartaner zu speisen. Wie aber Julius Cäsar einmals bei dem Anblick eines elenden Dorfes erklärte, daß er lieber hier der Erste, als in Rom der Zweite seyn wolle: so wählte auch Gustav, als ihn seine Mutter befragte, die schwarze Eule, um darin die Oberherrschaft zu führen, die man ihm doch im Elephanten etwas streitig gemacht haben würde. Wenigstens hätte ihm der tapfere Kriegsmann die Spitze geboten.

Zur Aufseherin der Kindertafel ward die Köchin dieses Helden erkoren, weil man ihr mehr, als irgend einem andern weiblichen Wesen in Frauenfeld, die Kraft zutraute, eine wilde Heerde in Zucht und Ordnung zu halten. Sie war eine große, starke, männlich gebildete Jungfrau von einigen dreißig Jahren, und hatte den letzten Feldzug gegen Frankreich als Husar mitgemacht. Darum gab ihr Doktor Finkler den Namen Bellona, und diese Vergötterung ward der Stadt so geläufig, daß man den Küchenhusaren gar nicht anders nennen hörte.

9.

Der Aufruhr.

Das junge Völkchen, das Bellona beobachten und nöthigen Falls zügeln und meistern sollte, war fünfzehn Köpfe stark. Anfangs speiseten die kleinen Herrschaften ziemlich ruhig und anständig. Als ihnen aber einige Gläser Bier auf den Tisch gestellt wurden, murrte Gustav: „Bekommen wir keinen bessern Trank? — Unsere Eltern sitzen schon drei Tage bei der Weinflasche, und was ihnen schmeckt, das gebührt auch uns. Das wird Sie *einsehen*, Jungfer Bellona! Geh' Sie denn hinunter

zum Wirth und hole Sie uns einige Flaschen des besten Weines!“

Bellona weigerte sich, mit der Erklärung, daß sie von den werthen Eltern keinen Auftrag dazu habe. Der schlaue Gustav zuckte mit den Achseln, als ob er sich darein ergebe, setzte sein Bierglas an den Mund, that einen Schluck und sagte: „Das Bier ist besser, als ich dachte; es schmeckt wirklich gut.“

Da sich der Wildfang so artig bezeigte und dem Weine zu entsagen schien, ging Bellona, die den Tisch immer umwandelt hatte und müde geworden war, in ein anstoßendes Kabinet und setzte sich nieder. Gustav winkte seinen Tischgesellen, keinen Lärm zu machen; er wollte die Wächterin einschläfern. Nach zehn Minuten hatte sich die Heldin auch wirklich vom Schlafe besiegen lassen. Der Bube drückte jetzt die offen gelassene Thür leise zu, verschloß sie, lief zum Wirth und forderte Wein.

Der Wirth nahm einigen Anstand, weil ihm kein Befehl zugekommen war, seine jungen Gäste damit zu bewirthen. „Sie kennen mich wohl nicht?“ sagte Gustav. „Ich bin der Sohn des regierenden Bürgermeisters und werde die Sache verantworten.“ Da konnte der Eulenwirth, der seiner Obrigkeit sehr unterwürfig war, nicht länger widerstehen und lieferte die verlangten drei Flaschen.

Gustav hätte mehr gefordert, wenn es seine Absicht gewesen wäre, die ganze Gesellschaft mitzechen zu lassen. Aber nur fünf Knaben, die beinahe seines Alters waren, lud er dazu ein. Anfangs tranken sie still und ehrbar; als ihnen aber der Nebengeist zu Kopfe stieg, jauchzten sie laut, sangen Trinklieder und stießen mit den Gläsern zusammen. Darüber erwachte Bellona, donnerte mit der Faust an die Thür und rief: „Aufgemacht!“ Niemand ge-

horchte. Da griff sie zu dem Hauptschlüssel, dessen sich rohe Kriegsknechte bisweilen im Lande des Feindes bedienen: sie sprengte die Thür mit den Füßen und schoß wie eine Furie ins Trinkgemach. „Jungfer Bellona soll leben!“ riefen die Zecher, und ließen anstoßend die Gläser tönen. Sie bedankte sich aber mit so schnöden Worten, daß Gustav in Zorn gerieth und ihr einen Porzellanteller an den Kopf warf. Husarenschnell überrumpelte sie den Trinktisch, riß eine noch volle Weinflasche hinweg und eilte damit nach der Thür. Aus sechs Händen flogen ihr Teller nach, die an ihrem breiten Rücken zerkrachten. Das nicht achtend, setzte sie ihren Weg fort, übergab die gemachte Beute dem Wirthe, wusch ihm zugleich den Kopf, kam mit kräftigen Reiterflüchen zurück, zog das Söhnlein ihrer Herrschaft aus dem wilden Getümmel und rannte mit ihm davon.

Sie flog nach dem Elephanten, riß die Thür des gemeinsamen Speisezimmers auf und schrie: „Hülfe! Hülfe! Kommen Sie Alle zu Hülfe! In der schwarzen Eule ist eine Rebellion!“

Dieses furchtbare Wort donnerte dem eben erst eingeschlummerten Bürgermeister in die Ohren. Er taumelte schlaftrunken auf, lief wie besessen umher und rief: „Gott steh' uns bei! — Laßt die Sturmglocke läuten — führt die Feuerspritzen auf den Markt — sendet reitende Boten nach den nächsten Garnisonstädten, daß sie uns Truppen und Kanonen schicken“ —

„Aengste dich nicht, mein Schatz!“ sagte die Bürgermeisterin, die schon den Vorfall errieth. „Die Sache ist ein Kinderspiel. Du kannst dein Mittagsschläfchen ruhig fortsetzen.“ Damit schob sie ihn wieder in seinen Stuhl, und

er drückte sogleich, ohne weitere Frage nach der Rebellion, die Augen zu.

Bellona ward nun in einem andern Zimmer leise verhört, und die Bürgermeisterin begab sich, von dem Lieutenant begleitet, in die schwarze Eule, um den Aufruhr zu dämpfen.

10.

Das Donnerwetter.

Dort sah es wild aus. Tische und Stühle waren umgestürzt, Scherben zerbrochener Geschirre bedeckten den Fußboden, und dazwischen lagen die Zecher Paar und Paar und rauften sich die Haare.

„Blitz und Donner euch auf den Kopf!“ brüllte der Lieutenant, indem er die Thür mit Gewalt aufriß. Die Buben sprangen erschrocken auf, konnten jedoch vor Trunkenheit kaum stehen; denn Gustav hatte nicht nur die ihm entführte volle Flasche vom Wirthe wieder erhalten, sondern noch eine dazu. Der Lieutenant rief den einfältigen Mann herbei und fuhr ihn an: „Warum gaben Sie den Knaben Wein? Das war dumm! und Sie mögen nun den daraus entstandenen Schaden als Strafe betrachten.“

„Bester Herr Lieutenant!“ ächzte der Wirth: „wie kann ein so guter und treuer Unterthan, als ich, dem werthen Sohne des regierenden Herrn Bürgermeisters etwas versagen? Das ist ja platterdings unmöglich!“

Die Bürgermeisterin, durch diese Unterthänigkeit bestochen, sagte: „Nun ja, Sie haben gewisser Maßen nicht Unrecht, lieber Mann! Aber freilich — doch was hilft's, daß wir über geschehene Dinge viel Worte verlieren?

horchte. Da griff sie zu dem Hauptschlüssel, dessen sich rohe Kriegsknechte bisweilen im Lande des Feindes bedienen: sie sprengte die Thür mit den Füßen und schoß wie eine Furie ins Trinkgemach. „Jungfer Bellona soll leben!“ riefen die Zecher, und ließen anstoßend die Gläser tönen. Sie bedankte sich aber mit so schnöden Worten, daß Gustav in Zorn gerieth und ihr einen Porzellanteller an den Kopf warf. Husarenschnell überrumpelte sie den Trinktisch, riß eine noch volle Weinflasche hinweg und eilte damit nach der Thür. Aus sechs Händen flogen ihr Teller nach, die an ihrem breiten Rücken zerkrachten. Das nicht achtend, setzte sie ihren Weg fort, übergab die gemachte Beute dem Wirthe, wusch ihm zugleich den Kopf, kam mit kräftigen Reiterflüchen zurück, zog das Söhnlein ihrer Herrschaft aus dem wilden Getümmel und rannte mit ihm davon.

Sie flog nach dem Elephanten, riß die Thür des gemeinsamen Speisezimmers auf und schrie: „Hülfe! Hülfe! Kommen Sie Alle zu Hülfe! In der schwarzen Eule ist eine Rebellion!“

Dieses furchtbare Wort donnerte dem eben erst eingeschlummerten Bürgermeister in die Ohren. Er taumelte schlaftrunken auf, lief wie besessen umher und rief: „Gott steh' uns bei! — Laßt die Sturmglocke läuten — führt die Feuerspritzen auf den Markt — sendet reitende Boten nach den nächsten Garnisonstädten, daß sie uns Truppen und Kanonen schicken“ —

„Aengste dich nicht, mein Schatz!“ sagte die Bürgermeisterin, die schon den Vorfall errieth. „Die Sache ist ein *Kinderspiel. Du kannst dein Mittagsschläfchen ruhig fortsetzen.“ Damit schob* sie ihn wieder in seinen Stuhl, und

olle; wer einen Prozeß
seinen Rechtshandel dem
vortragen müsse; und den
em Elephanten, weil man
Haarbeutel getrunken habe
werde. Dennoch setzten die
enhimmel ohne Küchensorgen
f darauf, die lustige Gesell-
wätzen nicht umstürzen zu las-
Sonntage bis zum Freitage im-
chzeit, geschmauset hatten, be-
imen Versammlung, der bisheri-
chranken zu setzen und ihren Män-
her zu hängen.
rüber in einem abgelegenen Zimmer
r Lieutenant: „Unsere Weiblein halten
wollen uns vermuthlich noch stattlicher,
ithen."
och Ueberfluß!" erklärte der Bürgermeister.
mit der jetzigen Beköstigung zufrieden seyn."
allenfalls!" sagte der Dicke. „Doch besser
lasse den Frauen ihren Willen!" sprach der Arzt.
d Schwämme, die sich selbst ausdrücken."
ilebrigen stimmten ihm bei. Keiner bezeigte Lust,
nftig spärlicher auftischen zu lassen.
s machten sie daher für Augen, als ihnen am fol-
Tage, anstatt der bisherigen leckerhaften vier Schüs-
nur eine einzige, die Bratwürste mit grünem Kohl
aufgetragen wurde! Dieses gemeine Kost begleitete
ein Weinglas ließ sich erblicken.
Murren lief an der Tafel auf und ab. Die Bür-

Reichen Sie morgen die Berechnung Ihres hier verwüsteten Eigenthums bei mir ein. Wählen Sie aber eine Stunde, in welcher sich mein Mann auf dem Rathhause befindet; denn vor ihm muß ich das Unheil vertuschen."

Der demüthige Eulenwirth bückte sich tief und küßte ihr dankbar die Hand. Der Lieutenant warf ihm aber noch einige harte Worte zu, und betheuerte mit einem Fluche, daß ihm unverdiente Gnade widerfahre.

Er wandte sich dann zu den benebelten Knaben und hielt ihnen eine so scharfe Gesetzpredigt, daß sie ganz nüchtern dabei wurden und mit niedergeschlagenen Augen nach Hause gingen.

Im Elephanten ward nachher beschlossen, sie nicht wieder an einer spartanischen Tafel zu versammeln, sondern die für sie im Gasthofe zubereiteten Speisen in einzelnen Abtheilungen nach Hause zu holen, und dort jedes Kind allein oder nur in Gesellschaft seiner Geschwister essen zu lassen.

Den Gemeintisch der Dienerschaft zerstörten ebenfalls gleich bei dem ersten Versuche allerhand Gemeinheiten, die keines Federzuges werth sind.

11.

Der magere Sonnabend.

Aber die Tafel der Alten dauerte ohne Unterbrechung fort, ob sich gleich viele Ungemächlichkeiten hervorthaten, und die ganze Stadt zum Theil darüber lachte, zum Theil höchst unzufrieden damit war. Die Syrupkäufer versicherten: die Kaufmannsfrau gebe jetzt weniger für's Geld als sonst: die Briefschreiber klagten: daß im Elephanten *gleich zehn Frauenhände* nach dem Briefe griffen, den man

dem Brieffammler übergeben wolle; wer einen Prozeß hatte, beſchwerte ſich: daß er ſeinen Rechtshandel dem Sachwalter vor zwanzig Ohren vortragen müſſe; und den Arzt holte man nicht gern aus dem Elephanten, weil man beſorgte, daß er ſich dort einen Haarbeutel getrunken habe und den Kranken übel berathen werde. Dennoch ſetzten die Frauen, die ſich in ihrem Erdenhimmel ohne Küchenſorgen trefflich befanden, ihren Kopf darauf, die luſtige Geſellſchaftstafel von jenen Geſchwätzen nicht umſtürzen zu laſſen. Als ſie aber vom Sonntage bis zum Freitage immerfort, wie auf einer Hochzeit, geſchmauſet hatten, beſchloſſen ſie in einer geheimen Verſammlung, der bisherigen Schwelgerei nun Schranken zu ſetzen und ihren Männern den Brodkorb höher zu hängen.

Indem ſie ſich darüber in einem abgelegenen Zimmer beſprachen, ſagte der Lieutenant: „Unſere Weiblein halten einen Rath. Sie wollen uns vermuthlich noch ſtattlicher, als bisher, bewirthen.“

„Das wäre doch Ueberfluß!“ erklärte der Bürgermeiſter. „Wir können mit der jetzigen Beköſtigung zufrieden ſeyn.“

„Nun ja, allenfalls!“ ſagte der Dicke. „Doch beſſer wäre beſſer.“

„Man laſſe den Frauen ihren Willen!“ ſprach der Arzt. „Sie ſind Schwämme, die ſich ſelbſt ausdrücken.“

Die Uebrigen ſtimmten ihm bei. Keiner bezeigte Luſt, ſich künftig ſpärlicher auftiſchen zu laſſen.

Was machten ſie daher für Augen, als ihnen am folgenden Tage, anſtatt der bisherigen leckerhaften vier Schüſſeln, nur eine einzige, die Bratwürſte mit grünem Kohl enthielt, aufgetragen wurde! Dieſe gemeine Koſt begleitete Bier; kein Weinglas ließ ſich erblicken.

Leiſes Murren lief an der Tafel auf und ab. Die Bür-

germeisterin ging aber dem von fern her rollenden Gewitter sogleich mit einem Ableiter entgegen. „Heute ist Sonnabend, meine Herren! Da speiset man gewöhnlich etwas knapper als an andern Tagen. Nehmen Sie also mit diesen Würstchen gütigst fürlieb. Dem morgenden Sonntage soll um so mehr sein Recht geschehen.“

So warf sie den Männern ein Schloß an den Mund. Sie mußten aus Höflichkeit schweigen, weil sie sich noch als kostenfreie Gäste betrachteten. Den innerlichen Aerger konnten sie jedoch nicht überwinden; und da überdieß der belebende Wein fehlte, ging man zeitig auseinander.

12.

Der Postzug.

Der Sonntag ward mit vier feinen Speisen und Wein gefeiert. Man lebte bis in die Nacht herrlich und in Freuden. Die kahlen Bratwürste waren vergessen.

Der Montag brachte abermals eine Schüssel gewöhnliche Hauskost. Das Gericht war jedoch in Frauenfeld beliebt, und ward auch von dem spartanischen Vereine mit Vergnügen genossen. Dennoch sahen sich die Männer nach mehrern Schüsseln und besonders nach Wein um. Indem sie aber nach der Thür schielten, sagte die Bürgermeisterin: „Ist's gefällig, die Tafel aufzuheben?“

„Du spaßest wohl?“ sprach ihr Mann. „Heute ist ja nicht Sonnabend, und wir bekamen erst eine einzige Schüssel und kein Tröpfchen Wein.“

„Ganz recht!“ antwortete sie. „Wollten wir immer mit einem Postzuge von vier Schüsseln fahren, so ginge der Weg bald zum Thore hinaus. Das wird dir und den *übrigen Herren* wohl einleuchten.“

„Aber, zum Teufel!“ rief der Lieutenant: „soll man denn einen Tag wie den andern seinen bequemen Hauskittel ablegen und in Parade nach dem Gasthofe marschiren, um eine Bratwurst zu essen?“

„Das ist der Mühe nicht werth!“ fiel der Accis-Einnehmer ein. „Bratwurst und Bier schmeckt im Schlafrock am besten.“

„Und eine Pfeife guter Landtabak!“ setzte der Advokat hinzu. „Da wird nicht die Nase darüber gerümpft oder einem alten Jurispracticus zugemuthet, Blumenblätter zu rauchen.“

„Zu Hause spottet auch niemand über meine ehrliche Nachtmütze;“ sagte Jamund.

„Und ich kann meinen Pudel füttern, wie mir's beliebt;“ brummte der Stadtrichter.

„Mir will es,“ sagte der Briefsammler, „das landesherrliche Post-Interesse beinahe nicht mehr gestatten, daß ich das Felleisen hier packe. Man hatte in voriger Nacht ein Pasquill an meine Hausthür geheftet und drohte darin, daß aus Frauenfeld kein Brief mehr abgehen werde, so lange ich mein Amt im Gasthofe und in der Mitte neugieriger Weiber verwalte.“

„Ein solches Liedchen kann ich auch singen;“ sprach der Accis-Einnehmer. „Da war vor einigen Tagen in einem gewissen Hause ein westphälischer Schinken angelangt, woran man sich vier Wochen zu laben dachte, aber gleich den nächsten Abend finden sich so viel ungebetene Gäste ein, daß sie binnen einer Stunde damit fertig werden. Am Morgen nachher warf man mir vor: das sey meine Schuld, weil die Acciszettel in Gegenwart plauderhafter Menschen gelöst werden müßten, und daher jeder angekommene gute Bissen *sogleich der ganzen* hungrigen Stadt bekannt werde.“

„Alles Larifari!“ riefen die beleidigten Frauen.

„Was mich betrifft,“ sagte der Kaufmann, „ich plaudre nichts aus; denn unnützes Geschwätz ist nicht meine Sache; man kann den Mund besser brauchen. Ich bleib' auch gern zu Hause, wenn ich nicht auswärts eine recht gute und besonders reichliche Mahlzeit zu finden weiß. Jeder Schritt wird mir sauer, und der Verlust meiner häuslichen Bequemlichkeit steht mit dem Gewinn einer Bratwurst in keiner richtigen Bilanz.“

„Hocken Sie nur immer in Ihrem Großvaterstuhle!“ sprach der Arzt. „Da wird Klapperbein den dicken Freund bald erhaschen. — Nach einer trocknen Bratwurst geh' ich übrigens auch nicht gern weit. In diesem Punkte bin ich mit Ihnen vollkommen einverstanden.“

13.

Der Einspänner.

Jetzt nahmen die Frauen lebhaft das Wort, und eine nach der andern bemühte sich, die schon oft gepriesenen Vortheile der spartanischen Mahlzeiten in ein neues, blendendes Licht zu stellen. Aber den Postzug von vier Schüsseln, den die Herren täglich angespannt sehen wollten, konnte keine versprechen. Alle gestanden: es müsse bei dem Einspänner bleiben.

„Damit wollen wir denn zum eigenen Herde zurückfahren,“ sagte der Bürgermeister, und wild sprangen alle Männer, mit Ausnahme des Dicken, von den Stühlen auf. Einige griffen schnell nach ihren Hüten, und wollten mit einem flüchtigen Abschiedsworte davon eilen.

„*Verziehen* Sie einen Augenblick, meine Herren!“ sagte

der Elephantenwirth, der eben, mit einem Blatte Papier in der Hand, ins Zimmer trat.

„Was wollen Sie?“ sagte der Bürgermeister verdrießlich. „Hier werden keine Geschäfte mehr gemacht.“

„Mit gütiger Ausnahme des meinigen!“ antwortete der Wirth. „Es ist mir nämlich zu Ohren gekommen, daß Dero löbliche spartanische Tischgesellschaft, die ich zu bedienen die Ehre hatte, sich auflösen will. Darum bin ich so frei, um gefällige Berichtigung der aufgelaufenen Zehrkosten gehorsamst zu bitten.“

„Die haben Sie von unsern Frauen zu fodern;“ sagte der Bürgermeister.

„Das wäre was Neues!“ rief seine Gattin. „Der Mann ernährt die Frau; das versteht sich am Rande. Die Herren werden also geruhen, ihre Antheile für sich und uns zu bezahlen.“

Da erhoben die Männer ein allgemeines Geschrei, und verwünschten jeden Bissen, den sie, von Frauenlist hintergangen, im Gasthofe genossen hatten. Nur der Doctor saß in einem Winkel und lachte weidlich.

Der Bürgermeister nahm endlich dem Wirthe die Rechnung aus der Hand und las laut: „Für siebentägige Bewirthung mit vier Schüsseln, Wein und Kaffee, und zweitägige Speisung mit Hausmannkost, zahlet jedes hochverehrte Ehepaar fünfzehn Reichsthaler. Herr Bleimann aber, der täglich drei für ihn bestellte Portionen mit eigenem Munde genossen, hat zehn Thaler mehr zu entrichten.“

„Mich rührt der Schlag!“ rief der Dicke; aber niemand hörte darauf. Die Uebrigen zankten heftig mit ihren Frauen, stampften mit den Füßen, schlugen auf den Tisch, und

machten mit noch andern dergleichen Unarten ein solches Getöse, daß die Nachbarn unter den Fenstern zusammen liefen.

14.

Stürmisches Ende.

Lachend zahlte der Arzt seine Zeche. „Ich merkte lange," sprach er, was das Ende vom Liede seyn würde; aber ich schwieg, um die lustige Eulenspiegelei ihren ruhigen Gang gehen zu lassen. Beim Lichte besehen, hab' ich auch keinen Schaden davon; denn die Herren Spartaner ärgern sich alle so hübsch, daß sie mir bald in die Hände fallen werden."

Die Schuldner ließen sich nun in lächerliche Verhandlungen mit ihrem Gläubiger ein. Einige munkelten von doppelter Kreide und wollten abdingen; andere betheuerten: sie könnten nicht auf Einem Brete bezahlen, sondern nur theilweise, von Monat zu Monat. „Ihr seyd gar nichts schuldig," schrie der Advokat dazwischen. „Die römischen und deutschen Rechte sprechen von aller Verbindlichkeit los, wenn List und Trug im Spiele waren. Meine Frau muß bezahlen! Darum will ich ihr sogleich ihr seidenes Fähnchen und ihren von mir erpreßten italienischen Strohhut abpfänden und den Plunder öffentlich versteigern lassen."

Das gesagt, lief er mit flammendem Gesichte fort, durchbrach die Versammlung des Volks vor dem Hause, eilte mit Riesenschritten über den Markt, und seine Frau keuchte schluchzend hinter ihm her, um ihn von der gedrohten Pfändung abzuhalten. Bald erschienen auch die übrigen Spartaner auf der Gasse, und belustigten mit mancherlei

wilden Worten und Geberden das lachende Volk. Einige Frauen wollten mit ihren Männern, um sie zu besänftigen, Arm in Arm gehen, wie sie bisher traulich zur spartanischen Tafel gewandelt waren, aber die zürnenden Unholde schleuderten die schmeichelnden Weiblein mit solcher Gewalt von sich, daß sie beinahe zur Erde fielen. Zuletzt ward Herr Bleimann, dem das verschwelgte Viertelhundert Reichsthaler dermaßen in die Glieder geschlagen war, daß er keinen Schritt gehen konnte, von vier starken Männern in seinem Großvaterstuhle nach Hause getragen.

Ein so trauriges Ende nahmen die spartanischen Mahlzeiten in Frauenfeld, und die armen Weiblein, die das Feuer auf ihren Herden ganz vertilgen wollten, müssen nun mehr als jemals kochen und braten, um die im Gasthofe verwöhnten Gaumen ihrer brummenden Gatten zu befriedigen. So sind sie durch ihre eigene Schuld aus dem Regen in die Traufe gerathen.

Nachwort.

Es wird vielleicht manchem ernsthaften Mann bedünken, daß vorstehende scherzhafte Erzählung keine nützliche Lehre für die Jugend enthalte. Das Gegentheil mögen folgende Fingerzeige beweisen.

Aristodemus, der den ganzen Unfug veranlaßte, ist ohne Zweifel ein guter, wohlgesinnter Mann. Er gehört aber zu der Klasse von Leuten, die sich sehr klug dünken, ihre Weisheit überall auskramen, und dadurch lästig, bisweilen sogar lächerlich werden. Das begegnete ihm in dem allgemeinen Anzeiger durch seine Empfehlung der spar-

tanischen Mahlzeiten. Hätte er, bevor er zur Feder griff, die Sache gehörig überlegt, so wäre ihm klar geworden, daß dergleichen Tischvereine unsern Zeiten und Sitten durchaus nicht angemessen sind, und allenhalben, wo man sie einführen wollte, mancherlei lustiges Ungemach anrichten müßten. Der ehrliche Aristodemus war also ein voreiliger Rathgeber, der zum Glück nur einigen Kleinstädterinnen die Köpfe verdrehte, ohne daß ein bedeutender Nachtheil daraus entstand. Unbesonnene Rathschläge stiften aber oft großes Unheil, wenn ihnen in wichtigern Angelegenheiten des Lebens blindlings gefolgt wird. Darum dränge man sich nicht zum Rathgeben in Dingen, die man nicht aus dem Grunde versteht. Wird man aber in einem Fache, das man vollkommen kennt, zu Rathe gezogen, so ertheile man ihn mit Redlichkeit und Vorsicht, damit man weder Schaden veranlasse, noch sich lächerlich mache. —

Lernt ein junger Leser nur so viel aus jener Erzählung, so war sie schon dadurch nicht nutzlos für ihn. Aber sie enthält der guten Lehren noch mehr.

Die hochgebietende Frau Bürgermeisterin, die das Rad der Begebenheiten drehte, war keine löbliche Hausfrau, weil ihr die Sorgen und Mühen der Wirthschaft ein Gräuel waren. Andere verständige Frauen erkennen das Hauswesen für den ihnen von der Natur angewiesenen Wirkungskreis, besorgen es freudig und thätig, und sichern damit dem Erwerb des Gatten einen sparsamen und nützlichen Gebrauch. Aber die Frau Bürgermeisterin haßte das Sprichwort: „Wer das Feuer genießen will, muß auch den Rauch vertragen können.“ Das Feuer des Gasthofes sollte ihre Speisen bereiten und sie vor dem Rauch der eigenen Küche bewahren. Daß ein bedeutender Auf-

wand, tägliche Störung der männlichen Berufsgeschäfte

und überhaupt ein heilloser Wirrwarr daraus entstehen müßten, bedachte sie nicht, sondern verleitete getrost auch andere Frauen, den unweisen Einfall des Herrn Aristodemus mit ihr ins Werk zu setzen. Wäre das tolle Unternehmen nicht sogleich wieder gescheitert, so hätten wahrscheinlich alle dazu verbundene Familien nach einiger Zeit gar keines Küchenfeuers mehr bedurft, sondern ihre zerrütteten Umstände hätten sie gezwungen, mit Salz und Brod fürlieb zu nehmen.

Auch als Erzieherin war Madame Schranz keineswegs zu loben. Ihr Grundsatz: daß die Jugend volle Freiheit haben müsse, über alles zu sprechen, über alles zu urtheilen, ist nicht zu empfehlen. Er bildet naseweise Klüglinge; ein unerträgliches und allgemein verhaßtes Geschlecht! — Bürger's Blümchen Wunderhold — die Bescheidenheit — ist der Jugend lieblichster Schmuck.

Die Gatten unserer küchenscheuen Frauen sind meistens ehrsame Spießbürger, an denen weder viel zu loben noch zu tadeln ist. Nur der Stadtrichter Mohr verdient wegen seiner übertriebenen Hundeliebe ein Warnungstäflein vor die Brust zu bekommen. Der Hund ist in der Regel ein freches, überlästiges Thier. Seinem Herrn ist er zwar unterwürfig, treu und ergeben; aber mit andern Menschen lebt er, wenn er schlecht erzogen ward, beständig im Kriege. Auf Straßen und in Häusern wird man von beißigen Kötern angefallen. Welches andere Hausthier wüthet so gegen den Menschen? „Er thut nichts;“ sagt bisweilen der leutselige Herr des bellend anstürzenden Ungethüms, verweiset aber seinen Liebling mit keinem Worte zur Ruhe, wenn er auch Straßen lang seine Verfolgung fortsetzt. Kinder erschrecken oft so heftig darüber, daß sie erkranken.

Wer seinen zänkischen Hund frei umherlaufen und Un-

tanischen Mahlzeiten. Hätte er, bevor er zur Feder griff, die Sache gehörig überlegt, so wäre ihm klar geworden, daß dergleichen Tischvereine unsern Zeiten und Sitten durchaus nicht angemessen sind, und allenhalben, wo man sie einführen wollte, mancherlei lustiges Ungemach anrichten müßten. Der ehrliche Aristodemus war also ein voreiliger Rathgeber, der zum Glück nur einigen Kleinstädterinnen die Köpfe verdrehte, ohne daß ein bedeutender Nachtheil daraus entstand. Unbesonnene Rathschläge stiften aber oft großes Unheil, wenn ihnen in wichtigern Angelegenheiten des Lebens blindlings gefolgt wird. Darum dränge man sich nicht zum Rathgeben in Dingen, die man nicht aus dem Grunde versteht. Wird man aber in einem Fache, das man vollkommen kennt, zu Rathe gezogen, so ertheile man ihn mit Redlichkeit und Vorsicht, damit man weder Schaden veranlasse, noch sich lächerlich mache. —

Lernt ein junger Leser nur so viel aus jener Erzählung, so war sie schon dadurch nicht nutzlos für ihn. Aber sie enthält der guten Lehren noch mehr.

Die hochgebietende Frau Bürgermeisterin, die das Rad der Begebenheiten drehte, war keine löbliche Hausfrau, weil ihr die Sorgen und Mühen der Wirthschaft ein Gräuel waren. Andere verständige Frauen erkennen das Hauswesen für den ihnen von der Natur angewiesenen Wirkungskreis, besorgen es freudig und thätig, und sichern damit dem Erwerb des Gatten einen sparsamen und nützlichen Gebrauch. Aber die Frau Bürgermeisterin haßte das Sprichwort: „Wer das Feuer genießen will, muß auch den Rauch vertragen können.“ Das Feuer des Gasthofes sollte ihre Speisen bereiten und sie vor dem Rauch der eigenen Küche bewahren. Daß ein bedeutender Aufwand, tägliche Störung der männlichen Berufsgeschäfte

und überhaupt ein heilloser Wirrwarr daraus entstehen müßten, bedachte sie nicht, sondern verleitete getrost auch andere Frauen, den unweisen Einfall des Herrn Aristodemus mit ihr ins Werk zu setzen. Wäre das tolle Unternehmen nicht sogleich wieder gescheitert, so hätten wahrscheinlich alle dazu verbundene Familien nach einiger Zeit gar keines Küchenfeuers mehr bedurft, sondern ihre zerrütteten Umstände hätten sie gezwungen, mit Salz und Brod fürlieb zu nehmen.

Auch als Erzieherin war Madame Schranz keineswegs zu loben. Ihr Grundsatz: daß die Jugend volle Freiheit haben müsse, über alles zu sprechen, über alles zu urtheilen, ist nicht zu empfehlen. Er bildet naseweise Klüglinge; ein unerträgliches und allgemein verhaßtes Geschlecht! — Bürger's Blümchen Wunderhold — die Bescheidenheit — ist der Jugend lieblichster Schmuck.

Die Gatten unserer küchenscheuen Frauen sind meistens ehrsame Spießbürger, an denen weder viel zu loben noch zu tadeln ist. Nur der Stadtrichter Mohr verdient wegen seiner übertriebenen Hundeliebe ein Warnungstäflein vor die Brust zu bekommen. Der Hund ist in der Regel ein freches, überlästiges Thier. Seinem Herrn ist er zwar unterwürfig, treu und ergeben; aber mit andern Menschen lebt er, wenn er schlecht erzogen ward, beständig im Kriege. Auf Straßen und in Häusern wird man von beißigen Kötern angefallen. Welches andere Hausthier wüthet so gegen den Menschen? „Er thut nichts;“ sagt bisweilen der leutselige Herr des bellend anstürzenden Ungethüms, verweiset aber seinen Liebling mit keinem Worte zur Ruhe, wenn er auch Straßen lang seine Verfolgung fortsetzt. Kinder erschrecken oft so heftig darüber, daß sie erkranken.

Wer seinen zänkischen Hund frei umherlaufen und Un-

bilden verüben läßt, ist ein Selbstling, ein Menschenfeind, den die Obrigkeit strafend anhalten sollte, seine Mitbürger höher als seinen Hund zu achten.

Mit Einem Worte: es gibt der Hunde zu viel! Lob und Dank daher jedem Staate, der sie — die wenigen unentbehrlichen ausgenommen — mit einer Steuer belegt und deren Ertrag den Armen zuwendet, die oft gern genießen möchten, was der eckle, an Leckerbissen gewöhnte Hund des Reichen verschmäht.

Es ist zu erwarten, daß gegenwärtige Antastung der geliebten Thierchen hier und da Mißfallen erregen wird. Immerhin! Wahrheit und Menschenliebe führten die Feder. — Genug über jene komische Erzählung! Der mögliche Einwurf, daß nichts Ersprießliches daraus zu lernen sey, ward durch obige Fingerzeige sattsam widerlegt. Andere noch darin enthaltene sittliche Winke wird der denkende Leser von selbst bemerken.

X.

Lebensrettung ohne Dank.

Der Saal war mit Blumen geschmückt; hundert Wachskerzen brannten auf silbernen Armleuchtern und krystallnen Kronen. Vettern, Basen und andere Gäste traten feierlich herein, verbeugten sich vor der bräutlich geschmückten Mathilde, und wünschten Glück.

Mit niedergeschlagenen Augen dankte sie der geschwätzigen Schaar, und konnte sich kaum der Thränen enthalten; denn schrecklich war ihr der Tag der Verlobung. Sie sollte sich von einem Geliebten trennen, und sich mit einem gehaßten und haſſenswerthen Menschen auf ewig verbinden.

Ihr Vater, ein reicher Tuchhändler, hatte drei Jahre zuvor einen armen Jüngling, Namens Hermann, zu seinem Gehülfen angenommen, und hielt ihn, weil er fleißig und ehrlich war, wie seinen Sohn. Hermann und Mathilde sahen sich oft, und fühlten bald die zärtlichste Liebe gegen einander. Aber sie sprachen den Namen dieſes Gefühls nie aus, und Herr Berthold, Mathildens Vater, beschäftigte sich so eifrig mit seinem Handel, daß er die unwillkürlichen Zeichen ihrer stillen Zuneigung, die ihnen bisweilen entschlüpften, nicht bemerkte.

So waren zwei Jahre vergangen, als ein Krieg aus-

brach und feindliche Heerschaaren das Land überströmten. Es waren unbescheidene Gäste, die sich in den Städten und Dörfern der eroberten Provinzen gewaltsame Plünderungen erlaubten. Als Berthold das hörte, ward ihm bange, sie möchten sich in einer ansehnlichen Mittelstadt, wo er ein bedeutendes Tuchlager besaß, nicht höflicher betragen. Er sandte deßhalb seinen treuen Hermann schnell mit dem Auftrage dahin, den ganzen Vorrath seines dortigen Eigenthums aufpacken und nach der Hauptstadt bringen zu lassen.

Indem aber Hermann jene Stadt erreicht hatte und durchs nächste Thor hineinfuhr, rückten auch schon die Feinde durch ein anderes ein. Dennoch hielt er es noch für möglich, das Tuchlager zu retten, weil sich das Vorrathshaus in einer abgelegenen Gegend befand, die von dem Thore, durch welches die Feinde einzogen, weit entfernt war. Es gelang seiner raschen Thätigkeit, die nöthigen Wagen und Gehülfen geschwind aufzutreiben. Doch in dem Augenblicke, als er das Magazin öffnen wollte, stürzte ein Schwarm bewaffnetes, mit vielfarbigen Lumpen bedecktes Gesindel auf ihn los und forderte die Schlüssel von ihm. Er sah sogleich, daß er keine wirklichen Soldaten vor sich hatte, und schlug ihr Begehren rund ab. Sie wiederholten es mit wildem Geschrei und mit gezogenen Säbeln. Er zog auch; es entstand ein Gefecht, und er bekam einen Hieb ins Gesicht. Dennoch wich er nicht, sondern fuhr mit kräftig geschwungener Klinge fort, die Pforte des Tuchlagers zu vertheidigen.

„Ruhe dort!“ rief eine Donnerstimme. Ein Officier sprengte herbei, und die Räuber machten sich über Hals *und* Kopf aus dem Staube.

„Was gab's hier?“ fragte Jener. Hermann erzählte und bat um Schutz.

„Den kann ich nicht versprechen;“ antwortete der Officier. „Jene Marodeurs flohen zwar vor mir; aber gegen die regelmäßigen Truppen ist unser Oberfeldherr sehr nachsichtig, und sie pochen bisweilen darauf.“

„So laß' ich mich hier niederhauen;“ sagte Hermann.

Der Officier stellte ihm sanftmüthig vor: daß sein tollkühner Kampf gegen hundertfache Uebermacht fruchtlos seyn würde, und sein Herr das Opfer seines Lebens von ihm nicht verlangen könne.

„Dieses Opfer verlangt mein Herz;“ erwiederte Hermann, weil er sah, daß er keinen rohen, gefühllosen Mann vor sich hatte. „Ich liebe die Tochter meines Herrn, und er wird sie mir nicht versagen, wenn ich sein Eigenthum rette. Komm' ich aber mit leerer Hand zurück, so williget er nimmer in unsere Verbindung, und dann hat das Leben keinen Werth mehr für mich.“

Der Kriegsmann ward gerührt. Als Befehlshaber des eingerückten Regiments konnte er, wenn er künftige Mißbilligung wagen wollte, den erbetenen Schutz gewähren. Er entschloß sich dazu, jagte zum Regimente zurück, sandte schnell eine Schutzwache, und Hermann brachte das ganze Tuchlager ohne Verlust in Bertholds Hände.

Freudig umarmte ihn der Kaufmann und sagte: „Sie haben mir, mein junger Freund, einen wichtigen Dienst gethan. Sagen Sie frei, welche Belohnung Sie wünschen.“

Da wagte Hermann das Bekenntniß, daß er Mathilden liebe, und bat mit zagender Stimme, ihre künftige Verbindung zu genehmigen.

„Sind Sie von Sinnen?“ fuhr Berthold auf, und trat mit flammenden Augen einige Schritte zurück. „Wie

können Sie von einem Manne meines Ansehens und Vermögens erwarten, daß er seine einzige Tochter an einen armen Handlungsdiener verschleudern wird? — Diesen Schwindelgedanken geben Sie auf! Da Sie mir aber durch glückliche Rettung meines Tuchlagers einen guten Dienst erwiesen haben, so schenke ich Ihnen unter der Bedingung, daß Sie mein Haus noch heute verlassen, diese hundert Stück Louisd'or."

„Mein Leben war für Gold nicht feil;" sagte Hermann, schob die Geldrolle zurück, und stürzte voll Verzweiflung fort.

Mathilde, die jetzt ihr achtzehntes Jahr angetreten hatte, ward von Freiern umlagert. Sie lehnte verschiedene Anträge ab, und der Vater, dem sie selbst nicht gefielen, ließ es geschehen. Endlich aber erschien ein Mann nach seinem Herzen. Das war Herr Diethard, ein junger, abgeschmackter Laffe, für den sein Vater ein großes Vermögen zusammengegeizt hatte. Auch diesen Bewerber wollte Mathilde zurückweisen; allein ihr Vater bestand mit Heftigkeit darauf, daß sie den reichen Taugenichts dulden und sich mit ihm verloben mußte.

Nach Endigung dieses Festes, mit welchem unsere Erzählung begann, ging Berthold vergnügt zu Bette. Am Morgen fand man ihn starr und todt.

Mathilde fiel in Ohnmacht. Der Bräutigam, den man sogleich herbeirief, stellte sich Anfangs, als hätten Schrecken und Schmerz seinen Verstand angegriffen. Er fiel sich mit beiden Händen in die Haare und stieß den Kopf gegen die Wand. Bald aber legte sich der Sturm, und der jammernde Heuchler ward ein gemeiner, habsüchtiger Mensch. Er bemächtigte sich der Schlüssel zu dem

eisernen Geldkasten, untersuchte die vorhandenen Schätze, und setzte sich sogar schon vorläufig in den Besitz einiger kostbaren Ringe, die ihm besonders gefielen.

Bei dem Begräbnisse folgte er, als Mathildens Verlobter, der Leiche zunächst, und gab sich das Ansehen, als ob er hinter dem vorgehaltenen Tuche bitterlich weine. Der Sarg ward von ehrsamen Bürgern getragen. Der Weg führte über einen Platz, wo zwei Gassen in gleicher Richtung nach dem Kirchhofe führten. Hier fragten die Träger einander: „Wenden wir uns rechts oder links?“ Da rief schauerlich die wohlbekannte Stimme des Todten: „Tragt mich rechts, wo ich immer zu Weine ging!“ — Ein ungeheures Schrecken ergriff alle, die es hörten. Die Träger warfen den Sarg von den Schultern und flohen über Hals und Kopf sammt dem ganzen schwarzen Gefolge. Nur Diethard, der Held, wankte nicht. Doch in der nächsten Minute riß er ebenfalls aus, weil er mit Entsetzen sah, daß sich der Todte im Sarge erhob und mit großen Augen umherblickte.

Hermann, der sich in Trauerkleidung dem Zuge angeschlossen hatte, eilte herbei, um dem Manne beizustehen, der ihn ein halbes Jahr zuvor aus seinem Hause verstieß. Berthold sah ihn starr an und fragte, was mit ihm vorgegangen. Der Jüngling antwortete: man habe ihn für todt gehalten und begraben wollen; aber eine der seinigen ganz ähnliche Stimme habe durch den Ruf: Tragt mich rechts, wo ich immer zu Weine ging! die Leichenträger dermaßen erschreckt, daß sie den Sarg auf die Straße geworfen.

„Ich war's — ich sprach die Worte der Rettung!“ schrie Diethard, der aus einem nahen Hause, wo er auf der Lauer gestanden, eiligst hervorsprang. „Die dummen Teufel,“ fuhr er lachend fort, „glaubten, Sie selbst ließen sich

aus dem Sarge vernehmen; ich aber war's, liebes Papachen! Ich kann die Stimmen aller meiner Bekannten täuschend nachahmen, und besonders hinter dem Thränentuche gelang mir's vortrefflich. So hatt' ich zufällig das Vergnügen, Ihre Erweckung vom Tode zu bewirken."

„Das macht Ihnen gewiß kein Vergnügen, mein Herr!" sagte Berthold bitter. „Meine Ringe an ihren Fingern zeigen von voreiliger Habsucht, und es war hämisch, einem vermeinten Todten öffentlich vorzurücken, daß er bisweilen ein Glas Wein trank. So haben Sie sich selbst entlarvt; Sie sind meiner Achtung und meiner Tochter nicht werth, und ich verbiete Ihnen hiermit mein Haus."

Beschämt und stumm zog sich Diethard zurück. Tausend Neugierige, die der wunderbare Vorfall hergelockt hatte, starrten ihm nach.

„Du aber sollst mein Sohn seyn, edler Hermann!" fuhr Berthold fort, und bestieg mit ihm einen herbeigerufenen Miethwagen.

Mathilde wich, wie vor einer Geistererscheinung, zurück, als ihr Vater, noch mit dem Leichengewande bekleidet und mit ihrem Geliebten Hand in Hand, ins Zimmer trat. Aber die ersten Worte der Ankommenden verwandelten Schrecken in Freude, und einige Wochen darauf feierten die Liebenden das Fest ihrer, nach einem hoffnungslosen Trauerjahre noch wunderbar gelungenen Verbindung.

XL.

Von einem Ritter und seiner Frau.

Ein deutscher Ritter gab ein Gastgebot, und es saßen viel fröhliche Leute an der Tafel. Zum Nachtisch ward unter andern Früchten ein Körbchen voll schöner Aepfel aufgetragen. Indem es von Hand zu Hand die Runde ging, sagte die junge Hausfrau: „Ein guter Aepfel ist beinahe mein liebstes Obst. Dennoch kann ich es unserer Mutter Eva nicht verzeihen, daß sie von der verbotenen Frucht naschte, und dadurch allen ihren Nachkommen das Paradies zerstörte. Wahrlich, ich hätte klüger gehandelt!“

„Traue dir nicht zu viel, liebe Adelheid!“ sagte der Ritter. „Es ist nun einmal die Erbsünde der Menschen, besonders der Frauen, nach Verbotenem zu streben. Du hättest gewiß eben so lüstern, als Eva, in den gefährlichen Apfel gebissen. Ja, ich glaube, das ekelhafteste, widrigste Ding, dem du dich von selbst um keinen Preis nahen möchtest, würde dich unwiderstehlich anlocken, wenn ich es dir untersagte.“

Adelheid lachte und sprach: „Versuche das! Ertappst du mich aber nicht auf verbotenen Wegen, so mußt du mir für den bösen Leumund, den du mir hier vor unsern Freunden *machst*, ein tüchtiges Strafgeld erlegen.“

„Laß uns wetten!“ erwiederte der Ritter. „Ich verbiete dir also, mit bloßen Füßen in den schwarzen Entenpfuhl zu treten, der sich hinter unserer Burg befindet. Erlaubst du dir das, so zahlst du mir fünfzig Dukaten, und eben so viel empfängst du von mir, wenn du dich acht volle Tage dessen enthältst.“

Adelheid ging die Wette mit Vergnügen ein. „Du bietest sie doch nur,“ sagte sie, „um mir mit guter Art ein feines Sümmchen in die Hände zu spielen.“

Nach Tische nahm die ganze Gesellschaft den Entenpfuhl in Augenschein. Jedermann fand das kleine schwarze Meer so abschreckend, daß man dem Ritter einstimmig prophezeite: er werde die Wette verlieren.

Adelheid umwandelte des nächsten Tages mehrmals den Sumpf, und tauchte ein Stäbchen hinein, um dessen Tiefe zu erforschen. Ich möchte nur wissen, sagte sie zu sich selbst, warum der Ritter gerade diesen Morast zum Gegenstande seiner Wette gewählt hat. Er muß seine besonderen Ursachen dazu gehabt haben. Ich bin eben nicht neugierig, doch erfahren möcht' ich sie gern. Es wär' auch in der That ein lustiger Spaß, den Sumpf heimlich zu beschreiten, und dennoch nach acht Tagen fünfzig Dukaten einzustreichen.

Dieser Gedanke ging mit ihr zu Bett, und sie verrieth ihn durch einige laute Worte, die sie im Schlafe sprach. Der Ritter, der das Selbstgespräch hörte, beschloß auszureiten, um sie sicher zu machen.

Bald nach Anbruch des Tages ließ er sein Roß satteln, weckte sie und sagte: „Der Morgen ist so schön; ich will unsere Freunde in der Nachbarschaft besuchen. Irgend einer ladet mich wohl zu Tisch; erwarte deßhalb meine *Heimkehr erst am* Abend, und leb' indessen wohl!“

Da der müßige Ritter auch bisweilen zu andern Zeiten früh ausflog, so fiel ihr das nicht auf, und sie freute sich der schönen Gelegenheit, den Spaziergang in den Entenpfuhl unbemerkt machen zu können. Sie sah ihrem Gemahl, der auf der Landstraße seinen Gaul wacker ausgreifen ließ, so lange nach, bis er ihren Augen verschwand. Dann kleidete sie sich geschwind, und schlich mit leisen Tritten durch das Hinterpförtchen der Burg an den Sumpf. Er lachte sie ordentlich an. Sie blickte scheu umher, ob sie beobachtet werde. Kein Lauscher war sichtbar. Schnell entledigte sie sich ihrer Fußbekleidung, schritt mit aufgeschürztem Rocke herzhaft in den Morast, wandelte darin herum, und vergnügte sich daran, daß der Alabaster ihrer Haut gegen den schwarzen Schmutz so leuchtend abstach.

„Gefangen! gefangen!“ rief der Ritter, der aus einem nahen Gebüsche lachend hervorsprengte. Sie erschrack, und verhüllte vor Scham ihr Gesicht. „Sieh!“ fuhr er fort: „Auch Dir mangelt die edle Festigkeit, dem Gelüste nach verbotenen Dingen kräftig zu widerstehen. Komm, zahle die verlorene Wette, und werde durch Schaden klug!“

„Laß uns wetten!“ erwiederte der Ritter. „Ich verbiete dir also, mit bloßen Füßen in den schwarzen Entenpfuhl zu treten, der sich hinter unserer Burg befindet. Erlaubst du dir das, so zahlst du mir fünfzig Dukaten, und eben so viel empfängst du von mir, wenn du dich acht volle Tage dessen enthältst.“

Adelheid ging die Wette mit Vergnügen ein. „Du bietest sie doch nur,“ sagte sie, „um mir mit guter Art ein feines Sümmchen in die Hände zu spielen.“

Nach Tische nahm die ganze Gesellschaft den Entenpfuhl in Augenschein. Jedermann fand das kleine schwarze Meer so abschreckend, daß man dem Ritter einstimmig prophezeite: er werde die Wette verlieren.

Adelheid umwandelte des nächsten Tages mehrmals den Sumpf, und tauchte ein Stäbchen hinein, um dessen Tiefe zu erforschen. Ich möchte nur wissen, sagte sie zu sich selbst, warum der Ritter gerade diesen Morast zum Gegenstande seiner Wette gewählt hat. Er muß seine besonderen Ursachen dazu gehabt haben. Ich bin eben nicht neugierig, doch erfahren möcht' ich sie gern. Es wär' auch in der That ein lustiger Spaß, den Sumpf heimlich zu beschreiten, und dennoch nach acht Tagen fünfzig Dukaten einzustreichen.

Dieser Gedanke ging mit ihr zu Bett, und sie verrieth ihn durch einige laute Worte, die sie im Schlafe sprach. Der Ritter, der das Selbstgespräch hörte, beschloß auszureiten, um sie sicher zu machen.

Bald nach Anbruch des Tages ließ er sein Roß satteln, weckte sie und sagte: „Der Morgen ist so schön; ich will unsere Freunde in der Nachbarschaft besuchen. Irgend einer ladet mich wohl zu Tisch; erwarte deßhalb meine *Heimkehr erst am* Abend, und leb' indessen wohl!“

Da der müßige Ritter auch bisweilen zu andern Zeiten früh ausflog, so fiel ihr das nicht auf, und sie freute sich der schönen Gelegenheit, den Spaziergang in den Entenpfuhl unbemerkt machen zu können. Sie sah ihrem Gemahl, der auf der Landstraße seinen Gaul wacker ausgreifen ließ, so lange nach, bis er ihren Augen verschwand. Dann kleidete sie sich geschwind, und schlich mit leisen Tritten durch das Hinterpförtchen der Burg an den Sumpf. Er lachte sie ordentlich an. Sie blickte scheu umher, ob sie beobachtet werde. Kein Lauscher war sichtbar. Schnell entledigte sie sich ihrer Fußbekleidung, schritt mit aufgeschürztem Rocke herzhaft in den Morast, wandelte darin herum, und vergnügte sich daran, daß der Alabaster ihrer Haut gegen den schwarzen Schmutz so leuchtend abstach.

„Gefangen! gefangen!“ rief der Ritter, der aus einem nahen Gebüsche lachend hervorsprengte. Sie erschrack, und verhüllte vor Scham ihr Gesicht. „Sieh!“ fuhr er fort: „Auch Dir mangelt die edle Festigkeit, dem Gelüste nach verbotenen Dingen kräftig zu widerstehen. Komm, zahle die verlorene Wette, und werde durch Schaden klug!“

XII.

Das braucht er nicht.

Der reiche Großhändler Richard begleitete seinen Oheim, der ihn besucht hatte, aus dem Zimmer. Der alte Herr sah etwas finster aus und sagte an der Treppe: „Erlauben Sie mir eine freimüthige Bemerkung, lieber Richard! Sie scheinen sich keiner guten Kinderzucht zu befleißigen. Ihr kleiner Sohn beträgt sich gegen mich sehr unartig. Mit hastigen Schritten tritt er, wie zornig über meine Ankunft, ins Zimmer, behält seine Mütze auf dem Kopfe, und blickt mich, ohne den geringsten Gruß, so mürrisch an, als ob er Lust hätte, mich sogleich wieder gehen zu heißen. Ich für meine Person mache mir aus der Ungnade des kleinen Männleins wenig oder nichts; es sollte mir aber leid thun, wenn es sich dergleichen Unhöflichkeiten angewöhnte und sie mit der Zeit auch gegen andere Menschen ausübte. Das würde bisweilen übel ausschlagen und sein Fortkommen in der Welt erschweren. — Wie alt ist denn das Bürschlein?“

„Sechs Jahre, lieber Onkel!“ sagte Richard, und bat dringend, die Ungezogenheit des Knaben, der sich künftig höflicher aufführen solle, zu verzeihen.

Als der Kaufmann wieder ins Zimmer trat, sah ihm

Karl so vergnügt und mit sich selbst zufrieden entgegen, als ob er etwas recht Löbliches gethan und Beifall erwarte. Aber der Vater schlug ihm die Mütze vom Kopfe und sagte: „Frecher Bube, wie konntest du dich unterstehen, einem ehrwürdigen Greise so schnöde zu begegnen?“

Der Knabe brach in Zetergeschrei aus, lief in die Nebenstube, wo sich seine Mutter befand, und verklagte den Vater.

Schnell trat Frau Richard, ihr Goldsöhnchen an der Hand, mit funkelnden Augen herein. „Was heißt das?“ rief sie heftig. „Warum mißhandelst du den Kleinen?“

„Er hat den Onkel beleidiget, und soll Höflichkeit lernen.“

„Das braucht er nicht!“ schrie seine Gemahlin.

„Wie?“ — sagte der Mann. „Hör' ich recht? Er braucht nicht höflich zu seyn?“

„Nein, das braucht er nicht! Er wird einst so reich, daß er nicht nöthig hat, sich vor jemand zu bücken. Bei dem alten Onkel ist das vollends ganz überflüssig. Das ist kein vornehmer Mann.“

„Ein schöner Grund!“ erwiederte Richard. „Gerade vor den sogenannten Vornehmen soll sich Karl am wenigsten bücken. Knaben, die man bloß zu übertriebenen Demüthigungen vor den Großen anhält, erzieht man zu Sclaven. Aber die Weisheit des Alters und die Menschenwürde soll er ehren, und wären sie mit Lumpen umhüllt.“

„Das braucht er nicht!“

„Wir wollen für jetzt, in Gegenwart unsres Sohnes, nicht weiter darüber Worte wechseln;“ sagte Richard. „Dir, Karl, befehle ich aber hiermit, künftig gegen den

wackern Onkel höflicher zu seyn und ihn bei seinem nächsten Besuche um Verzeihung zu bitten.“

„Das braucht er nicht!“ rief die Affenmutter nochmals, und der Vater entfernte sich schnell.

„War das nicht ein Lärm um den alten Schneekopf!“ sagte sie jetzt zu Karlchen. „Laß dich aber nicht irren, mein Kind! betrage dich gegen den Onkel nach wie vor, und an Abbitte ist vollends gar nicht zu denken. Komm lieber, wenn uns der Alte mit seinem Besuche wieder zur Last fällt, nicht in die Stube, damit sich dein Vater nicht nochmals erlauben kann, dir die Mütze vom Kopfe zu werfen. Wär' ich zugegen gewesen, er hätte das nicht gewagt.“

Sie gab ihm jetzt einen harten Thaler, um sich dafür mit Naschwerk zu versorgen und das ihm zugefügte schreiende Unrecht dabei zu vergessen.

Als der Oheim das nächste Mal wieder zum Besuch kam, war Richard nicht zu Hause. Karls Mutter empfing den guten alten Mann sehr kalt, ungeachtet sie nicht wußte, daß er sich über das geliebte Söhnchen beklagt hatte.

Nach einigen Minuten trat Karl mit trotzigen Geberden ins Zimmer, drückte die Mütze, anstatt sie abzunehmen, noch fester auf den Kopf, stemmte die Arme in die Seiten, stellte sich so vor den Oheim, und sah ihn hohnlachend an.

„Willst du mich herausfodern, kleiner Raufbold?“ sagte der Oheim. „Gerade so stehst du vor mir! Ich weiß nicht, ob es deinem Vater gefallen würde, wenn er dich in dieser *kecken* Stellung erblickte.“

Karl sah die Mutter an; sie winkte ihm beifällig mit den Augen, was freilich der blödsichtige Oheim nicht bemerken konnte. Er ließ sich daher in seinem Vorsatze, des Vetters Rückkunft abzuwarten, nicht stören.

Der kleine Renommist beharrte noch eine Weile in seiner drohenden Stellung. Da sich aber der alte Herr durchaus nicht weiter darum bekümmerte, so mußten andere Mittel, ihn zu ärgern, ergriffen werden.

Karl ging in die Nebenstube, schnitt aus einem bunten Bilderbogen, wie sie von den Buchbindern verkauft werden, den stattlichsten Esel heraus, heftete ihn an einen Faden, und knüpfte an dessen anderes Ende eine hakenförmig gebogene Stecknadel. Mit dieser Zurüstung, die er im Busen verbarg, erschien er wieder im Zimmer, umschlich einige Mal, wie eine lauernde Katze, des Onkels Stuhl, und ehe sich's der Alte versah, hing ihm der Esel am Rücken.

Indem dieses Kunststückchen gelungen war, trat Richard ins Zimmer. Er bemerkte sogleich das angeheftete Schandbild, weil der Oheim den Rücken der Thür zukehrte. Erschrocken machte er nach geschehener Begrüßung einen Versuch, es heimlich bei Seite zu bringen. Er gab dem Oheim, um ihn zu beschäftigen, einen Brief zu lesen, und that indessen einen leisen Griff nach dem Esel. Allein der Alte fühlte, daß auf seinem Rücken etwas vorging, griff hastig selbst dahin, bekam unglücklicher Weise sogleich das Ehrenzeichen in die Hand, besah es mit Verwunderung und sagte lächelnd: „Damit hat mich wohl Karlchen beschenkt?“

Der feige Thäter versteckte sich hinter der Mutter. Als

chard aber fuhr auf ihn los, warf ihm mit Ohrfeigen die Mütze vom Kopfe, schleppte ihn zum Oheim und sagte: „Bitte knieend den würdigen Mann um Verzeihung!“

„Das braucht er nicht!“ kreischte die Mutter, und flog dem Liebling zu Hülfe. Vor Gott mag er die Knie beugen, aber nicht vor einem alten, unbedeutenden Menschen!“ Damit fiel sie, um ihr Söhnlein zu beschützen, ihrem Manne in die Haare; er aber schob sie sammt dem Knaben, den sie geschwind in die Arme schloß, kräftig zur Thür hinaus.

„Mäßigen Sie sich, lieber Richard!“ sagte der Oheim. „Die Sache, so weit sie mich betrifft, ist zu geringfügig; sie hätte keinen so ernsten Auftritt veranlassen sollen. Ihre Frau ist mir nun einmal abgeneigt; ich weiß nicht warum? Dabei läßt sich nichts thun, als daß ich, um weiteres Aergerniß zu verhüten, Ihr Haus meide.“

Richard, darüber bestürzt, bat dringend, diesen Entschluß wieder aufzugeben.

„Nein, er steht felsenfest!“ sagte der Oheim. „Dessen ungeachtet bleiben wir die alten Freunde, lieber Richard! Besuchen Sie mich in meiner Wohnung; Sie sollen mir immer willkommen seyn. Es ist ja einerlei, ob wir in dieser oder in jener Straße mit einander plaudern.“

„So lassen Sie wenigstens das verruchte Blatt hier!“ sagte Richard, als der Oheim das Eselbild in seine Brieftasche legte.

„Erlauben Sie mir das kleine Andenken!“ erwiederte Jener. „Ich bin gewohnt, von allen Ereignissen, die mich berühren, Erinnerungszeichen zu sammeln.“

Als der Oheim fort war, warf sich Richard aufs Sopha und überlegte, wie er sich nun, als Gatte, Vater

und Hausherr, bezeigen müsse, um sich die werthen Seinigen nicht ganz über den Kopf wachsen zu sehen. Er machte sich Vorwürfe, daß er sich von der Begierde, sein eigenes ansehnliches Vermögen zu verdoppeln, hatte verleiten lassen, die schlecht erzogene, ungebildete Tochter eines reichen Bierbrauers zu heirathen. Er sah ein, daß ihre Rohheit die einzige Wurzel alles Uebels sey, und der Knabe je eher je lieber ihrer Verhätschelung und ihrem Querſinn entzogen werden müsse, wenn er nicht ganz verderben solle. Mit dieser Ueberzeugung beschloß er, ihn sobald als möglich einer auswärtigen Erziehungs-Anstalt zu übergeben.

Ueber dieses Vorhaben gerieth seine Gattin, als er es ihr bekannt machte, in unbändigen Zorn. Sie stampfte mit den Füßen, drohte ihm mit geballter Hand, und erklärte, daß sie sich eher das Leben als ihren Sohn nehmen lasse.

„Was soll aber aus ihm werden?“ sagte der Vater. „Der Junge ist sechs Jahre alt und kennt noch keinen Buchstaben. Er hätte längst anfangen sollen, etwas zu lernen.“

„Das braucht er nicht!“ rief sie.

„Schäme dich dieser elenden Worte, die man so oft aus deinem Munde hört!“ entgegnete Richard. „Sie sind — besonders in dem jetzigen Falle — ein Inbegriff der höchsten Unvernunft.“

Sie rannte davon, und schlug die Thür hinter sich zu, daß die Fenster klirrten.

Richard klagte seine Noth einem Geistlichen, der mit seiner Frau verwandt war und einige Gewalt über sie hatte. Dieser rieth ihm, einen Mittelweg einzuschlagen

und einen Hauslehrer anzunehmen. Zugleich erbot er sich, einen geschickten jungen Mann auszumitteln und die störrige Frau zur Duldung des nützlichen Hausgenossen zu bewegen. Richard war mit diesem Vorschlage zufrieden, und der Geistliche begab sich des folgenden Tages auf den Kampfplatz.

Er begann mit der freundlichen Vorstellung, daß es nach seinem Bedünken hohe Zeit sey, dem lieben Sohne einigen Unterricht angedeihen zu lassen.

„Das braucht er nicht!“ fuhr sie auf; denn diese Worte waren ihr, wenn von Karlchen die Rede war, zur Gewohnheit geworden.

Der Geistliche erwiederte: sie scheine ihn nicht verstanden zu haben, weil es sonst unmöglich sey, daß sie ihm so kurz und absprechend habe antworten können. Er wiederholte dann seinen guten Rath, und setzte, indem sie mit ihrem Sprüchlein schon wieder einfallen wollte, rasch hinzu: „Lassen Sie mich ausreden, werthe Frau Muhme! Sie sollen das Leid nicht erfahren, daß Ihr lieber Sohn von Ihnen getrennt würde; er soll den unentbehrlichen Unterricht in Ihrem Hause empfangen, und ich bin bereit, ihm einen wackern Lehrer zu schaffen. Sind Sie das zufrieden?“

„Ich muß wohl, da Sie die Sache so wichtig machen;“ sprach sie verdrießlich. „Aber ich bitte mir aus, daß Sie mir keinen alten grämlichen Magister mit einer Stutzperücke in's Haus bringen. Ich verlange einen Weltmann; denn mein Sohn soll und muß zu einem Weltmann erzogen werden.“

Der Geistliche stellte ihr nach einigen Tagen einen recht *artigen jungen* Mann vor. Er fand Gnade vor ihren

Augen, und ward angenommen. Ihr Gatte ließ sie schalten, um mit ihr nicht ganz zu zerfallen. Er glaubte, die Bahn sey doch nun gebrochen und die Sache auf gutem Wege.

Aber seine Frau Gemahlin ertheilte dem Hauslehrer ganz sonderbare Verhaltungsbefehle. Es ward ihm täglich nur ein Stündchen zum Unterricht eingeräumt, und ihm scharf befohlen, das liebe Kind nicht im geringsten anzustrengen, und sich aller Strafen, ja sogar aller Verweise zu enthalten.

Anfangs war Karl mit dem Unterrichte, den er im strengsten Wortsinne genoß, sehr zufrieden. Es wurden nämlich auf Veranstaltung der Mutter alle Buchstaben in ihrer eigenthümlichen Form aus Zuckerteig gebacken und dem lernbegierigen Schüler zum Genuß ausgeliefert, sobald er ihre Namen, die man ihm vorsagte, nachgesprochen hatte.

Der Zuckerbäcker gewann nicht wenig dabei, weil diese Lehrart drei Monate dauerte und täglich ein frisches Alphabet gebacken werden mußte. Der naschhafte Knabe gab in jeder Lehrstunde vor, er habe die Namen der Buchstaben wieder vergessen; und so bekam er sie nochmals zu schmausen.

Endlich mußte sich der Buchstabenschlucker, wenn er nicht als blödsinnig erscheinen wollte, doch bequemen, die kleine Gesellschaft der fünf und zwanzig, die er so oft in Saft und Blut verwandelt hatte, als gute Bekannte anzuerkennen und sich ihre Namen zu merken. Nun aber gab es Dinge zu lernen, die sich nicht in den Mund stecken ließen. Das verdroß ihn; er versäumte die meisten Lehrstunden, und niemand unterfing sich, ihn in die Schulstube hineinzunöthigen.

Bisweilen kamen Hausfreunde, die dem jungen Herrn eine Ehre anzuthun glaubten, wenn sie mit Schmeicheltönen zu ihm sagten: „Das liebe Karlchen ist jetzt wohl recht fleißig?“ Darauf erfolgte denn immer aus dem Munde der Mutter die stereotypische Antwort: „Das braucht er nicht!“ Meistens setzte sie noch hinzu: „Er kommt einst in so glückliche Umstände, daß er allen gelehrten Plunder entbehren kann.“

Aber was lange währt, wird gut! Nach vollen vier Jahren hatte Karlchen es doch so weit gebracht, daß er mit einiger Mühe lesen und vorgeschriebene Zeilen nachmalen konnte.

Richard machte ein großes Haus, gab oft Gastmähler, und die Vornehmsten der Stadt erzeigten ihm die Ehre, seine Gäste zu seyn.

Einsmals sagte bei der Tafel ein General: Ihr Sohn, lieber Richard, wächst recht heran. Sie sollten ihn nun schon mit der Reitkunst bekannt machen. Ich kann Ihnen einen niedlichen kleinen Litthauer zuweisen, den eine junge Gräfin ein Jahr lang mit Vergnügen und ohne Gefahr geritten hat.

Richard wollte das Anerbieten ablehnen; indem er aber den Mund öffnete, nahm es schon seine Frau mit Freuden an, und Karl fiel ihr mit stürmischer Dankbarkeit um den Hals, weil er sich längst ein Reitpferd gewünscht hatte.

„Was wird der Klepper kosten?“ fragte sie.

„Fünfzig Louisd'or!“ antwortete der General.

„Kleinigkeit!“ rief die Prahlerin. „Wenn und wo können *wir* das Pferd abholen lassen?“

„Ich send' es Ihnen morgen früh in's Haus;“ sagte der General, und der Handel war abgemacht, ohne daß Richard ein Wort dabei gesprochen hatte.

Nach Tische nahm ihn ein alter geheimer Rath bei Seite und sprach: „An ihrer Stelle, mein werther Freund, würde ich meinem Sohne in so zartem Alter noch kein Reitpferd anschaffen. Das hat durchaus nachtheilige Folgen. Ein Knabe zu Pferde bläht sich auf und blickt auf alle Fußgänger vornehm herab. Es fährt ihm unvermeidlich ein widriger Dünkel in den Kopf, der ihn durchs ganze Leben begleitet und verhaßt macht. Auch sind dergleichen frühzeitige Reiter gemeiniglich für Kunst und Wissenschaft verdorben, und selten oder nie werden sie brauchbare Menschen, sie müßten denn ihre ganze Lebenszeit der Reitkunst widmen wollen. Sollen aber die jungen Herrchen ins Buch sehen, so denken sie an den Gaul im Stall, und verlieren alle Lust, etwas Tüchtiges zu lernen.“

Richard antwortete: er sehe die Wahrheit dieser Bemerkungen vollkommen ein, danke für die freundliche Warnung, und werde die Sache rückgängig zu machen suchen. Er wagte jedoch gegen seine Frau keinen Widerspruch, um den lieben Hausfrieden, der überhaupt immer auf flüchtigem Fuße stand, nicht ganz verschwinden zu sehen. —

Das Pferdchen, ein netter Goldfuchs, kam an, und fünfzig Goldfüchse wanderten dafür aus dem Hause.

Gleich darauf berief man einen Bereiter, der den Auftrag erhielt, Karlchen zu unterweisen. Dabei bekam der Zuckerbäcker nichts zu thun; denn das junge Herrlein begriff die Anfangsgründe der Reitkunst so schnell, und ward

auf seinem Füchslein so geschwind einheimisch, daß der Bereiter gestand: er habe noch niemals einen so fähigen Schüler gehabt.

Schon nach den ersten acht Tagen unternahm der junge Roßbändiger, an des Bereiters Seite, einen feierlichen Ausritt nach der Promenade, und seine Mutter fuhr in ihrem Staatswagen hinterher, um den stattlichen Ritter, der einen rothen, mit Gold gestickten Husaren-Dollmann und gelbe Stiefeln trug, immer vor Augen zu haben und sich an dem Gaffen und Erstaunen der Zuschauer zu ergötzen.

Als Karl, der die häufigen Mundöffnungen der ihm begegnenden Leute selbst mit Vergnügen bemerkt hatte, wieder nach Hause kam, war er von einem ganz andern Geiste beseelt. Er betrug sich ungemein stolz und sah jedermann über die Achsel an. „Ich will künftig alle Tage ausreiten;“ sprach er: „aber der Bereiter hat nicht immer Zeit, mich zu begleiten, und ich will auch nicht beständig wie ein Scholar aussehen, dem der Lehrer von Schritt zu Schritt sagt, wie er den Schenkel anlegen und den Zügel führen soll. Das alles verstehe ich schon vollkommen. Ich bedarf aber eines Reitknechts, der mir des Anstandes wegen nachreitet, und allenfalls mit der Hetzpeitsche drein haut, wenn mich vielleicht einmal eine Rotte neidischer Knaben antasten sollte. Schaffen Sie mir einen solchen tüchtigen Kerl, Mama! Er muß aber eine prächtige Livree und ein schönes Pferd bekommen. Verstehen Sie mich?“

Sie verstand und gehorchte. Der befohlene Reitknecht ward angenommen, glänzend ausgerüstet, trefflich beritten *gemacht* und dem jungen Herrn als sein eigenthümlicher *Diener untergeben*. Karl fand sich sehr gut darein.

Wenn er ausreiten wollte, rief er in's Vorzimmer hinaus: „Mein Kerl soll satteln!“ Es war lustig, diesen barschen Befehl von einer zehnjährigen Stimme, die sich einen männlichen Ton zu geben suchte, ertheilen zu hören.

Einsmals ward aber sein kindischer Hochmuth sehr gedemüthiget.

Des Reitknechts Pferd war lahm geworden; er konnte den jungen Herrn nicht begleiten. Karl ritt also allein in den Park vor dem Thore. Da vergnügten sich zehn bis zwölf Knaben auf einem freien Platze mit dem Ballspiele. Unglücklicher Weise waren es Wildfänge, die dem kleinen übermüthigen Laffen längst eine Züchtigung zugedacht hatten. Darum war es ihnen sehr erwünscht, als sie ihn ohne Begleitung seines reisigen Knechts dahertraben sahen. Sie stellten sich ihm in den Weg und fielen ihn mit Spottreden an. Er sah sich übermannt und wollte Reißaus nehmen; aber zwei kräftige Buben ergriffen des Rößleins Schweif und hielten es daran so fest, daß es nicht von der Stelle konnte. Die andern tanzten um den gefangenen Ritter her und lachten ihn aus. Zu seinem Glücke kam das Oberhaupt des Gymnasiums, welches die Quälgeister besuchten, in der Ferne gegangen. Sobald sie die feierliche Gestalt erblickten, verstoben sie plötzlich.

Als der befreite Husar bei dem Director vorbeiritt, sagte der ernste und bisweilen etwas gröbliche Mann: „Ei, ei, wir sitzen jung schon zu Pferde! Wir wollen uns nur hüten, daß wir nicht im Alter auf den Esel kommen!“

Karls tägliche Spazierritte verschafften seinem Hauslehrer ein sehr gemächliches Leben. Er hatte für den ihm

ausgesetzten reichlichen Gehalt nichts zu thun, als Mittags bei der Tafel zu erscheinen. Nur bei schlimmer Witterung, die keinen Ausritt gestattete, ließ sich Karl bisweilen von des Vaters sanften Ermahnungen bewegen, sich ein halbes Stündchen mit Lesen oder Schreiben zu beschäftigen. Sein Lehrer schämte sich endlich, das fünfte Rad am Wagen zu seyn. Er bat, als Karl das zwölfte Jahr erreicht hatte, um seinen Abschied. Man ließ ihn ziehen und besetzte seine Stelle nicht wieder.

Karl war nun des bisher gehabten Verdrusses, daß er bisweilen dem Hauslehrer eine langweilige Stunde opfern mußte, völlig entlediget. Er that nichts, als daß er im Hause den Herrn spielte und sich auf den volkreichsten Plätzen der Stadt zu Pferde zeigte. Sein Füchschen schien ihm aber jetzt zu klein. Es ward deßhalb verkauft, und ein hohes, englisches Paradepferd dafür angeschafft.

Dann und wann fragte wohl der Vater: „Willst du denn außer der Reitkunst gar nichts lernen? Willst du dich nicht bald zur Kaufmannschaft oder zu irgend einer andern Laufbahn entschließen?“ — Karl blieb stets die Antwort schuldig. War aber die Mutter dabei, so warf sie übermüthig den Kopf auf und sagte: „Das braucht er nicht!“ Dabei ließ es der schwache Vater, der sich nun einmal dem gebieterischen Willen seines herrschsüchtigen Weibes untergeordnet hatte, stillschweigend bewenden.

So hatte Karl, bis in sein zwei und zwanzigstes Jahr goldene Zeit. Müßiggang und Belustigungen waren seine einzigen Geschäfte. Saß er nicht zu Pferde, so war er in Kaffeehäusern, und verspielte schon in seinem achtzehnten Jahre große Summen, die Mütterchen ohne Murren hergab.

Sein Vorbild, dem er in Allem nachzueifern strebte,

war ein junger Offizier der Garde zu Pferde, ein Graf B**, der ein großes Vermögen besaß, aber auch in Verschwendung und tollen Streichen seines Gleichen suchte. Dessen Nachtreter war er überall, und erwarb sich durch seine Zudringlichkeit bisweilen die Ehre, mit ihm spazieren zu reiten. Diese Auszeichnung, worauf er sich nicht wenig einbildete, hatte er jedoch mehr seinen schönen Pferden und seiner modischen Kleidung, als sich selbst zu verdanken; denn der Graf, ein genialer Kopf, übersah den Dümmling weit und empfand gegen ihn weder Achtung noch Freundschaft.

Karls übrige Gesellen, mit welchen er oft die Straßen durchtobte, waren insgesammt nichtswürdige Tagediebe. —

Ein großer, in London ausgebrochener Bankerott erschütterte zugleich viele Handelshäuser in Deutschland, und auch von Richards Vermögen ging ein ansehnlicher Theil dabei zu Grunde. Er hatte nicht Seelenstärke genug, diesen Verlust mit Gleichmuth zu ertragen. In rastlosem Gram verging er, einem Schatten gleich, und starb.

Karl vergoß keine Thräne. Er war eines lästigen Aufsehers los, der ihn noch manchmal freundlich gebeten hatte, sich in seinen Unarten und Ausschweifungen zu mäßigen. Dergleichen Ermahnungen fand er zwar immer so unstatthaft, daß er sich deßhalb nicht den geringsten Einhalt oder Abbruch that; dennoch waren sie ihm zuwider. Er wollte in seinem lustigen Schlaraffenleben keine unangenehme Minute dulden.

Die Mutter, die noch immer, des erlittenen Verlustes ungeachtet, ein sehr bedeutendes Vermögen besaß, ließ nun

den lieben Sohn nach seinem Gefallen verschwenden. Sein Marstall vermehrte sich in kurzer Zeit so stark, daß er nur noch von dem fürstlichen übertroffen wurde, und Pharo's Söhne plünderten ihn jetzt doppelt und dreifach, weil er noch unermüdeter als zuvor war, ihnen volle Goldbörsen darzubringen. Die thörichte Mutter verkaufte gelassen ein Staatspapier nach dem andern und kündigte die sichersten Darlehne auf, um die unermeßlichen Bedürfnisse des jungen Verschwenders zu befriedigen.

Eines Tages berechnete sie die Summen, über welche sie noch zu gebieten hatte. Da fand sie mit Bestürzung, daß sie längstens nach zwei Jahren an den Bettelstab kommen würde, wenn ihr Sohn den Unsinn haben sollte, seine lustige Wirthschaft in der bisherigen Weise fortzusetzen.

Sie entschloß sich mit schwerem Herzen, ihm darüber Vorstellungen zu thun und ihn zu einigen Beschränkungen seiner tollen Ausgaben zu bewegen. Das gelang ihr aber nicht. Er widersprach ihr mit den schnödesten Worten, und sagte ihr ins Gesicht: wenn sie ihn zur Sparsamkeit hätte erziehen wollen, sey es ihre Pflicht gewesen, früher anzufangen; jetzt sey er ein Baum, der sich nicht mehr biegen lasse.

Dieser Auftritt erzeugte bei dem Undankbaren einen heftigen Groll gegen seine Mutter, und er legte ihn bei jeder Gelegenheit mit Worten und Geberden an den Tag. Er bat nicht mehr freundlich, wie sonst, um Geld; er forderte gebieterisch, was er brauchte. Mit Thränen gab sie ihm noch einige Monate lang, was er verlangte. Aber in geheim klagte sie ihre Noth ihrem Vetter, dem Geistlichen. Dieser schalt ihre Schwäche, mit welcher sie bisher

ihrem ungerathenen Sohne nachgegeben hatte, und ermuthigte sie, dem frechen Buben standhaft zu widerstehen.

Dazu hatte sie bald Gelegenheit. Er kam schon den folgenden Tag und forderte fünfzig Dukaten.

„Nicht Einen erhältst du!“ sprach sie rasch und fest.

Mit großen Augen trat er einen Schritt zurück und sagte: „Was für eine Sprache! Sind Mama toll geworden?“

„Das war ich bisher;“ antwortete sie: „nun aber will ich klug werden und mich von dir nicht zur Bettlerin machen lassen.“

Er gerieth in Wuth und war nahe daran, Hand an sie zu legen. Doch besann er sich noch eines Bessern und ging mit hastigen Schritten davon.

In der folgenden Nacht schlich er, mittelst eines Nachschlüssels, in die geheime Kammer, worin seine Mutter ihre Schätze verwahrte. Er erbrach die Behältnisse des baaren Geldes und der Staatspapiere, eignete sich alles Vorhandene zu und trug den Raub ohne Hinderniß in sein Zimmer. Die Mutter schlief ruhig in einem entfernten Gemache.

Am Morgen ging sie, wie gewöhnlich, in ihre Schatzkammer, um sich von dem unverletzten Zustande derselben zu überzeugen. Mit Entsetzen fand sie den Schreibtisch und den Geldkasten erbrochen. Erschüttert, wie von einem Donnerschlage, schwankte sie näher, und fiel mit einem Schrei zu Boden, als sie sich ihres ganzen baaren Vermögens beraubt sah.

Die Kammerjungfer hörte Schrei und Fall und flog herbei. Sprachlos lag die Unglückliche auf dem Fußboden.

Sie ward zu Bette gebracht, ein Arzt gerufen und Karl geweckt. Er bequemte sich ungern zum Aufstehen, ungeachtet man ihm sagte, daß seine Mutter in Todesgefahr sey. —

Sie fuhr bei seinem Eintritt zusammen, wandte das Gesicht von ihm ab, hob die Hände krampfhaft gen Himmel und verschied.

Die anwesenden Dienerinnen warfen sich am Bette nieder und erhoben ein Jammergeschrei. Aber Karl sagte ganz ruhig: „Was gibt's denn? Ist sie todt? wirklich todt? — Was ist ihr so schnell widerfahren?“

Man antwortete ihm: sie sey in voriger Nacht bestohlen worden und darüber tödtlich erschrocken.

Er gab sich den Schein der höchsten Befremdung, rannte nach der Kammer, wo er die geheime Unthat verübt hatte, und tobte dort fürchterlich über den Räuber. Hastig lief er dann fort und meldete den Vorfall, um allen Verdacht von sich abzuwenden, der Polizei und dem Kriminalgerichte. Es erfolgten Verhöre; die Stuben und Behältnisse der Dienstboten wurden genau durchsucht; doch fand man natürlicher Weise nirgends eine Spur des Verbrechens, weil man den wahren Thäter auf keine Weise zur Verantwortung zog und sein Zimmer nicht berührte. Es war jedoch schicklich, daß man wegen eines so wichtigen Diebstahls jemand festsetzte, und so ward der arme Lakai das Opfer des gerichtlichen Anstandes. Der eigentliche Verbrecher ließ mit der größten Gleichgültigkeit die Verhaftung des unschuldigen Menschen geschehen. Dieser ward einige Tage lang mit Verhören gemartert und konnte *nichts bekennen*. Auch war nicht der geringste Umstand

vorhanden, der den schwächsten Schatten eines Verdachtes auf ihn warf.

Das brachte denn endlich die Richter auf die Vermuthung, daß wohl niemand anders als Karl, der stadtkündige Verschwender, die That verübt haben möchte. Man ließ ihn höflich vorladen, versuchte mit den sanftesten Worten, ihn zum Geständniß zu bringen, und versprach ihm sogar völlige Straflosigkeit. Er aber lächelte die guten Herren an und sagte: „Wie können Sie so Arges von mir denken? Was hätte mich bewegen sollen, meine gute Mutter zu bestehlen? Sie kam allen meinen Wünschen zuvor, und gab mir mehr, als ich verlangte und brauchen konnte.“ —

„Das letzte wohl nicht;“ fiel ihm der Oberrichter in's Wort. „Sie könnten allenfalls Millionen bezwingen.“

Nach dieser strafenden Bemerkung entließ man ihn. Bald nachher setzte man auch den schuldlosen Diener in Freiheit. Als er aber seinen Dienst wieder antreten wollte, wies ihn Karl mit harten Worten aus dem Hause.

Die ganze Erbschaft betrug, mit Inschluß eines kleinen Landgutes, nicht mehr als zwanzig tausend Thaler. Das Gütchen hatte eine sehr angenehme Lage, und die dazu gehörigen Ländereien waren vortheilhaft verpachtet; dennoch war es sogleich nach dem Antritt der Erbschaft um einen Spottpreis verschleudert, und das empfangene Kaufgeld verjubelt und verspielt.

Seine Verschwendung übersprang bisweilen die Schranken der Vernunft so weit, daß er beinahe wahnsinnig schien. Davon ein einziges Beispiel!

Es waren eben damals die kursächsischen Kassenbillets

geschaffen und in Umlauf gesetzt worden. Mit solchen Papieren in seiner Brieftasche, ging er auf ein Kaffeehaus, nahm in Gegenwart der übrigen Gäste eins heraus und zündete seine Tabakspfeife damit an. Diese Tollheit lockte Zuschauer an seinen Tisch. Einige lachten, andere schalten ihn, daß er den Werth eines Thalers so leichtsinnig in die Luft blase. Da griff er gewöhnlich, statt aller Antwort, in die Brieftasche, nahm Scheine von zwei und mehrern Thalern heraus, fuhr damit ins Licht und ließ den Brand der Pfeife mit Vorsatz oft erlöschen, um seine Verschwendung bewundern zu lassen. Ein ernster Mann gab ihm einsmals darüber einen Verweis. „Sie begehen," sprach er, „ein Verbrechen gegen den Landesherrn, indem Sie das von ihm geschaffene Papiergeld so verächtlich behandeln." Darüber lachte der Bube laut und sagte: „Zeigen Sie das an, mein Herr! Der Landesherr muß sich freuen, daß ich sein Papiergeld zu Tabakszündern verbrauche; denn was ich verbrenne, das braucht er künftig nicht einzulösen."

Bei solcher Wirthschaft war es kein Wunder, daß er im zweiten Jahre nach dem Tode seiner Mutter mit der ganzen Erbschaft rein fertig war. Er suchte nun Anleihen bei Juden und Christen; aber niemand vertraute ihm einen Thaler an, weil man wußte, daß er den Brunnen seines Vermögens bis auf den letzten Tropfen erschöpft hatte. Er mußte deßhalb Pferde und Wagen verkaufen, und überlieferte die dafür eingenommenen Summen jeden Abend der Spielbank. Alles, was er noch von Werth besaß, ging denselben Weg. Bald war er ein vollendeter Bettler.

Das erfuhr sein Oheim, den er in der Jugend hart beleidiget hatte. Der ehrwürdige Greis war von seinem liederlichen Neffen nie um Verzeihung gebeten worden, hatte jedoch schweigend verziehen, und sandte ihm jetzt, ohne Unterzeichnung seines Namens, fünfzig Dukaten. Er wickelte sie in das Papier, auf welchem der Esel, den Karl ihm einsmals anhängte, gezeichnet war. Dieser Anblick sollte den Wüstling beschämen und ihn zur Reue bewegen. Der Onkel wollte sich dann mit ihm aussöhnen und ihn, wenn er sein Leben bessere, zum Erben einsetzen. Diese Rechnung war aber falsch. Karl steckte zwar die Dukaten mit Vergnügen in die Tasche; der Onkel erhielt aber zum Dank den Esel zurück, mit der Beischrift: „Gleich und gleich gesellt sich gern.“ — Darüber mit Recht erzürnt, machte der Oheim am folgenden Tage sein Testament und setzte eine fromme Stiftung zum Erben ein. —

Karl wehrte nun noch eine Weile durch allerhand Schwindeleien den Hunger von sich ab. Als er sich aber gar nicht mehr zu helfen wußte, trug er sich dem Grafen B**, mit welchem er vormals in Verschwendung und Uebermuth gewetteifert hatte, zum Reitknecht an. Der Graf gewährte ihm die erbetene Stelle, und Karl freute sich, daß er wieder reiten konnte, wenn auch nicht, wie vormals, an der Seite des Grafen. Er war so tief gesunken, daß es ihm nicht sonderlich schwer ward, den Rücken seines Herrn immer im Auge zu haben und sich in Livree seiner Vaterstadt zu zeigen, die ihn von Jugend auf und nur noch einige Jahre zuvor in unmäßiger Pracht und Herrlichkeit gesehen hatte. Es gab sogar Leute, denen er jetzt besser als ehemals gefiel, weil er doch nun sein

Brod verdiente, und nicht mehr als unbeschäftigter Taugenichts herumschwärmte.

Als er aber ein Jahr lang recht ordentlich Pferde gestriegelt und gesattelt hatte, verließ ihn sein guter Geist wieder. Der Graf machte eine Reise zu Pferde, und sein zweiter Reitknecht begleitete ihn. Karl und ein Stalljunge blieben zur Abwartung der daheim gelassenen Rosse zurück. Es war gerade um die Zeit der Leipziger Messe. Dieser Umstand brachte den liederlichen Menschen auf den Einfall, einen Ritt nach Leipzig zu machen und sein Glück am Pharotische zu versuchen. Gegen seinen jungen Kameraden gab er vor: er habe von dem Grafen einen Brief mit dem Befehl erhalten, ihm schleunig nachzukommen. Der Stallbube glaubte das treulich.

In der folgenden Nacht machte Karl wunderliche Anstalten zu seiner Meßreise. Er stahl dem Grafen hundert Louisd'or und packte dessen Staatsuniform mit allen Zubehörungen in einen Mantelsack. Am Morgen zog er des Grafen bestes Pferd, einen ächten Engländer, aus dem Stalle und ritt wohlgemuth zum Thore hinaus.

In Leipzig angelangt, stieg er vor einem ansehnlichen Gasthause ab und forderte für seinen Herrn, der gegen Abend eintreffen werde, ein Zimmer. Das erhielt er, und man bekümmerte sich nicht weiter um ihn. Als es Abend geworden, warf er im verschlossenen Zimmer die Livree ab und legte die Uniform an. So ging er keck aus dem Gasthofe fort und begab sich in ein Kaffeehaus, wo ein berüchtigter Spieler Bank hielt. Der Reitknecht betrat das geheime Zimmer etwas schüchtern, weil es möglich war, *daß Officiere* von demselben Regimente, bei welchem sein

Herr stand, gegenwärtig seyn könnten. Er bemerkte jedoch keinen und setzte sich mit der schönen Hoffnung, Tausende zu gewinnen, muthig an den Spieltisch. Aber nach Verlauf einer Stunde war seine ganze gestohlene Baarschaft in den Händen des Bankhalters, und er verließ traurig den Tisch, weil er es nicht wagen wollte, sich den Namen des Grafen B** zu geben und auf Kredit zu spielen.

Eben so unbemerkt, wie er, als Officier gekleidet, aus dem Gasthofe gegangen war, schlüpfte er wieder hinein und in das gemiethete Zimmer. Am Morgen erschien er als Reitknecht unten im Hause und sagte zu dem Wirthe: er sey äußerst bekümmert, daß sein Herr gestern nicht angekommen sey; er werde vermuthlich auf einem nahen Landgute, das einer seiner Freunde bewohne, übernachtet haben. Um sich jedoch zu überzeugen, daß seinem Grafen — den er unter einem falschen Namen im Gasthofe gemeldet hatte — kein Unglück widerfahren sey, wolle er flüchtig dahin reiten und nach ihm fragen. Er bitte jedoch, das Zimmer keinem andern Reisenden zu überlassen, weil sein Herr, der wichtige Geschäfte in Leipzig abzuthun habe, unfehlbar nach einigen Stunden eintreffen werde.

Man glaubte dem Lügner und ließ ihn ziehen. Das war sein Glück, weil er Zehrung, Roßfutter und Zimmermiethe nicht hätte bezahlen können.

Des folgenden Tages kam er zu Hause wieder an, fiel aber beinahe vor Schrecken vom Pferde, als er seinen Herrn, der unerwartet zurückgekommen war, am Fenster stehen sah. Der Graf hatte sein Gold schon vermißt und war überzeugt, daß ihn kein anderer Mensch als sein liederlicher Reitknecht bestohlen habe. Mit einem Stocke flog er die Treppe hinab und begrüßte seinen treuen Diener mit dem Zuruf: „Spitzbube, wo bist du gewesen?“ Lei-

chenblaß fiel ihm der jämmerliche Menſch zu Füßen und bekannte ſein Verbrechen. Da konnte ſich der Graf nicht enthalten, ſeinen Stock gleich auf der Stelle tapfer zu brauchen. Die Umſtehenden erwarteten nun, es werde nach der Wache geſchickt und der Verbrecher zur Haft gebracht werden. Allein der Graf begnügte ſich, den Nichtswürdigen ſofort aus dem Hauſe zu jagen und ihm den Rücktritt über ſeine Schwelle zu verbieten.

Wie er in den nächſten Jahren ſein Leben gefriſtet hat, das iſt dem Erzähler nicht bekannt. Er ward erſt aufmerkſam auf ihn, als er den Bettelſtab öffentlich ergriffen hatte. Der Elende war damals noch nicht vierzig Jahre alt, aber ſo eingeſchrumpft und hinfällig, daß er vollkommen das Anſehen eines ſechzigjährigen, von Hunger und Kummer entkräfteten Mannes hatte. In einem grauen zerriſſenen Rocke, den Kopf mit einem röthlich gewordenen Hute bedeckt und einen knotigen Stecken in der Hand, erſchien er täglich in der Mittagsſtunde auf den Stufen einer Kirche, und ſtellte ſich an die Hauptpforte, von welcher er die Ausſicht in acht verſchiedene Straßen und Gaſſen hatte. Da ließ er ſich eine halbe Stunde lang von der Sonne beſcheinen oder von Ungewitter umſtürmen, und wandte ſich nach allen umherlaufenden Gaſſen vielfältig hin und her. Es ſchien, als ob er mit ſich zu Rathe gehe, wen er zum Behuf des fehlenden Mittagsbrodes um ein Almoſen anſprechen wolle. War er endlich mit ſich einig geworden, ſo lief er ſchnell die Stufen hinab und verſchwand in einer der Gaſſen. Aber des folgenden Tages beſtieg er um dieſelbe Zeit ſeine hohe Warte wieder und drehte ſich wie ein Wetterhahn rings umher.

Der Erzähler, der in der Nähe jener Kirche wohnte, hatte ein halbes Jahr lang die bequemste Gelegenheit, den Elenden täglich auf seinem Posten zu erblicken. Nachher verschwand er und ließ sich nicht wieder sehen. Er war, als beharrlicher Bettler, ins Arbeitshaus gebracht worden, wo er Wolle krämpeln und sich sein Brod damit verdienen mußte. Da er jedoch sein Leben lang müßig gegangen war, so befand er sich jetzt, da man ihn zu einer Beschäftigung zwang, eben so wenig in seinem Elemente, als ein Fisch auf dem trocknen Lande. Er, der über hundert tausend Thaler liederlich vergeudet hatte, starb bald nach seinem Eintritt in die ihm verhaßte Anstalt auf einem Strohlager.

XIII.

Der Thierquäler.

Im südlichen Deutschland lebte vor fünfzig Jahren ein Förster, der unbeachtet, wie ein Baum im Walde, aufgewachsen war. Man hatte seine Erziehung und sittliche Bildung ganz vernachlässiget. Daraus entstand ein roher Mann, der eben nichts Böses, aber auch nichts Gutes that. Sein Herz umgab eine starre Rinde, die jeden Eindruck von sich abwehrte. Er hatte keinen Freund und begehrte keinen. Nachbarn und andere Bekannte erhielten selten ein freundliches Wort von ihm. Selbst gegen seine Gattin war er meistens finster und wortkarg. Doch galt er bei seinen Obern als ein guter Waidmann, weil er den Forst in Ordnung hielt und sich kein Vergehen zu Schulden kommen ließ.

Philipp, sein einziger Sohn, wuchs ebenfalls, nach des Vaters Weise, wild auf, und zeigte schon in seiner frühesten Jugend viel Anlage, ein Böſewicht zu werden. Kaum dem Gängelbande entlaufen, war er immer geschäftig, irgend ein Unheil im Hause zu stiften. Die Qual wehrloser Thiere machte ihm besonders großes Vergnügen. *Schon im dritten* Jahre seines Alters fand er es sehr er-

götzlich, Tauben zu würgen, und ruhte nicht eher, bis ihm seine Mutter, wenn sie mit diesem Geflügel den Tisch besetzen wollte, das blutige Geschäft überließ. Da aber seine Hände noch nicht die nöthige Kraft dazu hatten, so wurden die armen Thiere langsam zu Tode gefoltert. Die einfältige Mutter stand ruhig dabei und belächelte die Anstrengungen des kleinen Henkers.

Als er einige Jahre älter war, spießte er gefangene Insecten an die Stubenthür und belustigte sich an ihren tagelangen Todesqualen. Sangvögeln schnitt er die Zungen aus. Sperlinge warf er, nach gestutzten Flügeln, den Katzen vor, denen er zu anderer Zeit Schuhe von Nußschalen anpichte und sie dann mit Hunden hetzte. Diese Knechte seiner Grausamkeit wurden aber auch übel belohnt. Er brauchte sie zu Reitpferden, und schlug und spornte sie beinahe todt, wenn sie ihn nicht zu tragen vermochten.

Im Dorfe warf er sich zum Häuptling der Bauernknaben auf, und wehe dem, der ihn zu beleidigen wagte. Joachim, ein lebhafter Junge, empörte sich gegen ihn, und vergriff sich an seiner Hoheit mit einer Ohrfeige. Durch dieses Majestätsverbrechen fiel er in schwere Ungnade. Philipp beschloß blutige Rache.

Einsmals, da sein Vater nicht zu Hause war, nahm er eine mit Schrot geladene Flinte, schlich in den Wald und lauerte auf seinen Feind, der nicht weit davon wohnte. Eben trat dieser aus der väterlichen Hütte, und Philipp zielte schon nach ihm, als der Pfarrer des Weges kam und den Flintenlauf aus niederm Gesträuch hervorblinken sah. Der Bube zog das Gewehr schnell zurück, als er den Geistlichen erblickte. Dieser aber drang ins Gebüsch, ergriff ihn und fragte, wen er auf dem Korne gehabt habe. „Einen bösen Hund, der mich vor ein paar Tagen

gebissen," war die Antwort. Aber der Knabe, den Philipp erschießen oder wenigstens verwunden wollte, erzählte dem Geistlichen, daß er mit Jenem einen Zwist gehabt, und vermuthlich dafür mit seinem Blute habe büßen sollen.

Der Pfarrer ging zu dem Förster, zeigte ihm den Vorfall an und eiferte darüber, daß Philipp schlecht erzogen und zum Besuch der Schule nicht angehalten werde. „Darum ist er auch," fuhr der Geistliche fort, „ein im ganzen Dorfe berüchtigter Thierquäler. Er kennt nicht den Spruch: Seyd barmherzig, gleichwie euer Vater im Himmel barmherzig ist! Er wird sich durch diese Grausamkeiten gänzlich verhärten, und einst nach Menschenblut dürsten, wenn er auch jetzt noch nicht darnach gelechzt haben sollte."

Der Jäger sah den Geistlichen mürrisch an, ließ den Sohn rufen und fragte ihn sehr gelassen: „Ist's wahr, was ich höre? Hast du einem Buben nach dem Leben getrachtet?"

„Wer sagt das?" rief Philipp keck, und stellte sich mit eingestemmten Armen dem Ankläger entgegen. „Ich zielte nach einem Hunde, der mich gebissen hat, und gegen die Jagdordnung ohne Klöppel herumläuft."

„Das klingt anders!" sagte der Vater. „Wir Forstbedienten sind angewiesen, alle Dorfhunde, denen kein angehangener Klotz die Wildjagd erschwert, zu erschießen. Das wollte mein Sohn, und er hatte Recht."

„Es wundert mich, daß Sie dem jungen Wildfange so leichthin Glauben beimessen;" versetzte der Geistliche. „Mich hat er nicht überzeugt, und ich fürchte sehr, daß er Ihnen einst vielen Kummer machen wird, wenn Sie nicht besser als bisher für seine Erziehung sorgen."

„Das ist meine Sache, Herr Pastor!" fuhr ihn Jener

an. „Mein Sohn soll kein Bücherwurm werden. Damit Lied am Ende!“

Philipp freute sich innig, daß ihm sein Vater so tapfer die Brücke trat. Er ließ nun vollends seinen Unarten freien Lauf. Unterzog er sich bisweilen einer Sache, die nützlich schien, so stach doch immer sein böses Gemüth auf irgend eine Weise dabei hervor. Das Abrichten der Jagdhunde zum Beispiel betrieb er mit solcher Wuth und Grausamkeit, daß ihm einige seiner unglücklichen Schüler unter den Händen starben. Dem Dienstpferde seines Vaters, das er, ohne die geringste Kenntniß der Reitkunst, schulmäßig zureiten wollte, ging es beinahe nicht besser. Kurz, er quälte jedes Thier, dessen er sich bemächtigen konnte, und hätte gern alle Menschen, die ihm verhaßt waren, mit gleicher Härte behandelt.

Ein Zeitraum von zehn Jahren hatten ihm den Empfang jener Ohrfeige nicht in Vergessenheit gebracht. Er behielt den Austheiler derselben immer scharf im Auge. Der friedfertige Jüngling wich ihm aber sorgfältig aus, und entging dadurch neuen Händeln. Endlich war es der schuldlosen Liebe bestimmt, dem heimtückischen Haß einen Weg der Rache zu öffnen.

Joachim liebte ein artiges Mädchen aus dem Dorfe, und man sprach davon, daß eine Heirath daraus entstehen würde. Philipp hatte bisher das Mädchen wenig beachtet; nun aber faßte er sogleich den Vorsatz, seinen vormaligen Gegner wo möglich zu verdrängen. Er ging dem schönen Hannchen überall nach, redete sie freundlich an und beschenkte sie mit Blumen, die unbedenklich angenommen wurden. Als er aber bald nachher ein sei-

denes Tuch anböt, wies ihn die züchtige Braut damit zurück, um sich keine Verbindlichkeiten gegen ihn aufzulegen.

Dennoch erschien er des nächsten Tages bei ihren Aeltern, rühmte sich hoher Gönner, die ihm bald eine treffliche Versorgung zuwenden würden, und erklärte dann seinen Wunsch, das ihm bevorstehende Glück mit Hannchen zu theilen. Er empfing den Bescheid: daß er zu spät komme, indem bereits Joachim das Jawort erhalten habe.

Der Verstoßene ergrimmte, bezähmte sich aber, und versicherte heuchelnd: daß er das schöne Kind, da es nun doch für ihn verloren sey, niemanden lieber als dem wackern Joachim gönne. Diese sanfte Sprache nahm er listig an, damit man ihm künftig die Unthat, die er auf der Stelle beschloß, nicht zutrauen sollte.

Er war jetzt zwanzig Jahre alt, und hatte bereits so viele Thiere todt gemartert, daß es ihm ganz zur Gewohnheit geworden war, ein lebendiges Wesen sterbend zu sehen. Thier oder Mensch galt ihm gleich. Er war also, nachdem er den Korb empfangen, sofort entschlossen, den tödtlichen Schuß, an welchem ihn der Geistliche vor zehn Jahren gehindert hatte, jetzt nachzuholen, und Hannchens Bräutigam aus dem Wege zu räumen. Er fürchtete nur Entdeckung. Doch der kleine Umstand, daß Joachim an Sonntagen gewöhnlich einen netten grünen Rock trug und dann wie ein Jäger aussah, brachte den Argistigen auf einen Gedanken, wie er sich gegen den Verdacht des Meuchelmordes, den er begehen wollte, schon vorläufig sichern könne. Er sprengte nämlich im Dorfe und rings umher aus: es hätten sich Wildschützen im Walde sehen lassen und nach ihm geschossen, aber zum Glück nur seinen [redacted]troffen. Diesen hatte er, um sich

Glauben zu verschaffen, selbst durchlöchert, und zeigte ihn allenthalben vor. Es gelang ihm auch an den meisten Orten, sein Mährchen geltend zu machen.

Nach dieser Vorbereitung lauerte er seinem Nebenbuhler auf, der gewöhnlich des Sonntags in den Abendstunden mit seiner Verlobten am Saume des Waldes spazieren ging. Die Liebenden erschienen; Philipp erwartete sie hinter dichtem Waldgebüsch, und jagte dem armen Jüngling eine Kugel ins Herz. Der Unglückliche stürzte nieder und verschied.

Hannchen flog fast sinnlos nach dem Dorfe und rief um Hülfe. Indessen eilte der Mörder heim, schlich durch die Hinterthür ins Haus, versteckte die Kugelbüchse im Hofe, lief in seine Kammer, entkleidete sich schnell, und ging dann, scheinbar ruhig, in die Wohnstube, wo sich seine Aeltern befanden. Der Vater fragte ihn, ob er im Walde gewesen. Er sagte Nein, und gab vor: er habe, weil er sich unwohl gefühlt, in seiner Kammer geschlummert.

Während der Zeit ward Lärm im Dorfe. Man trug den Ermordeten ins väterliche Haus. Ein Wundarzt machte vergebliche Versuche, noch eine Lebensspur in ihm zu finden. Jedermann war über die Meuchelthat empört. Man rieth her und hin, wer sie verübt haben möge. Einige der Anwesenden, die Philipps Lüge von umher streifenden Wildschützen für baare Münze angenommen hatten, glaubten und behaupteten: Joachim sey von dergleichen Gesindel für einen Jäger angesehen und erschossen worden. Andere aber, die den wahren Thäter errieethen, schüttelten ungläubig den Kopf, ohne jedoch ihre Gedanken auszusprechen. Auch der Pfarrer, der jetzt ins Trauerhaus trat, erinnerte sich sogleich, daß Philipp schon vor zehn Jahren einen tödtlichen Haß gegen Joa-

chim gehegt und sein Leben bedroht hatte. Der würdige Mann ward daher fest überzeugt, daß Jener der Mörder sey. Dennoch enthielt er sich, dessen Namen zu nennen und sagte bloß: „Wehe dem Thäter! Er wird seinem Lohn nicht entrinnen.“

Indem er diese Worte sprach, drängte sich Philipp in die Stube herein, fragte mit frecher Hast, was vorgegangen sey und fluchte dem Mörder. Der Pfarrer sah ihm scharf ins Gesicht; verstummend schlug er die Augen nieder und entfernte sich schnell.

Des folgenden Tages, als man den Leichnam geöffnet und das tödtende Blei in ihm gefunden hatte, verbreitete sich das Gerücht, daß Philipp in der vorigen Nacht seines Vaters Pferd heimlich aus dem Stalle gezogen und sich damit unsichtbar gemacht habe. Steckbriefe verfolgten ihn. Er ward ergriffen und, nach eingestandener That, enthauptet.

Das war das Ende eines Ruchlosen, der durch Peinigung wehrloser Geschöpfe sein Herz versteinert hatte. Der edle Mensch behandelt auch die Thiere mit schonender Sanftmuth, und das gefällt ihrem Schöpfer.

XIV.

Der kleine Held und sein Glück.

In Hindostan lebte vor alten Zeiten ein gewaltiger Riese, der sich mit Menschenfleisch nährte. Er war finster und gräßlich von Angesicht, hatte rothes, borstiges Haar, und weit aus dem Munde hervorstehende Zähne, die Schwertern glichen.

In der Stadt, wo er hauſ'te, schuf er sich eine Wohnung aus Felsenwänden, die er in fernen Gebirgen mit Leichtigkeit losbrach, auf dem Rücken hinwegtrug, und spielend, wie ein Kind sein Kartenhaus baut, zu einer großen Burg zusammensetzte. Darin schlief er den ganzen Tag, und man freute sich, wenn man in einem weiten Umkreise das Schnauben seiner Nase hörte, weil man dadurch überzeugt ward, daß er seinen Magen auf vier und zwanzig Stunden versorgt hatte.

Es war dem trägen Unhold zu unbequem, wie ein hungriger Tiger auf den Raub auszugehen, und das erste, beste Menschlein, das ihm in den Wurf kam, anzufallen und zu zerreißen. Er hatte in seiner Residenzstadt die Einrichtung getroffen, daß man ihm täglich einen erwachsenen Menschen oder zwei Kinder in den Rachen lie-

fern mußte. Diese Obliegenheit ging von Haus zu Haus. Wer sich aber nicht selbst oder Weib und Kind opfern wollte, der konnte zu diesem Behuf einen Sklaven kaufen. Das war großmüthig erlaubt, und das Ungethüm fragte nicht nach Stand und Namen des Schlachtopfers, das man ihm brachte, wenn es nur recht wohlgenährt war.

Als der Menschenfresser schon die halbe Stadt durchgekostet hatte, traf das schreckliche Loos, ihn zu beköstigen, eine redliche, doch sehr arme Familie, die durchaus nicht vermögend war, einen fremden Stellvertreter zu kaufen. Rettungslos sahen also die Unglücklichen das Schicksal vor sich, mit ihrem eigenen Blute das Ungeheuer nähren zu müssen. Vater, Mutter und Tochter waren bereit, ihr Leben Preis zu geben, und wetteiferten viele Tage lang in dem edlen Erbieten, sich freiwillig dem Tode zu weihen, um die Geliebten zu retten.

In der Frühe des Opfertages legte der Hausvater ein Trauergewand an, umarmte Weib und Tochter, und küßte sein dreijähriges Söhnlein, das unter Allen am muthigsten war und schon mehrmals seinen Aeltern den Rath gegeben hatte, den Riesen lieber todt zu schlagen, als sich von ihm verschlingen zu lassen. Indem aber der Vater jetzt, mit Thränen in den Augen und schmerzlichem Lebewohl, den Todesweg gehen wollte, sprangen Gattin und Tochter auf, umschlangen ihn, hielten ihn zurück und wollten ihr Leben für ihn opfern. Sie flogen nach der Thür, um sich an seiner Statt in des Ungethüms Hölle zu stürzen. Er ließ sie aber nicht von dannen und sagte: „Es ist meine Pflicht, für Euch zu sterben, und ich könnte nur, mit Schande bedeckt, als ein feiger Bösewicht leben.“ Dennoch rangen sie fürder mit ihm, und das

Kind umklammerte fest seine Knie, daß er keinen Fuß von der Stelle setzen konnte.

Während dieses Kampfes der Liebe war die Stunde gekommen, in welcher der Riese seinen Imbiß zu empfangen gewohnt war. Er hielt viel darauf, mit dem bestimmten Glockenschlage bedient zu werden, und brummte daher furchtbar, als er dießmal die gehörige Tagesordnung verletzt sah. Endlich erhob er sich von seinem Lager, trat an die Pforte der Felsenburg und fragte mit donnernder Stimme: „An welchem Hund ist heute die Reihe, mich zu bewirthen?“ Man nannte ihm jene Familie. „Schlechte Aussicht!“ rief er: „Das sind dürre Hungerleider! Und wenn ich auch allenfalls den größten und fettesten Vogel aus dem Neste bekomme, so hab' ich heute doch einen halben Fasttag. Aber ich bin ein gerechter Mann, ich trete nicht aus meinen Schranken, und will mich mit einem schmalen Bissen begnügen, wenn nur mein gegenwärtiger Heißhunger recht bald gestillt wird.“

Als er nach einigen Minuten vergebens gewartet hatte, stampfte er so mächtig mit den Füßen, daß die ganze Stadt, wie von einem Erdbeben, erschüttert ward. „Heute muß ich mir meine Mahlzeit wohl selbst holen!“ rief er aus, und setzte sich mit großen, schweren Schritten in Bewegung. Die Häuser wankten in den Straßen, durch die er ging, und wer den lebendigen Berg wandeln sah, ergriff die Flucht.

Als er in die Gegend kam, wo er seine Mahlzeit holen wollte, hörten die Unglücklichen, die sie ihm schuldig waren, die Erde dröhnen, und ein Blick aus dem Fenster überzeugte sie, daß der schreckliche Mahner vor der Thür sey. Der Hausvater wollte hinausspringen und ihn mit seinem Leben bezahlen; aber seine Gattin und Tochter

riſſen ihn mit Gewalt zurück und drängten ihn durch die Hinterthür aus dem Hauſe. Nur das Knäblein, das man in der Angſt vergeſſen hatte, fand nicht für gut, den Fliehenden zu folgen. Er blieb unerſchrocken in der Stube und erwartete ſtehenden Fußes den grimmigen Feind.

Der Rieſe zerſchmetterte mit einem Fauſtſchlage die verſchloſſene Hausthür, duckte ſich krumm zuſammen, kroch in die Hütte und brüllte das Kind an: „Wo iſt dein Vater? Ich will ihn freſſen.“ Schnell hob der Knabe einen Strohhalm vom Fußboden auf, lief damit, als wär' er mit einer herkuliſchen Keule und mit Herkules Kraft ausgerüſtet, dem Goliath entgegen und fuhr ihn an: „Pack dich, du Iſegrimm! ſonſt ſchlag' ich dich mauſetodt!“ — Die Drohung ergötzte den Rieſen dermaßen, daß er ein wieherndes Gelächter erhob, zugleich unbedachtſam mit dem Kopfe in die Höhe fuhr, die niedrige Stubendecke einſtieß, das obere Stockwerk mit ſeinem eiſernen Schädel durchbrach, und ſomit das ganze morſche Haus völlig zerſtörte. Es ſtürzte krachend zuſammen und ſeine Trümmer erſchlugen das Ungeheuer. Aber dem Knaben wölbte der große Leichnam eine Höhle, wo er von keinem fallenden Balken berührt wurde. Er verließ ſeine Freiſtatt unbeſchädiget und hüpfte lachend und jubelnd zu ſeinen Aeltern.

Unbeſchreiblich war die Freude der Stadt, als ſie ſich von der Tyrannei des grauſamen Menſchenfreſſers befreit ſah. Sie baute den armen Leuten, deren Haus ihn getödtet hatte, ein neues, und verſorgte ſie reichlich mit Allem, was ſie bedurften. Den kleinen Helden wählte man, als er erwachſen war, zum Oberhaupte der Stadt, und ſein Muth beſchützte ſie ſo kräftig, daß ſich kein neuer Tyrann darin feſtſetzen konnte.

XV.

Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht.

Die verwittwete Gräfin Allwing hatte ein armes Fräulein, die Tochter früh verstorbener Aeltern, zu sich genommen. Auguste, ein lebhaftes und muthwilliges Mädchen von siebzehn Jahren, erkannte jedoch die mütterliche Güte ihrer Tante nicht so herzlich, als recht und billig gewesen wäre. Im Gegentheil war sie im Kreise ihrer Gespielinnen undankbar genug, ihrer Wohlthäterin zu spotten, und allerhand possierliche Geschichtchen, die das leichtsinnige Wesen zum Theil selbst erdichtet hatte, von ihr zu erzählen.

Die gute Matrone, die schon tief im Winter ihres Lebens stand, hatte sich verschiedene Sonderbarkeiten angewöhnt, die allerdings einem Fremden, der sie zum ersten Mal sah und beobachtete, lächerlich scheinen konnten. Sie war ungemein gesprächig, mischte in ihr schlechtes Deutsch viel verbrauchte französische Redensarten, nahm dabei fleißig Tabak, und bediente sich im Hause einer alten, seltsamen Dose, deren Deckel bei jedem Auf- und Zuklappen einen wunderlichen Ton von sich gab. Auguste hatte

die Naturgabe, die Stimme und die Geberden jedes Menschen, den sie nur eine halbe Stunde lang gesehen und belauscht hatte, vollkommen nachzuahmen. Damit belustigte sie oft ihre Gesellschaften, und besonders trat sie in der Rolle der alten Tante stets mit dem größten Beifall auf.

Das erfuhr die Gräfin zwar nicht; es war ihr aber bekannt, daß sich das Fräulein mit solchen Gaukeleien abgab und eine Meisterin darin war. Eine alte, von der Gräfin sehr in Ehren gehaltene Kammerfrau hatte oft den Verdruß, daß sich Auguste keck vor sie hinstellte und diesen Nachspott mit ihr trieb. Sie beklagte sich endlich bei ihrer Herrin darüber. Auguste bekam Verweise, sündigte aber noch bisweilen wider Willen, indem sie bewußtlos die Stimme der Kammerfrau annahm, wenn sie der Gräfin etwas erzählte, was jene gesagt hatte. Da gerieth die Matrone stets in heftigen Zorn, und stellte dem Fräulein vor: daß solcher Muthwille höchst tadelhaft sey, und sich jedermann vor Personen scheue, die dergleichen Gespött über Andere zu treiben pflegen. Diese Abmahnungen gingen zu einem Ohre hinein, zum andern hinaus. Auguste setzte ihr lustiges Spiel fort, und ergötzte ihre Freundinnen, die unendliches Vergnügen daran fanden, zuletzt mit einer Hauptposse, die jedoch für die Darstellerin selbst keine ergötzlichen Folgen hatte.

Die Gräfin ward einsmals von einer befreundeten Familie, die auf dem Lande wohnte, eingeladen, sich einen ganzen Sommertag bei ihr zu vergnügen. Sie entschloß sich schwer dazu, weil sie seit einigen Jahren die Mauern der Stadt nicht verlassen hatte. Endlich faßte sie Muth, setzte sich eines Morgens mit ihrer Kammerfrau in den Wagen, und fuhr nach dem Landgute jener Familie, das nur eine Meile von der Stadt entfernt lag.

Auguste nahm sich vor, den freien Tag recht zu benutzen, und sich länger, als ihr sonst vergönnt war, mit ihren Freundinnen zu vergnügen. Sie wollte sogleich nach der Gräfin Abreise die Runde machen und eine fröhliche Zusammenkunft für den Nachmittag verabreden. Indem sie sich aber ankleidete, ließen sich zwei alte Damen, denen der Gräfin Landreise nicht bekannt war, bei derselben zur Kaffeestunde anmelden. Blitzschnell fiel Augusten ein Schwank ein. Sie ging ins Vorzimmer zu dem Boten der Damen und sagte ihm: es werde der Frau Gräfin sehr angenehm seyn, sie bei sich zu sehen.

Das lose Mädchen wollte sie in der Tante Gestalt empfangen und bewirthen. Das war kein sonderlich schweres Unternehmen, weil das hohe Alter der beiden Damen ihr Gesicht und Gehör äußerst geschwächt hatte. Ueberdieß befand sich niemand im Hause, von dem vielleicht Hinderniß oder Verrath zu fürchten war. Die Kammerfrau und der Diener hatten die Gräfin begleitet, und die Köchin und das Stubenmädchen waren Augusten ergeben. Doch wollte sie auch Zuschauer bei ihrem Possenspiele haben. Sie lud deßhalb einige ihrer Freundinnen schriftlich ein, sie des Nachmittags zu besuchen, und lockte noch durch den Zusatz: daß sie in Anwesenheit der Tante das Kälbchen recht austreiben wollten.

Nach Tische ließ sie sich von einer in der Nähe wohnenden Schauspielerin ein greises Runzelngesicht auf die blühenden Wangen malen, zog ein steifes Schleppkleid aus der Garderobe der Gräfin an, umhüllte ihre braunen Locken mit einer hochgethürmten Spitzenhaube, setzte eine Brille auf, und übte sich, die von der Gräfin zurückgelassene Tabaksdose gewohnter Maßen zu handhaben und ertönen zu lassen. Alles ging trefflich von Statten. Sie

war, als sie sich in einem großen Spiegel besah, vollkommen mit ihrer Verwandlung zufrieden.

Die angemeldeten Damen — die Wittwe eines Generals und die Wittwe eines Hofmarschalls — erschienen. Auguste trippelte ihnen entgegen, und empfing sie mit einer so meisterhaft verstellten und der Tante nachgebildeten Stimme, daß ihnen nicht einfallen konnte, jemand anders, als ihre alte Freundin, die Gräfin Allwing, sprechen zu hören. Auch die blöden Augen der Matronen konnten den Betrug nicht entdecken, da sich besonders die vorsichtige Maske so weit, als mit Schicklichkeit geschehen konnte, von ihnen entfernt hielt, und die täuschende Brille das gemalte Gesicht noch unkenntlicher machte. Der häufig knallende Dosendeckel setzte der kecken Mummerei die Krone auf.

Als die Gäste Platz auf dem Sopha genommen hatten, sah sich die Generalin im Zimmer um und fragte: „Ist Fräulein Auguste nicht hier?“

„Nein, die Hummel ist ausgeflogen;“ antwortete die Komödiantin. „Eine alte, ehrwürdige Gesellschaft ist nicht nach ihrem Geschmack. Sie converstrt nur gern mit der flüchtigen Jugend. Doch denken Sie zurück, Mesdames! Waren wir vor fünfzig und mehrern Jahren nicht eben so leichtfertig?“

Die Matronen bejahten es mit schalkhaftem Kopfnicken.

Jetzt traten Augustens Freundinnen rasch herein, und stutzten nicht wenig, als sie, anstatt ihrer Vertrauten, die grämliche Tante erblickten. „Ich bedaure sehr, meine schönen Fräulein,“ rief sie ihnen entgegen, „Ihre Gespielin ist nicht hier, kommt aber bald; nehmen Sie indessen Platz.“

Die Falkenaugen der jungen Mädchen entdeckten indessen die wunderliche Verkappung und lächelten einander zu. Auguste winkte ihnen, sich ruhig zu verhalten.

Ihr Gespräch mit den beiden Wittwen ging nun wieder lustig fort.

Der wirklichen Gräfin Allwing bekam aber die Landluft nicht; sie ward unwohl, ließ bald nach der Tafel anspannen, stieg unbemerkt vor ihrem Hause ab, und trat, da ihre Dienerinnen ausspaziert waren, unaufgehalten ins Kaffeezimmer. Mit Entsetzen erblickte sie ihr Abbild und taumelte zurück. Auguste sprang auf und floh in ein anstoßendes Gemach. Die beiden Damen, die bei hellem Tage ein Gespenst zu sehen glaubten, stießen vor Schrecken den Kaffeetisch um und stürzten ihr nach. Auch die Fräulein wußten nichts bessers zu thun, als so schnell als möglich den Ausreißern zu folgen.

Dieses Getümmel hörte die Kammerfrau und sprang herbei. Die Gräfin, auf einen Stuhl gesunken, winkte mit der Hand nach dem Zimmer, das die Entflohenen verbarg. Die Kammerfrau eilte hinein, erkannte sogleich die muthwillige Auguste, warf ihr, der sie ohnedieß nicht gewogen war, zürnende Worte zu, und die beiden alten Frauen ermangelten ebenfalls nicht, sich über die ihnen widerfahrene Verhöhnung sehr mißfällig zu äußern.

Das Ende vom Liede war, daß die beleidigte Gräfin des folgenden Tages die Frevlerin, trotz Reue und Leid, aus dem Hause wies, und ihr Testament, in welchem sie die Undankbare zur Haupterbin ihres ansehnlichen Vermögens ernannt hatte, zurücknahm. Die Verlassene mußte sich nun mit Stickerei und ähnlichen Arbeiten kümmerlich nähren; denn niemand nahm sich ihrer an, da sie die Wohlthaten der Gräfin übel vergolten hatte.

Schon des folgenden Tages zeigte sich Christoph auf einem prächtigen Schimmel und rief jedem Bekannten zu: „Seht, das ist mein Dienstpferd! Ich denke, manchen Franzosen damit niederzureiten.“ — Gutmüthige Saalbader priesen weitschweifig seinen Heldenmuth. Andere, die den feigen und bequemen Burschen kannten, lächelten schweigend.

Als er aber einige Tage weidlich geprahlt, der Arzt indessen seine Rolle gespielt und den Schutzbrief gegen Schwerter und Kanonen ausgefertiget hatte, begab sich der Baumeister damit auf's Rathhaus, legte ihn der Obrigkeit vor, und beklagte sehr, daß dieser ärztliche Ausspruch seinem Sohne die Hände binde, das Schwert für's Vaterland zu ziehen. Das bedauerte der Magistrat gleichfalls und die Sache war abgemacht.

Die muthigen Jünglinge flogen zum Kampfe. Christoph hielt sich nach ihrem Abzuge einige Tage verborgen, um keine Spottreden über sich zu veranlassen. Der Arzt posaunte indessen von Haus zu Haus: der junge Mensch sey vor Kummer halb wahnsinnig, daß er nicht, wie seine jungen Mitbürger, zum Schwerte greifen könnte.

Nach Verlauf einer Woche schlich Christoph wieder aus seinem Versteck hervor, besuchte mit matten Schritten die Nachbarn und klagte ihnen seine vorgebliche Noth. Man antwortete ihm hier und da: es sey allerdings sehr verdrießlich, einen so wichtigen Feldzug hinter dem Ofen machen zu müssen.

Er hielt sich ungefähr einen Monat ganz eingezogen. Dann aber schien es ihm, es sey Gras genug über seine Feigheit gewachsen, und er könne die Larve der Kränklichkeit ohne Bedenken von sich werfen. Er besuchte nun wieder einen öffentlichen Lustgarten, wo sich die angesehensten *Bürger der Stadt* Abends versammelten. Sonntags brach-

ten ſie ihre Frauen und Kinder mit, und die erwachſenen Mädchen vergnügten ſich mit allerhand Spielen. Töffel dachte: ich bin jetzt Hahn im Korbe und werde bei den jungen Schönen mein Glück machen. Die Mädchen hatten ſich auch wirklich ſchon zu Gunſtbezeugungen vorbereitet. Sie hängten ihm, als er ſich dahlend in ihrem Kreiſe herumdrehte, ein halbes Dutzend Haſenſchwänzlein unvermerkt hinten ans Kleid, und die Gaſſenbuben erhoben ein Jubelgeſchrei, als ſie ihn mit dieſen Verdienſtorden nach Hauſe gehen ſahen.

Er nahm das ſchnöde Geſchenk als einen höflichen Spaß auf, und ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, den Luſtgarten ferner mit ſeiner Gegenwart zu beehren.

Als er ſich eines Tages wieder dort blicken ließ, ward er von den loſen Mädchen aufgefordert, ihnen die neueſten Kriegsbegebenheiten zu erzählen, weil er doch, wie ſie ſagten, gewiß im Geiſte mitfechte, und immer die friſcheſten Nachrichten von der Armee erhalte. Er war einfältig genug, den Stich nicht zu fühlen, ſondern verſicherte treuherzig, er wiſſe kein Wort davon. Auch mit andern Geſchichten, die man von ihm verlangte, konnte er nicht dienen. „Nun ſo will ich eine Novelle zum Beſten geben,“ ſagte des gelehrten Cantors ſchelmiſche Tochter. Man ſetzte ſich um ſie her, und ſie begann:

„Ein mächtiger Löwe, der eine große Waldwüſte beherrſchte, gerieth mit einem Gränznachbar, einem eben ſo gewaltigen Thierkönig, in Unfrieden und beſchloß, ihn zu bekriegen. Sein Feldmarſchall, ein alter Bär, erhielt Befehl, das Kriegsheer zu verſammeln und zum Einfall ins Reich des Feindes zu ordnen. Das ſoll geſchehen, brummte der graue Held, und Euer tapferes Volk wird ſiegen. Nur die Haſen, die verdammten feigherzigen Haſen — müſſen

Schon des folgenden Tages zeigte sich Christoph auf einem prächtigen Schimmel und rief jedem Bekannten zu: „Seht, das ist mein Dienstpferd! Ich denke, manchen Franzosen damit niederzureiten.“ — Gutmüthige Saalbader priesen weitschweifig seinen Heldenmuth. Andere, die den feigen und bequemen Burschen kannten, lächelten schweigend.

Als er aber einige Tage weidlich geprahlt, der Arzt indessen seine Rolle gespielt und den Schutzbrief gegen Schwerter und Kanonen ausgefertiget hatte, begab sich der Braumeister damit auf's Rathhaus, legte ihn der Obrigkeit vor, und beklagte sehr, daß dieser ärztliche Ausspruch seinem Sohne die Hände binde, das Schwert für's Vaterland zu ziehen. Das bedauerte der Magistrat gleichfalls und die Sache war abgemacht.

Die muthigen Jünglinge flogen zum Kampfe. Christoph hielt sich nach ihrem Abzuge einige Tage verborgen, um keine Spottreden über sich zu veranlassen. Der Arzt posaunte indessen von Haus zu Haus: der junge Mensch sey vor Kummer halb wahnsinnig, daß er nicht, wie seine jungen Mitbürger, zum Schwerte greifen könnte.

Nach Verlauf einer Woche schlich Christoph wieder aus seinem Versteck hervor, besuchte mit matten Schritten die Nachbarn und klagte ihnen seine vorgebliche Noth. Man antwortete ihm hier und da: es sey allerdings sehr verdrießlich, einen so wichtigen Feldzug hinter dem Ofen machen zu müssen.

Er hielt sich ungefähr einen Monat ganz eingezogen. Dann aber schien es ihm, es sey Gras genug über seine Feigheit gewachsen, und er könne die Larve der Kränklichkeit ohne Bedenken von sich werfen. Er besuchte nun wieder einen öffentlichen Lustgarten, wo sich die angesehensten Bürger der Stadt Abends versammelten. Sonntags brach-

ten sie ihre Frauen und Kinder mit, und die erwachsenen Mädchen vergnügten sich mit allerhand Spielen. Töffel dachte: ich bin jetzt Hahn im Korbe und werde bei den jungen Schönen mein Glück machen. Die Mädchen hatten sich auch wirklich schon zu Gunstbezeugungen vorbereitet. Sie hängten ihm, als er sich dahlend in ihrem Kreise herumdrehte, ein halbes Dutzend Hasenschwänzlein unvermerkt hinten ans Kleid, und die Gassenbuben erhoben ein Jubelgeschrei, als sie ihn mit diesen Verdienstorden nach Hause gehen sahen.

Er nahm das schnöde Geschenk als einen höflichen Spaß auf, und ließ sich dadurch nicht abschrecken, den Lustgarten ferner mit seiner Gegenwart zu beehren.

Als er sich eines Tages wieder dort blicken ließ, ward er von den losen Mädchen aufgefordert, ihnen die neuesten Kriegsbegebenheiten zu erzählen, weil er doch, wie sie sagten, gewiß im Geiste mitfechte, und immer die frischesten Nachrichten von der Armee erhalte. Er war einfältig genug, den Stich nicht zu fühlen, sondern versicherte treuherzig, er wisse kein Wort davon. Auch mit andern Geschichten, die man von ihm verlangte, konnte er nicht dienen. „Nun so will ich eine Novelle zum Besten geben," sagte des gelehrten Cantors schelmische Tochter. Man setzte sich um sie her, und sie begann:

„Ein mächtiger Löwe, der eine große Waldwüste beherrschte, gerieth mit einem Gränznachbar, einem eben so gewaltigen Thierkönig, in Unfrieden und beschloß, ihn zu bekriegen. Sein Feldmarschall, ein alter Bär, erhielt Befehl, das Kriegsheer zu versammeln und zum Einfall ins Reich des Feindes zu ordnen. Das soll geschehen, brummte der graue Held, und Euer tapferes Volk wird siegen. Nur die Hasen, die verdammten feigherzigen Hasen — müssen

gen an und fragte nach Stand und Namen der Reisenden. „Ich bin preußischer Soldat!“ sagte Christoph stolz und legte die Hand an den Säbel. „Gebt das Ding her!“ riefen lachend die Bauern: „Ihr seyd unser Gefangener!“ — Da half nun weder Trotz noch Bitte; er ward entwaffnet und ins Gemeindehaus des nächsten Dorfes geführt, wo man ihn einschloß und bewachte. Dabei bewirthete man ihn so nachlässig und unerfreulich, daß ihm nur der wüthendste Hunger die vorgesetzten Speisen einnöthigen konnte.

Zum Glück dauerte diese verdrießliche Gefangenschaft nur einige Tage. Dann bewirkte die indessen eingetretene vollständige Waffenruhe seine Entlassung. Aber das ihm abgenommene Reisegeld erhielt er nicht wieder. Er mußte sich in seine Vaterstadt zurückbetteln, und ward, als er dort ganz abgehungert einzog, weidlich ausgelacht. Das war seiner Bequemlichkeit und Feigheit gerechter Lohn.

XVII.

Die Sonnenfinsterniß.

Herr Stahlberg, der bekannte reiche Mann in Berlin, hatte eben sein großes steinernes Reich in der Friedrichsstraße durchwandelt, und den Insassen, die er als seine Unterthanen zu behandeln pflegte, theils neue Gesetze vorgeschrieben, theils höhere Schatzung auferlegt, und setzte sich nun vergnügt an seinen Schreibtisch, um die Vermehrung seiner Einkünfte zu berechnen. Da trat Julius, sein zwölfjähriger Sohn, mit einem Zeitungsblatte in der Hand, rasch ins Zimmer und sagte gebieterisch: „Vater, gib Geld! Es werden hier in der Zeitung schwarze Gläser zur Beobachtung der morgenden Sonnenfinsterniß ausgeboten. Ich muß eins haben; gib geschwind sechzehn Groschen Courant!“

„Du bist nicht klug, du heilloser Verschwender!“ fuhr ihn der Vater grimmig an. „Denkst du, ich finde das Geld auf der Straße?“

„Stell' dich doch nicht so arm!“ versetzte Julius. „Du hast ja vorhin die Miethen im Hause gesteigert. Die Weiber stehen unten auf der Hausflur beisammen und jammern und wehklagen.“

„Das machen die Weiber nicht anders!“ sagte der Alte.

„Warum horchst du hin? — Und was hast du nach der Sonnenfinsterniß zu gaffen? Davon wird man nicht satt, nicht reich. Ich glaub' auch noch gar nicht, daß sie morgen kommt. Die Kalendermacher lügen; das ist bekannt. Und stellt sie sich auch allenfalls ein, und du mußt durchaus nach ihr gucken, so kann das durch ein kleines, schwarz geräuchertes Stückchen Glas geschehen. Zerbrich aber nicht etwa eine Fensterscheibe deßhalb, und verdampfe kein ganzes Scheit Kienholz. Ein Splitterchen ist genug. Hörst du?"

Der wohlgerathene Sohn, der brummend davon lief, hatte große Lust, sich mit langen Fingern in den Besitz des verweigerten Geldes zu setzen; aber die väterlichen Kassen waren so fest verwahrt, daß er ihnen nicht beikommen konnte. Verdrießlich sah er sich nun nach einer Glasscherbe um. Da er jedoch keine sogleich fand, zerschlug er die erste beste Fensterscheibe in einer Hinterstube, lockte die Hauskatze hinein, und verschloß sie darin, um den Verdacht des angerichteten Schadens auf sie zu wälzen. Das unschuldige Thier mußte bis den andern Morgen in seinem Gefängnisse hungern, erhielt dann, als Herr Stahlberg zufällig in die Stube kam und das zerbrochene Fenster bemerkte, unbarmherzige Schläge, und der wahre Thäter blieb verborgen.

Indessen hatte Julius das gläserne Bruchstück mit Kienbampf geschwärzt, und erwartete mit Ungeduld die Sonnenfinsterniß, die dann auch in der zweiten Nachmittagsstunde des siebenten Septembers 1820 richtig eintraf. Er hätte, um sie zu betrachten, nicht nöthig gehabt, einen Fuß aus dem Vaterhause zu setzen; er begab sich aber *auf den Gensd'armes-Markt*, um sein Licht leuchten zu lassen *vor den dort* versammelten Leuten. Alle Menschen *für dumm und sich allein für klug haltend*, freute sich der

Prahlgern recht darauf, die von seinem Lehrer empfangene, wiewohl ganz mißverstandene Erklärung der Sonnenfinsterniß wieder an den Mann zu bringen, und gleichsam den Lehrstuhl auf öffentlichem Markte zu besteigen.

Der junge Professor trat, mit einem schwarzen, sogenannten altdeutschen Röcklein bekleidet, in den Kreis der zahlreichen Versammlung und horchte rechts und links, was über die Sonnenfinsterniß geschwatzt werden würde. Da war es denn natürlich, daß er aus Janhagels Munde viel tolles Zeug hörte. Aber Janhagel dünkt sich immer sehr weise, und nimmt es übel, wenn ihn jemand belehren will.

Das nicht bedenkend, ging das hochgelahrte Knäblein von einem Trupp zum andern, steckte sein aus langen, wilden Haaren hervor guckendes Näschen in die Gesellschaft hinein, belauschte die gangbaren astronomischen Gespräche, schlug darüber, wenn sie recht einfältig waren, ein lautes Gelächter auf, und brachte mit einem übermüthigen Blick und Tone seine eigene Weisheit zu Markte. „Wer hat Ihn denn gefragt?“ hieß es hier. „Halt Er's Maul!“ klang es dort. Dieser schnöde Lehrsold benahm ihm aber keineswegs die Lust, noch weiter umher zu spotten, zu lachen und zu schulmeistern. Ueberall waren lose Reden sein Lohn. Eine Rotte Straßenbuben zog ihm nach und jubelte, wenn er recht derb abgefertiget wurde.

Aber ein gesetzter Mann, der ihn kannte, zog ihn bei Seite und sagte: „Lieber, junger Freund, lassen Sie sich nicht auslachen! Sie haben, wie ich bemerke, ganz falsche Begriffe von der Sonnenfinsterniß, und wollen doch andere Unwissende spottend belehren. Es ist in unsern Tagen ein gewöhnlicher Dünkel der lieben Jugend, alles zu wissen, alles besser zu wissen, als die ganze übrige Welt. Aber die liebe Jugend macht sich dadurch widrig und verhaßt,

und so hat auch Ihr vorlautes Wesen, mein Bester, die gegenwärtige Volksmenge gegen Sie aufgeregt. Darum geb' ich Ihnen den guten Rath, machen Sie sich still aus dem Staube, Sie möchten sonst am Ende noch in unsanfte Hände fallen."

„Wie komm' ich zu dieser Strafpredigt? mein Herr!" rief Julius. „Immer will doch das Alter die Jugend hofmeistern! Sitzt denn die Weisheit im Barte? Das glaubte man vor Zeiten; jetzt hat sich das Blatt gewendet. Die Graubärte gelten nichts mehr; die Jugend beherrscht die Welt."

„Es ist lustig, einen Schulknaben so sprechen zu hören;" sagte der Warner.

„Herr! Sie sind eine gemeine Natur, ein Philister, ein Altflicker!" schimpfte Julius, und ging dem ehrbaren Manne mit schlagfertigen Geberden zu Leibe. Dieser hob aber schnell die Hand, und machte Miene, dem jungen Weltbeherrscher einen wohlverdienten Nasenstüber zu geben.

Dagegen wollte Julius sein Stückchen Fensterglas als Schild brauchen, und bedeckte geschwind sein Gesicht damit. Er schirmte sich aber in der Angst mit der berußten Seite des Glases, und schminkte sich das Gesicht, besonders den bedrohten Theil desselben, kohlschwarz. Als er nun mit dem Nasenschneller großmüthig verschont worden war und den gläsernen Schild wieder hinwegnahm, entstand ein ungeheures Gelächter. Einige hundert Finger zeigten auf ihn, und Alt und Jung schrie: „Seht die naseweise Schwarznase! Seht, seht!"

Ergrimmt schlug er, ohne sich lange zu besinnen, den nächsten Schreier, einen langen, ganz mit Puder überschneiten Haarkräusler, ins Gesicht. Dieser gab die empfangene Ohrfeige blitzschnell zurück. Da erwachte der Gemeingeist der auf dem Markte gegenwärtigen jungen Altdeutschen:

sie sammelten sich von allen Seiten, um dem verbrüderten Schwarzrock gegen den schneeweißen Staubmann beizustehen. In keilförmiger Schlachtordnung rückten sie an; Julius stellte sich an ihre Spitze, bemächtigte sich des Puderbeutels, der aus des Feindes Rocktasche hervorragte, und schleuderte Diesem die ganze Ladung so wohl gezielt ins Gesicht, daß er mit einer zolldicken Mehlmaske bestürzt dastand und nicht aus den Augen sehen konnte. Nun aber setzte sich auch der weiße Gemeingeist gegen den schwarzen in Bewegung. Die vorhandenen Haarkräusler schaarten sich zusammen, zogen vom Leder, das heißt: sie rissen ihre Puderquasten aus den ledernen Beuteln, und griffen mit dieser Waffe die Schwarzen so tapfer an, daß sie bald einen vollständigen Sieg über die Farbe der feindlichen Röcke davontrugen. Doch hatten sie auch einigen Verlust. Einer der Schwarzen eroberte einen Beutel, steckte ihn auf einen Stock, und stimmte mit seinen Kampfgesellen ein Siegeslied an. Aber das gesammte Volk schlug sich — mit Ausnahme eines kleinen Schornsteinfegers, der sich zu seiner Farbe hielt — auf die Seite der weißen Partei, und drohte, mit der vereinten Kraft eherner Fäuste über die Schwarzen herzufallen. Da wandten sie sich zur Flucht; doch dem Urheber des Streites und erstem Ausschläger gelang es nicht, sich damit zu retten: er ward ergriffen, mußte die Nacht in gefänglicher Haft zubringen, und am Morgen von seinem Vater mit bedeutenden Kosten ausgelöset werden.

Daß sein Willkommen zu Hause nicht erfreulich war, läßt sich denken. Er hat seitdem weislich beschlossen, nie wieder bei Sonnenfinsternissen oder andern öffentlichen Gelegenheiten die dunkeln Köpfe des Volks erleuchten zu wollen.

XVIII.

Unrecht Gut gedeihet nicht.

Ein junger Handwerksgesell, aus Böhmen gebürtig, wanderte durch Schwaben, und dachte für und für an seine Heimath, wo er ein feines Liebchen hatte. Mit der Heirath stand es aber im weiten Felde. Anton war blutarm, und Meister Peter, des Mädchens Vater, wünschte sich einen reichen Eidam, der ihn in seinen alten Tagen ernähren sollte. Sein eigenes Handwerk hatte freilich keinen goldenen Boden. Er war Schneider, aber nicht Kleidermacher, sondern nur Arzt alter Gewänder, die man ihm zur Heilung ihrer Gebrechen anvertraute. Man zahlte ihm jedoch einen so geringen Lohn, daß er kaum sein liebes Leben davon erhalten konnte. Höchst ungern beschäftigte sich daher seine Heldenfaust, die vormals den österreichischen Husarensäbel tapfer geschwungen hatte, mit der weibischen Nadel. Er wünschte sehnlichst, im Besitz hinreichender Mittel zu seyn, daß er den ganzen Tag im Wirthshause sitzen und zechen könnte. Ein solcher Glückswechsel war aber aus Antons Händen nicht zu erwarten. *Sie waren so leer*, daß er auf seiner Wanderschaft *fechten gehen mußte.*

„Woher des Landes?“ fragte ihn einsmals ein alter, eisgrauer Mann, der eine Waldhütte bewohnte.

Der Bursch nannte sein Vaterland. Da schlug der Einsiedler vor Erstaunen die Hände zusammen und rief: „Du bist aus Böheim, aus dem reichen Böheim, und gehst hier betteln?“

„Von Böhmens Reichthum weiß ich nichts;“ versetzte der Wanderer. „Ich wenigstens habe keinen Theil daran.“

„Dazu will ich dir verhelfen;“ sagte der Greis. „Eile nach Böheim zurück, erfrage dort den Habichtstein —“

O, den kenn' ich!“ fiel ihm Anton ins Wort. „Ich bin nicht weit davon zu Hause.“

„Desto besser!“ rief der Alte. „Ich weiß von guter Hand — von gewissen, in den Tiefen der Erde bewanderten Leutchen — kurz, ich weiß, daß am Fuße des Habichtsteins an der Mitternachtseite ein großer Schatz vergraben liegt. Ich könnte längst Herr davon seyn; man wandert aber mit einer Bürde von hundert Jahren nicht gern in ferne Länder, und mir sind auch die Blätter der Bäume, die meine Hütte beschatten, lieber als Goldstücke. Darum schenk ich dir jenen Plunder, junger Gesell! Geh stracks in deine Heimath zurück, und hebe bei Nachtzeit den Schatz; sprich aber zuvor mit keinem Menschen davon. Eine kleine Spitzsäule bezeichnet den Ort, wo du mit leichter Mühe ein reicher Mann werden wirst.“

Anton dankte für die gute Nachricht, ob er gleich noch kein rechtes Vertrauen zu der Sache gewinnen konnte.

Er lief nun Tag und Nacht wie ein Eilbote, kam an seinem Wohnorte glücklich an, umarmte sein gutes Mütterlein, und flog dann zu seiner Marie, die ihm jauchzend und mit offenen Armen entgegengesprungen wäre,

wenn ihr nicht des Vaters finsteres Gesicht einen kühlern Empfang geboten hätte.

„Schon wieder da?“ brummte der alte Husar. „Ich glaubte, du würdest dich zehn Jahre lang in der Welt umsehn. Aber auf dich paßt das Sprichwort: Eselstrab ist von kurzer Dauer. — Nu, meinetwegen! Du bringst wohl einen Sack voll Geld mit?“

„Ach nein, lieber Meister!“ seufzte Anton. „Doch hab' ich eine Aussicht.“

„Und ich hab' die Einsicht, daß du zeitlebens ein Bettelhund bleiben wirst;“ polterte Peter, und wies ihm die Thür.

Anton zog sich zurück und winkte Marien mit den Augen. Sie begleitete ihn hinaus. Auf der Hausflur blieben sie stehen, und Anton vertraute hier dem Mädchen, daß ihm ein hundertjähriger Einsiedler einen Schatz am Fuße des Habichtsteins zugewiesen habe. Er verschwieg ihr auch nicht: daß eine Spitzsäule das Lager des Goldes bezeichne, und daß er in der morgenden Nacht — denn heute sey er noch müde von der Reise — die Hebung des Schatzes versuchen wolle.

Der neugierige Peter horchte am Schlüsselloch, und erfuhr so das erfreuliche Geheimniß. Als er sattsam unterrichtet war, schlich er auf den Zehen an seinen Arbeitstisch zurück, und sagte Marien, als sie wieder in die Stube trat, kein Wort davon, daß er Antons Geplauder belauscht hatte.

Sie begab sich, als es Abend geworden, in ihr Kämmerlein, um ungestört an ihren Trauten zu denken. Bald nachher stahl sich ihr Vater, mit einer Diebslaterne und allerhand Werkzeugen, die er zur Eroberung des Schatzes *nöthig hatte, aus* dem Hause und lief zum Habichtstein.

Er fand die Spitzsäule, und grub und schaufelte mit Macht. Nach dreistündiger Arbeit öffnete sich ihm eine Höhle, worin das Gerippe eines kopflosen Riesen lag. „Blitz und Donner! das ist ein ungeheurer Kerl!“ sagte der Schatzgräber. „Seinen Kopf hätt' ich sehen mögen; der muß so groß als mein Kachelofen gewesen sey.“ — Indem er noch diese Betrachtungen anstellte, fiel ihm ein lederner, mit Draht überflochtener Sack in die Augen. Hastig zog er ihm das eiserne Oberkleid ab, schnitt ihm den Bauch auf, und glänzende Goldmünzen rollten ihm entgegen. Rasch gab er dem Riesen, der sich das alles gefallen ließ, seine Bettdecke von Sand und Steinen zurück, und eilte mit der gewichtigen Beute davon.

Er zählte und rechnete zu Hause die ganze Nacht, und die ausfallende Summe überstieg seine Erwartung. Dennoch beschloß der Schuft, dem rechtmäßigen Herrn des Schatzes den Raub zu verheimlichen, und sich den armen Burschen, der ihm nun vollends ein Dorn im Auge war, mit Gewalt vom Halse zu schaffen. Diesem schönen Vorsatz zu Folge, fing er am Morgen, als der freundliche Jüngling zum Besuch kam, allerhand vom Zaune gebrochene Händel mit ihm an, überhäufte ihn mit grundlosen Vorwürfen und Schimpfreden, that einen Schwur, daß Marie nimmer die Seinige werden solle, und warf ihn endlich, um alle diese Unbilden zu bekräftigen und zu besiegeln, förmlich aus dem Hause.

Es wäre der Jugendkraft des Gemißhandelten ein Leichtes gewesen, den dürren, marklosen Schneider zu überwältigen und in den Sack zu stecken. Er wehrte sich aber nicht, weil ihm sein wüthender Feind, als Mariens Vater, eine heilige Person war. Weinend ging er fort und seufzte unter Weges: „Wie hab' ich das verdient? —

Verlier' ich Marien, so würde mich der Besitz goldener Berge nicht freuen. Der Schatz beim Habichtstein ruhe bis zum jüngsten Tage; ich heb' ihn nicht." — Und er that auch in der folgenden Nacht keinen Schritt darnach.

Während er sie durchweinte, belustigte sich Meister Peter abermals mit seinen Goldstücken, und war noch, als die Thurmglocke zwölf schlug, mit Zählen beschäftiget. Schaudernd vernahm er jetzt schwere Fußtritte, die seine baufällige hölzerne Stiege zu zermalmen drohten. Sie donnerten bis vor seine Thür; diese that sich auf, und herein trat das furchtbare Gerippe des Riesen aus der Höhle beim Habichtstein. Der alte Kriegsknecht, der sonst keine Furcht kannte, kroch mit Stoßgebeten unter den Tisch.

Das Gespenst trug seinen Kopf unter dem Arme, setzte ihn aber beim Eintritt in die Stube an den gehörigen Ort und brüllte: „Hervor, du Schelm! Hier bring' ich dir meinen Kopf, den du sehen wolltest. Nun aber packe dieß gestohlene Gold schnell zusammen und trag's zu Anton, dem's gehört."

Der Schneider saß mit Zähnklappen unter dem Tisch und regte sich nicht.

Desto thätiger war das Gespenst. Es strich mit langen Knochenhänden alle Goldstücke, die auf Tischen und Stühlen herum lagen, rasch zusammen, schüttete sie in den ledernen Sack, zog den alten Dieb aus seinem Versteck, drückte ihm die goldene Last in den Arm, und trieb ihn vor sich her nach Antons Wohnhause. „Angeklopft und hinein!" gebot's an der Thür. „Das Geld abgegeben und gesagt: Marie ist dein! — Sprich kein anderes Wort, sonst brech' ich dir den Hals!"

Gehorsam klopfte der gedemüthigte Meister an die Hausthür. Anton öffnete sie, und machte große Augen, als

er zu einer so ungewöhnlichen Zeit seinen Widersacher vor sich erblickte. Bevor er aber noch seine Verwunderung äußern konnte, setzte ihm Meister Peter den Geldsack vor die Füße und stammelte bebend: „Das ist dein und Marie dazu!“ —

Nach diesen Worten verschwand das lauernde Gespenst von seinem Wachposten am Hause.

Der Weg war dem Schneidermeister nun frei, und er lief wie wahnsinnig von dannen, ohne dem staunenden Jüngling, der ihn sprechen wollte, Rede zu stehen.

Schrecken und Todesangst warfen ihn auf der Schwelle seines Hauses zu Boden. Marie brachte ihn zu Bett. Er fühlte, daß sein Stundenglas ausgelaufen war, und verwandte noch seine letzten Augenblicke zu dem Geständniß seiner Unthat.

Anton, der bald darauf kam, fand ihn schon starr und todt. „O, könnt' ich ihn wieder erwecken!“ rief der gute Mensch. „Wir waren versöhnt; er willigte noch in unsere Verbindung, und dafür wollt' ich ihm Methusalems Alter und alle Schätze der Erde gönnen.“

und Windmühle ihre Gäste zur edlen Wahrheit bekehren wollten, hatten sich auch um ihn das Verdienst erworben, daß er nach der Rückkunft in seine Heimath weniger schwatzte und prahlte, und sich dadurch bei seinen Mitbürgern beliebter machte, als er zuvor gewesen war.

XX.

Die große Dampfmaschine.

Ein Nachtrag zur Geschichte der spartanischen Mahlzeiten in Frauenfeld.

Glaubwürdige Briefe, die neulich aus diesem berühmten Städtchen einliefen, erzählen folgende Begebenheit.

Die Spartaner hatten eben den Gasthof zum Elephanten mit zornigem Getümmel verlassen, als ein junger Reisender, mit einem Ränzel auf dem Rücken, ins Haus trat. Der Wirth und die Seinigen lachten noch über den lustigen Vorgang so unmäßig, daß sie ihn kaum bemerkten.

„Ich komme ja hier in eine recht fröhliche Herberge!“ hob er an. Darf ich fragen, was sich begab?“

Der Wirth erzählte mit der besten Laune die ganze Geschichte.

Der Fremde hörte aufmerksam zu, schüttelte bisweilen den Kopf und sagte zuletzt: „Jammer und Schade, daß man den trefflichen Gedanken des ehrlichen Aristodemus nicht geschickter ausgeführt hat! Man hätte die spartanische Wirthschaft ganz anders einrichten müssen. So angefangen, konnte sie nicht blühen und gedeihen.“

„Warum nehmen Sie, mein Herr, solchen Antheil da-

ran? fragte der Wirth. „Man sollte wahrhaftig glauben, Sie wären der Herr Aristodemus in hoher Person.“

„Wenn ich's nun wäre!“ versetzte der Fremde. „Und — was soll ich's läugnen? — ich bin's!“ —

„Ist's möglich?“ rief der Wirth und zog die Mütze ab. „Nun, ich danke Ihnen, daß Sie mir in den letzten acht Tagen eine gute Einnahme verschafften.“

„Nicht Ursach;“ erwiederte Aristodemus, und ging, mit gesenktem Kopf und den Finger an der Nase, in der Stube auf und nieder.

Der Wirth erlaubte sich die Frage: worüber er so ernsthaft nachdenke.

„Ich will die spartanische Tischgesellschaft wieder in Gang bringen und deßhalb sogleich der Frau Bürgermeisterin meine Aufwartung machen.

„Warten Sie bis morgen!“ sagte der Wirth. „Vormittags ist die Dame allein, und das ist nöthig, weil sich sonst der Herr Bürgermeister ins Spiel mischen und Ihren Antrag mit einem trockenen Nein abweisen möchte.“

Die Frau Bürgermeisterin gerieth in Entzückung, als sich Aristodemus des folgenden Tages ihr vorstellte. „Ich komme,“ begann er, „Ihnen zu danken, daß Sie die von mir empfohlenen spartanischen Mahlzeiten eines Versuchs gewürdiget haben. Ich erfuhr das dreißig Meilen von hier und machte mich schnell auf den Weg, um Ihnen mit gutem Rath und thätigem Beistand zu dienen. Leider komm' ich zu spät! — Ich wollte hier eine große Dampfmaschine aufstellen, die nicht nur äußerst schmackhaft und wohlfeil kochen, sondern auch andere weibliche Arbeiten thun sollte. Sie hätte gewaschen, genäht, gestrickt — in Summa: alle Frauengeschäfte verrich-

tet, und jede Dame, die sich von ihr hätte bedienen lassen, durch Ersparniß bereichert."

„Und diese Wundermaschine, diese Dienerin mit hundert Händen, wollten Sie uns wirklich verschaffen?" fragte sie freudig.

„Ich wollt' es und will's auch noch;" war die Antwort. „Aber ich muß ein Haus dazu einrichten, muß Dampfkessel und Steinkohlen anschaffen — kurz, ich bedarf wenigstens dreihundert Thaler, eh' uns die Maschine eine Suppe kocht oder einen Strumpf strickt. Ist sie aber einmal im Gange, so verdient sie Hundert vom Hundert."

Er berechnete sofort kurz und bündig die Möglichkeit und Sicherheit dieses Gewinnes.

Die Bürgermeisterin sann einige Minuten nach und sagte dann: „Lassen Sie mir bis morgen Bedenkzeit. Wir Frauen müssen uns allenfalls ins Mittel schlagen. Unsere Männer sind beutelscheu." —

Herr Aristodemus empfahl sich mit dem Versprechen, des folgenden Tages wieder zu kommen.

Der Bürgermeister hatte gerade dreihundert Thaler, die zu einer Erbschaft gehörten und erst ins sechs Wochen zur Auszahlung kamen, in gerichtlicher Verwahrung. Die Obhut solcher Gelder überließ der gemächliche Mann seiner Frau. Der Schlüssel des Schrankes, worin sie lagen, war in ihren Händen. Sie dachte: die dreihundert Thaler faulenzen hier. Warum sollen sie nicht arbeiten und dazu beitragen, daß ich mein Leben lang von widerwärtigen Arbeiten befreit werde? Fort mit ihnen! Vor Ablauf der nächsten sechs Wochen gehen andere Geldsummen ein und damit füll' ich die Lücke so lange, bis die wohlthätige Dampfmaschine mein Darlehn zurückzahlt.

ran? fragte der Wirth. „Man sollte wahrhaftig glauben, Sie wären der Herr Aristodemus in hoher Person.“

„Wenn ich's nun wäre!“ versetzte der Fremde. „Und — was soll ich's läugnen? — ich bin's!“ —

„Ist's möglich?“ rief der Wirth und zog die Mütze ab. „Nun, ich danke Ihnen, daß Sie mir in den letzten acht Tagen eine gute Einnahme verschafften.“

„Nicht Ursach;“ erwiederte Aristodemus, und ging, mit gesenktem Kopf und den Finger an der Nase, in der Stube auf und nieder.

Der Wirth erlaubte sich die Frage: worüber er so ernsthaft nachdenke.

„Ich will die spartanische Tischgesellschaft wieder in Gang bringen und deßhalb sogleich der Frau Bürgermeisterin meine Aufwartung machen.

„Warten Sie bis morgen!“ sagte der Wirth. „Vormittags ist die Dame allein, und das ist nöthig, weil sich sonst der Herr Bürgermeister ins Spiel mischen und Ihren Antrag mit einem trockenen Nein abweisen möchte.“

Die Frau Bürgermeisterin gerieth in Entzückung, als sich Aristodemus des folgenden Tages ihr vorstellte. „Ich komme,“ begann er, „Ihnen zu danken, daß Sie die von mir empfohlenen spartanischen Mahlzeiten eines Versuchs gewürdiget haben. Ich erfuhr das dreißig Meilen von hier und machte mich schnell auf den Weg, um Ihnen mit gutem Rath und thätigem Beistand zu dienen. Leider komm' ich zu spät! — Ich wollte hier eine große Dampfmaschine aufstellen, die nicht nur äußerst schmackhaft und wohlfeil kochen, sondern auch andere weibliche *Arbeiten thun sollte.* Sie hätte gewaschen, genäht, gestrickt — *in Summa:* alle Frauengeschäfte verrich-

tet, und jede Dame, die sich von ihr hätte bedienen lassen, durch Ersparniß bereichert."

„Und diese Wundermaschine, diese Dienerin mit hundert Händen, wollten Sie uns wirklich verschaffen?" fragte sie freudig.

„Ich wollt' es und will's auch noch;" war die Antwort. „Aber ich muß ein Haus dazu einrichten, muß Dampfkessel und Steinkohlen anschaffen — kurz, ich bedarf wenigstens dreihundert Thaler, eh' uns die Maschine eine Suppe kocht oder einen Strumpf strickt. Ist sie aber einmal im Gange, so verdient sie Hundert vom Hundert."

Er berechnete sofort kurz und bündig die Möglichkeit und Sicherheit dieses Gewinnes.

Die Bürgermeisterin sann einige Minuten nach und sagte dann: „Lassen Sie mir bis morgen Bedenkzeit. Wir Frauen müssen uns allenfalls ins Mittel schlagen. Unsere Männer sind beutelscheu." —

Herr Aristodemus empfahl sich mit dem Versprechen, des folgenden Tages wieder zu kommen.

Der Bürgermeister hatte gerade dreihundert Thaler, die zu einer Erbschaft gehörten und erst ins sechs Wochen zur Auszahlung kamen, in gerichtlicher Verwahrung. Die Obhut solcher Gelder überließ der gemächliche Mann seiner Frau. Der Schlüssel des Schrankes, worin sie lagen, war in ihren Händen. Sie dachte: die dreihundert Thaler faulenzen hier. Warum sollen sie nicht arbeiten und dazu beitragen, daß ich mein Leben lang von widerwärtigen Arbeiten befreit werde? Fort mit ihnen! Vor Ablauf der nächsten sechs Wochen gehen andere Geldsummen ein und damit füll' ich die Lücke so lange, bis die *wohlthätige* Dampfmaschine mein Darlehn zurückzahlt.

Herr Aristodemus empfing von ihr am folgenden Tage das müßige Geld, um es in Thätigkeit zu setzen.

Sie schlug ihm zugleich ein leer stehendes, feuerfestes Hintergebäude ihres Hauses zur künftigen Wohnung der Dampfmaschine vor. Er fand es dazu bequem, und bat, ihm den geschicktesten Maurermeister des Orts rufen zu lassen. Der Meister kam. Aristodemus zeichnete geschwind einen Ofen und einen Herd auf ein Blatt seiner Schreibtafel und trug Jenem auf, beide sobald als möglich zu bauen. Das versprach der Meister, und gelobte tüchtige Arbeit.

Aristodemus beurlaubte sich dann auf vierzehn Tage von der freundlichen Dame. Er mußte in der nächsten großen Stadt einen Dampfkessel bestellen und Steinkohlen kaufen, die er auf Dampfwagen nach Frauenfeld senden wollte.

Was freute sich die Bürgermeisterin auf alle diese Herrlichkeiten und ewigen Feiertage! Sie sprang ihrem Mann, als er vom Rathhause kam, mit der Nachricht entgegen, daß sie das Hintergebäude sehr vortheilhaft an einen wohlhabenden Fremden vermiethet habe. „Meinetwegen!“ sprach er hastig. „Mich hungert; laß auftragen!“

Ofen und Herd waren in acht Tagen fertig. Aber des Herrn Aristodemus Urlaubszeit verstrich; er sandte weder Steinkohlen, noch kam er selbst, und schrieb auch zu seiner Entschuldigung keine Zeile. Seine Gönnerin wußte nicht, was sie von dem ehrlichen Manne denken sollte. Ihre Angst stieg mit jedem Tage. Es kamen keine neuen Verwahrgelder ein, und die heimlich entfremdeten dreihundert Thaler sollten nächstens ausgezahlt werden. Da mußte sie denn in einen sauern Apfel beißen und *die unbesonnene That* ihrem Gatten bekennen. Er machte

freilich ein bitterböses Gesicht und ließ harte Worte fallen; doch war er so vernünftig, keinen fruchtlosen Lärm zu machen. In aller Stille fuhr er nach der Stadt, wo der Dampfkessel herkommen sollte. Er wollte diesen nicht holen, sondern die fehlende Summe von wohlhabenden Freunden entlehnen.

Dort angekommen, ging er zunächst nach dem Polizeiamte, und erkundigte sich, ob vor fünf Wochen ein gewisser Aristodemus in der Stadt eingetroffen sey. Aber man wußte nichts von ihm. Verdrießlich setzte sich der Bürgermeister in dem Gasthofe, wo er eingekehrt war, zum Mittagsessen an die Wirthstafel. In seiner Nähe saß ein zierlich gekleideter junger Mann, der seinen Nachbarn erzählte: er habe neulich der Bürgermeisterin in Frauenfeld, einer alten, arbeitscheuen Zierpuppe, eine Dampfmaschine versprochen, die kochen, waschen, nähen und stricken könne, und die einfältige Frau warte mit Schmerzen darauf. Das Kleeblatt lachte herzlich. Indessen stand der Bürgermeister auf, ging in die Nebenstube zum Wirth und fragte ihn, wer dieser Mensch sey. „Er wohnt bei mir, nennt sich von Thalburg und läßt viel Geld aufgehen;“ war die Antwort. „So hab' ich ihn verkannt,“ sprach der Bürgermeister mit scheinbarer Gleichgültigkeit. Er ging aber bald nachher aus und holte einen Polizeidiener, den er einstweilen in seiner Stube verbarg.

Nach Tische begab sich der sogenannte Herr von Thalburg in sein Zimmer. Der Bürgermeister folgte ihm, stellte den Polizeidiener an die Thür, klopfte an und sagte beim Eintritt: „Hab' ich die Ehre, den Herrn Aristodemus zu sprechen?“

Erschrocken und bleich antwortete Jener: „Der bin ich nicht.“

„Sie sind's! Das sagt Ihnen der Bürgermeister von Frauenfeld ins Gesicht. Heraus mit den dreihundert Thalern, die Sie meiner Frau abschwatzten.“

Der Bube nahm sich jetzt gewaltsam zusammen und sagte trotzig: „Sie träumen, Herr! Verlassen Sie mich!“

„Nicht ohne meine dreihundert Thaler!“ rief der Bürgermeister. „Draußen steht ein Polizeidiener, der sie mir will wegtragen helfen.“

Nun kroch der Spitzbube zu Kreuze, zog aus seinem Koffer einen Beutel hervor, worin sich noch zwanzig Thaler befanden, übergab zwei leere Beutel und bat um Schonung. Aber ohne Barmherzigkeit rief der Bürgermeister den furchtbaren Thürwächter herein, der den Betrüger zur Haft brachte. Es ergab sich bei der Untersuchung, daß er weder Aristodemus, noch Thalburg hieß, und die verschwendeten zweihundert und achtzig Thaler nicht wieder erstatten konnte. Er büßte seinen Gaunerstreich im Zuchthause.

Der Bürgermeister erhielt das benöthigte Darlehn, kehrte ruhig nach Hause zurück, predigt aber noch bisweilen über das Sprichwort: „Trau, schau, wem!“ und über den Spruch Salomonis: „Durch weise Weiber wird das Haus erbauet; eine Närrin aber zerbricht es mit ihrem Thun.“ — Seine Zuhörerin geberdet sich manchmal übel dabei; doch nimmt sie sich jetzt des Hauswesens lebhafter an, und trachtet nicht mehr darnach, sich durch spartanische Tischgesellschaften und Dampfmaschinen die elende Glückseligkeit der Faulenzer zu erwerben.

Der graue König.

Ein novantiker Roman.

Vorrede.

Der Held dieſes Romans hat vier Beine; wer ihm aber dieß verzeiht, den wird er, wenn nicht angenehmer, doch wenigſtens ſittlicher unterhalten, als es viele der zweibeinigen Ungeheuer thun, die fort und fort aus alten Ritterſchlöſſern und Räuberhöhlen hervorſtürmen und zur Beluſtigung der deutſchen Leſewelt plündern, morden und rohen Lüſten fröhnen. Doch halt! — ich ließ mich da beinahe durch böſe Beiſpiele verleiten, in den auf dem literariſchen Markte jetzt eingeriſſenen Ton der Höckerweiber zu fallen, welche die faulen Fiſche der Nachbarin verſchreien, um ihre eigenen faulen Fiſche an den Mann zu bringen.

Meine Fiſche ſind übrigens, wie ich hoffe, *nicht faul;* ſonſt hätte das Leſſing zu verant-

worten, der mir diese Waare empfohlen hat. Er nennt die Antike, die ich hier aufgefrischt habe, ein meisterhaftes Buch *.

Ungeachtet die Jahrzahl auf dem Titelblatte meines Originals fehlt, so läßt sich doch aus der Vorrede und aus einigen darin vorkommenden Beziehungen auf andere Schriften schließen, daß es im ersten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben, und also über zweihundert Jahre alt ist. Der vollständige Titel heißt: „Esel König. — Eine wunderseltzame Erzeh„lung, wie nämlich die Monarchei vnnd Guber„nament über die vierfüssige Thier geändert, das „Königreich vmbgefallen, vnnd die Krone auff „einen Esel gerathen. Welchergestalt auch der„selb regieret, vnnd wunderbahrer weyse, mit „Gefahr Leibs vnnd Lebens, bald wieder vmb „das Königreich kommen. — Alles sehr kurtz„weylig vnnd lustig, vielleicht auch nit ohne „nutzliche Lehr, zu lesen. — Jetzt erst auß vhral„ter Cimmerischer, dieser zeit ohnbekannten Zun„gen, in vnsere gemeine Mutter-Sprache ver-

* Im dritten Theile des von seinem Bruder herausgegebenen Nachlasses. Ich habe dieses Werk, das ich blos aus dem Gedächtniß citire, nicht bei der Hand, und kann also die Seitenzahl nicht angeben; doch erinnere ich mich, daß die angeführte Stelle in einem darin befindlichen Glossarium, bei Gelegenheit des alten Wortes „äfern“ enthalten ist.

„teutſchet durch Adolph Roſen von Creutzheim. „— Gedruckt zu Ballenſtet, bey Papyrio Schön„ſchrifft.“

Dieſer alte und wahrſcheinlich ſehr ſeltene Roman iſt, mit Einſchluß der Vorrede, auf ſechs und zwanzig Bogen ziemlich enge gedruckt, und durchaus in Proſa geſchrieben.

Ich machte mir bei deſſen Bearbeitung, wie bei jeder andern meiner Schriften, zum Geſetz, niemand zu beleidigen; am wenigſten aber hier den Fürſtenſtand. Das ſey nicht den verſtändigen und unbefangenen Leſern, die es von ſelbſt bemerken werden, ſondern blos den Querköpfen geſagt, die alles ſchief — und mitunter hämiſch — anſehen und deuteln. Dieſe Herren erſuche ich, mein Buch mit ihrer abgeſchmackten Auslegungskunſt zu verſchonen. Es ward nicht für ſie geſchrieben, und iſt durchaus nichts anders, als ein argloſer, auf Beluſtigung abzweckender, komiſcher Roman, der vielleicht unter meiner Behutſamkeit, jeden Anſtoß zu vermeiden, an vielen Stellen gelitten hat; denn ich verwarf manchen launigen Einfall, der ſich mir anbot, blos deswegen, weil er von ſchwachen Leſern mißverſtanden, oder durch boshafte Hermeneutik verdreht werden konnte.

Schon der Verfaſſer des Originals hatte nicht

die Absicht, irgend jemand durch bittere Satire zu kränken. Er sagt in der Vorrede ausdrücklich: „sein Gedicht sey zu keines einigen Menschen, weder hohen noch niedern Standes, verkleinerung vnnd nachtheil gemeinet, sondern allein zur ergetzung vnnd Kurtzweyl geschrieben. Daher werde kein Verständiger sich einbilden, daß etwas darin auf ihn besonders gemünzt sey; es müßte sich denn jemand vorsätzlich selbst einem grimmigen Löwen, arglistigen Fuchsen, einfältigen Esel, oder dergleichen ohnvernünfftigen Vieh vnnd Thieren, in seinem eigenen Sinne, wider des Tichters willen vnnd Meinung, vergleichen wollen: welches, daß es von einem vernünfftigen vnnd verständigen Menschen geschehen möchte, nicht wohl glaublich vnnd vermuthlich sey."

Nun, den klugen und verständigen Sinn, welchen der ehrliche Mann vor zweihundert Jahren seinem Publikum zutraute, den darf ich wohl von meinen aufgeklärtern Zeitgenossen mit vollem Vertrauen erwarten. — Geschrieben im December 1802.

Erstes Kapitel.

Handelt meistens vom König Nobel. Zuletzt fällt der Haupthelb mit der Thür ins Haus. Auch erscheint ein alter Bekannter, Herr Reineke Fuchs, und fängt wieder da an, wo er es gelassen hat.

Der erste König auf Erden war der Löwe. Kaum geschaffen, warf er sich dazu auf. Der Elephant und andere Riesen beugten sich vor dem Uebergewicht seiner Kraft. Er herrschte unumschränkt über alle Vierfüßler.

Und sein gewaltiges Geschlecht
Vererbte, nach des Stärkern Recht,
Jahrtausende lang des Thierreichs Thron
Vom Vater immer auf den Sohn.
Das Volk ertrug das Schnauben und Schnarchen
Der übermüthigen Monarchen,
Und ihrer Räthe Tyrannei
Mit unterthänigster Kriecherei.
Geduldig sah's mit eignen Augen
Das Herzblut seiner Kinder saugen,
Und wünscht' auch wohl aus feigem Gemüth
Den Mördern guten Appetit.

Nach vielen schlimmen Fürsten gewann
Den Scepter endlich ein braver Mann.
Herr Nobel hieß der gute König.
Er schlief sehr viel und dachte sehr wenig.

Natürlich regte sich auch in ihm
Zu manchen Zeiten das Ungethüm,
Das weit und breit die ganze Welt
In Athem setzt und in Athem erhält,
Das gräbt und pflügt, das webt und spinnt,
Das Karten mischt und auf Ränke sinnt,
Das, gleich Orakeln, vor Gericht,
Von Kanzel und Katheder spricht,
Das Handel treibt, in Schlachten führt,
Und Bücher schreibt und recensirt: —
Es regte sich, kurz und deutsch zu sagen,
Im König Nobel auch oft — der Magen.
Doch hielt der liebliche Regent,
Wie die Geschichte treu bekennt,
Den wilden Vielfraß jederzeit
Im Zaum der edlen Mäßigkeit.
Er opfert' ihm nur nach derbem Mahnen
Bisweilen ein Paar Unterthanen,
An welchen der Staat nicht viel verlor.
Vorzüglich packt' er die Herrn am Ohr,
Die sich vom Mark des Landes mit glatten
Rundsäuchen ausstaffiret hatten.
Zum Nachtisch ließ er denn wohl auch
Noch manchen andern entbehrlichen Gauch,
Zum Beispiel einen zierlichen Schranzen,
Den Todesweg hinuntertanzen.

Als er aber dreißig Jahre glorreich regiert hatte, erinnerten ihn Alter und Schwachheit, daß er bald selbst diese Straße ziehen müsse, und er sprach zu dem Erbprinzen Kühnherz: „Lieber Sohn, es geht mit mir zur Neige. Ich werde dir bald den Thron räumen. Ach, wie freudig wollt' ich meine Augen schließen, wenn sie dich nur noch glücklich vermählt sähen! Laß uns unverzüglich dazu Anstalt treffen. Die Fürsten der Menschen pflegen ihre Heirathsgeschäfte durch Botschafter und Bildnisse abzuthun; aber dieser frostige Handel, bei dem das Herz eine stumme

Rolle spielen muß, gefällt mir nicht. Wir könnten uns auch, wenn wir gleich wollten, das Brautwerben nicht so bequem machen, weil es uns an Portraitmalern fehlt. Zwar stümpert hier und da ein Aeffchen ein Konterfei zusammen; doch dergleichen Sudelei dient zu nichts, als naschhafte Vögel damit zu verscheuchen. Mache dich also in Gesellschaft deiner verständigen Mutter, mit der ich darüber schon Abrede genommen habe, selbst auf den Weg, und beschau' die Töchter des Landes. Begib dich zuvörderst an den Hof des guten, alten Königs Eisenklau, der dreihundert Meilen von hier an Afrika's Gränze residirt. Seine Tochter ist, der Sage nach, die schönste Löwenprinzessin der Welt. Es sollte mich herzlich freuen, sie als meine Schwiegertochter zu umarmen; denn ihr Vater ist ein mächtiger Fürst, dessen Freundschaft und Bündniß dir und dem Reiche ungemein nützlich seyn würde. Gefiele sie dir aber nicht, so thu' deinem Herzen keine Gewalt an, sondern sieh dich an andern fürstlichen Höfen um, und suche dir eine Gemahlin nach deinem Sinne!"

Prinz Kühnherz sprach: „Recht wohl, Papa!"
Und reiste fort mit seiner Mama.
Der Pardel und andere vornehme Thiere
Begleiteten sie als Hofkavaliere,
Und Katzen und Hunde, groß und klein,
Als Kammerzofen und Lakain.

Ungefähr eine Woche darauf klagte der König über Unpäßlichkeit und bezog, weil ihm das Getümmel in seiner Burg beschwerlich fiel, das Lustschloß Grimmhildenruhe, welches zum Wittwensitz seiner Gemahlin bestimmt und nach ihrem Namen genannt war.

An diesem zierlichen Palaste hatten, unter der Aufsicht des Oberbaumeisters, des Bibers, die kunstverständigsten

Männer zehn Jahre gearbeitet. Dessen ungeachtet bemerkte man verschiedene wichtige Fehler daran. Unter andern war die Pforte zu niedrig und enge gerathen. Nur Thiere von Löwengröße schritten gemächlich hindurch. Dieses Versehen hatte jetzt die nachtheilige Folge, daß sich der König weder mit seinem Statthalter, dem Elephanten, noch mit andern treuen Räthen und Dienern, die von ansehnlicher Statur waren, besprechen konnte. Er mußte die Reichsgeschäfte blos mit Herrn Reineke Fuchs, dem Kanzler, verhandeln.

Aber dieser berüchtigte Schlaukopf und sein Secretär, das Murmelthier, verdrehten die königlichen Befehle, welche ihnen zur Ausfertigung aufgetragen wurden, nach ihrem Gefallen, und wagten dieß um so mehr ohne Furcht und Scheu, weil der Leibarzt, Doktor Squenz, ein schelmischer Affe, und der Hofkapellan Murner, ein schwarzer, hämischer Kater, mit ihnen unter Einer Decke spielten. Außer diesen vier gelehrten Herren ging niemand von Bedeutung bei dem König aus und ein. Sie konnten also schalten und walten, wie sie wollten.

Aus ihrer geheimen Schmiede lief
Drum mancher königliche Brief
Voll unerhörter Tyrannei.
Viel wackre Bürger seufzten: „Ei, ei!
Jetzt herrscht der Fuchs nach seinem Geschmack,
Er und sein Anhang sind Schelmenpack.
O, wären alle vier gehangen!
Sie halten den König wie gefangen;
Und bleibt er länger in ihrer Hand,
So geht zu Grunde das Vaterland.
Man muß ihn bitten und beschwören,
In seine Burg zurückzukehren,
Wo jeder treue Biedermann
Ihn sehen und berathen kann.“

Hierauf sandten die Patrioten, mit Vorwissen und Genehmigung des Statthalters, eine Deputation an den König. Sie bestand aus lauter kleinen Leutchen, worunter Herr Wacker, der Hund, Herr Schlafkunz, der Dachs, und Herr Bartel, der Bock, die vornehmsten waren.

Eilend wanderte diese Gesellschaft nach Grimmhildenruhe; allein Herr Bartel hatte dort die Unannehmlichkeit, daß er das Schloßpförtchen für seine großen Hörner zu klein fand. Da er einer der angesehensten Abgeordneten war und man seine mehrmals erprobte Beredtsamkeit nicht gern entbehren wollte, so gaben sich seine Gefährten alle erfinnliche Mühe, ihn hindurch zu zwängen. Einige zogen ihn am Bart, andere schoben hinten; aber es ging durchaus nicht, und er mußte, nach langen Martern, unverrichteter Sache wieder abtrollen.

Der übrige Ausschuß erhielt Gehör bei dem König und that ihm den unterthänigsten Antrag, seine Burg wieder zu beziehen, und sich zu dieser Reise eines bequemen Tragbettes zu bedienen. Der kranke Herr nahm dieses Ansinnen nicht ungnädig auf und willigte sogleich darein; aber Reinecke und seine Spießgesellen machten saure Gesichter, winkten sich mit den Augen, und Doktor Squenz trat mit dem Einwand hervor, daß er diesen Wohnungswechsel, nach Pflicht und Gewissen, nicht erlauben könne. Er bewies mit lateinischen und griechischen Worten, der König würde in dem Augenblicke, da er sich der Luft aussetzte, Todes verfahren.

„Da sey Gott vor!“ fiel Magister Murner ein, und faltete seine Pfötchen wie Hände. „Ich, als Seiner Majestät Seelsorger, muß die vorhabende Veränderung ebenfalls abrathen. Denn da sich Allerhöchstdieselben, wie der Herr Leibmedicus, leider! versichern, in den bedenk-

lichsten Umständen befinden, so würde das Heil der Seele unvermeidlich gefährdet, wenn Dero Andachten durch Audienzen und andere irdische Geschäfte unterbrochen werden sollten. Letztere besorgt denn auch, wie mich dünkt, der Herr Kanzler so fleißig und treu, daß wohl Ihro Majestät, ohne Nachtheil des Reichs, der nöthigen Gemüthsruhe genießen können."

Reineke dankte dem heuchlerischen Baalspfaffen für diese Schmeichelei mit einer ehrerbietigen Verbeugung und sagte kein Wort. Aber der König sprach zu den Deputirten: „Ich finde die Vorstellungen meines Leibarztes und Beichtvaters sehr gegründet, und nehme deßhalb meinen übereilten Entschluß, diesen Ort zu verlassen, wieder zurück. Im übrigen bin ich Euch und allen getreuen Unterthanen in Gnaden gewogen."

So blieb denn alles hinfort beim Alten,
Und Reinekens Mandate galten.
Er schärfte nun erst recht den Kiel,
Trieb doppelt frech sein Chikanenspiel,
Und drehte täglich ganz ungescheut
Ein Näschen von Wachs der Gerechtigkeit.
Drum murrte man im ganzen Lande
Stark über ihn und seine Bande.

Doktor Squenz bekam endlich auch seine Noth. Der König hatte, als eine Zugabe seiner Hauptkrankheit, bisweilen Anfälle eines wüthenden Wolfhungers, der von dem Hofquacksalber Febris famelica (auf Deutsch, das Freßfieber) genannt ward. In solchen bösen Stunden überschritt der Patient alle Schranken der Mäßigkeit, und war besonders so fleischlüstern, daß er manches gute Thierchen, das ihn ehrfurchtsvoll besuchte, plötzlich ergriff und ohne Salz und Schmalz verzehrte. Dabei ward dem Leib-

arzt nicht wohl zu Muthe. Der Tod lief ihm übers Grab, so oft er den Puls des Königs befühlte; denn er befürchtete jeden Augenblick, selbst ergriffen und zerrissen zu werden. Diese Gefahr schien ihm darum besonders groß, weil er in medicinischen Schriften gelesen hatte, daß Affenfleisch eine stärkende Arzenei für schwache Löwengreise sey. Wie leicht, dachte er, kann dieß der König durch einen boshaften Klätscher erfahren, und dann ist es um dich geschehen.

An seiner Stelle hätte mancher Andre vielleicht ein unbedeutendes Vetterchen oder Mühmchen seiner eigenen Sicherheit geopfert; ihm aber war seine Familie zu lieb und werth, und er warnte sie fleißig, dem König nicht zu nahe zu kommen. Da er das selbst, Amts halber, nicht vermeiden konnte, so band er sich, als einen Talisman gegen Todesgefahr, einen Scorpion an den Hals und badete sich in der Brühe eines mit Knoblauch abgesottenen Hahns; denn er hatte gehört, daß diese Dinge der Natur des Löwen zuwider wären.

Richtig! Herr Nobel hielt sich Augen und Nase zu und fragte zornig: Was habt Ihr gethan?

„Ich bin mit Flüssen behaftet," antwortete der Doktor, „und mußte mich dieser widerlichen Arzeneimittel dagegen bedienen."

Dumme Streiche! — brummte der Kranke: Bleibt mir künftig drei Schritte vom Leibe!

So hatte sich also der pfiffige Doktor glücklich festgemacht; aber andere Thierchen fing und verschlang der König nach wie vor. Er schonte, wenn ihn der Heißhunger anfiel, seiner theuersten Lieblinge nicht.

allein er benahm sich, als er Hand ans Werk legte, sehr ungeschickt, und der Statthalter rieth ihm, wenn er die Sache nicht besser verstehe, sie lieber bleiben zu lassen.

Das geschah. Dagegen ward beschlossen, die königliche Haut säuberlich vom Körper abzulösen, auszustopfen und als Statüe aufzustellen. Auf diese Weise hoffte man, die entflohene Seele des Königs, der zeitlebens fast nichts als ein stummer Götze gewesen war, wenig vermißt zu werden.

Am Begräbnißtage hielt der Hofkapellan eine rührende Leichenpredigt, und alle Zuhörer zerflossen in Thränen. Zwölf schwarze Bären trugen den Leichnam; der Statthalter und der Kanzler die Reichskleinode. Sterbelieder mauend, zog Murner mit seiner zahlreichen Katzenkleriset voran, und ein unübersehbares Heer von königlichen Dienern folgte dem Sarge.

Bei dessen Einsenkung machte der Obermühlmeister, Herr Simpel, seines Zeichens ein Esel, einen höchst unklugen Streich. Er, wie alle Leute seines Schlages, sehr neugierig, drängte sich mit Gewalt zur Gruft, um die Beisetzung recht genau einzunehmen. Es gelang ihm nicht ganz; denn am Ende stand noch eine doppelte Reihe vornehmer Herren vor ihm, die er nicht wie den Pöbel auf die Seite stoßen konnte. Er ragte, weil sie von ansehnlicher Leibesgröße waren, nur mit den Ohren über sie empor, und sah also von den Beerdigungs-Feierlichkeiten wenig oder nichts. Doch Genies, wie er, wissen sich zu helfen. Er trat, die glotzenden Augen starr nach dem Grabe gerichtet, auf die Hinterbeine, kam aber unvorsichtiger Weise mit einem Vorderfuße dem Statthalter so ungebührlich nahe, daß er die königliche Krone, welche Jener auf einem sammtenen Kissen auf dem Rücken trug, plötzlich zur Erde warf.

Alle Anwesende entsetzten sich darüber. Der Statthalter gerieth in den heftigsten Zorn und wollte den Majestätsschänder in Verhaft nehmen lassen. Allein Herr Simpel entschuldigte sich mit der ehrlichsten Miene, und betheuerte höchlich, daß er sich nicht mit Vorsatz, sondern aus Plumpheit vergangen habe. Dieß aufrichtige Bekenntniß bewirkte ihm Verzeihung, und er kam mit einem Verweise davon.

Dieser Vorfall machte viel Aufsehen. Es traten sogar Propheten auf, die ihn als das Vorzeichen einer nahen, großen Staatsveränderung auslegten.

Zweites Kapitel.

Zwei gelehrte Abenteurer treffen ein. Herr Reineke brütete über einem Ei, läßt sich ablösen und verkriecht sich unter einen Kutschermantel. Es entsteht eine Volksgährung, und man beschließt ein feierliches Königsexamen.

Einige Tage nachher kamen in der Residenz zwei reisende Fremdlinge an, die sich Denkling und Schalkwitz nannten. Jener, ein stattlicher Maulesel, war mit dem Ober-Mühlmeister verwandt; dieser, ein netter Kreuzfuchs, war der Schwager des Kanzlers. Beide rühmten sich, Philosophen und Schüler eines damals berühmten Weltweisen zu seyn.

So viel war sicher und bekannt,
Daß Denkling einst für ihn aufs Land,
Wo er im Lenz seinen Sitz aufschlug,
Zwei schwere Kisten voll Bücher trug,
Und daß Herr Schalkwitz einige Mal
Ihm seine Hühner und Enten stahl.

In einer nähern Verbindung hatten sie mit dem großen Manne nicht gestanden; aber dennoch dachte der Eine, er hätte den Geist der ihm aufgeladenen Schriften eingesogen, und der Andere glaubte, mit den Kapaunen des Philoso*phen alle* seine Gelehrsamkeit verdaut zu haben. Darum

stolzirten sie mit hohen Nasen und Mienen herum, und wollten alles, was sie sagten und behaupteten, als Götterspr üche geltend machen. Die gemeinsten und bekanntesten Dinge hüllten sie in einen dichten Schleier von dunkeln Worten, und gaben sie dann für neuerfundene Wahrheiten aus. Durch diese Marktschreierkunst erwarben sie sich unter einfältigen Leuten viel Bewunderer und Anhänger.

Der kluge Kanzler ließ sich so nicht blenden. Er sah vollkommen ein, daß sein Schwager ein seichter Schwärmer war; doch hielt er ihn für brauchbar, ein Ei vollends auszubrüten, über welchem er selbst seit dem Tode des Königs in geheimer Stille saß.

Er hatte nämlich die Löwenregierung, bei der kein ehrlicher Mann seines Lebens sicher war, ganz zur Genüge, und wünschte daher, daß sie durch eine Revolution abgeschafft und ein minder furchtbares Reichsoberhaupt erwählt werden möchte. Dieses Herzensgeheimniß raunte er seinem Schwager ins Ohr, und trug ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit auf, das Volk gegen den abwesenden Kronprinzen zu empören. „Ich habe," sprach er, „blos das Wohl des Vaterlandes vor Augen. So redlich aber auch meine Absicht ist, so darf ich dennoch keinen öffentlichen Schritt deßhalb thun; denn ich bin der Löwenfamilie mit Pflichten verwandt, stehe hier in Amt und Würden, habe Weib und Kinder, und Haus und Hof. Stellt' ich mich an die Spitze der Rebellion, und sie mißglückte: was wär' ich für ein geschlagener Mann! Doch du, Herr Bruder, bist hier fremd und hast nichts zu verlieren. Siehst du das Ding schief laufen, so ziehst du den Kopf aus der Schlinge und machst dich über alle Berge davon. Gelingt hingegen deine Unternehmung, so wird dich der neue König

als seinen Schöpfer betrachten, und dich mit Reichthum und Ehre belohnen. Drum frisch an's Werk, Herr Bruder! Du weißt, wo die Zäume hängen; ergreif sie muthig und lenke das schwache, weichmäulige Volk! Unbemerkt, und gleichsam unter deinem Mantel verborgen, will ich neben dir auf dem Bocke sitzen und dir leise zuflüstern, wie du kutschiren sollst."

Schalkwitz, der für sein Leben gern Ränke spielte, übernahm die ihm zugetheilte Rolle mit Vergnügen, und zog seinen Freund Denkling mit ins Geheimniß. Dieser versprach ihm den eifrigsten Beistand, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, ihr gemeinschaftliches Streben dahin zu richten, daß sein Vetter Simpel zur Krone gelangte.

Ueber diesen Punkt konnte sich der Kreuzbruder nicht auf der Stelle bestimmt erklären; er mußte vorher des Kanzlers Gutachten einholen. Dieß fiel ganz nach Denklings Wünschen aus. „Herr Simpel," sprach Reineke, „ist ein Ehrenmann, dem ich lieber als allen andern die Krone gönnen wollte. Unter einem solchen Könige wär' es eine Lust, Kanzler zu seyn."

Nun streuten die Klügler von Haus zu Haus
Den Feuerstoff der Empörung aus,
Und eilend durchflog, wie ein Stoppelbrand,
Die wüthende Flamme das ganze Land.
Man griff zu den Waffen und rief allenthalben:
„Laßt uns Herr Simpeln zum König salben!"

Der Statthalter, die Reichsräthe und alle verständige Biedermänner erschracken über dieses Beginnen, und bemühten sich vereint, den Aufruhr zu dämpfen. Aber Jan Hagel hatte für ihre vernünftigen Vorstellungen keine Ohren. Er lärmte fort, schmückte sich mit eselsgrauen Ko-

karden und schrie: „Es lebe die Freiheit! Weg mit den tyrannischen Erbfürsten! Einen Wahlkönig oder keinen!“ —

Um Zeit zu gewinnen, machte der Statthalter Miene, den Aufrührern nachzugeben. Er erließ ein Edikt, worin er Anfangs mit glimpflichen Worten zur Treue gegen den rechtmäßigen Thronfolger ermahnte. Wenn jedoch, setzte er hinzu, die Mehrheit der Nation durchaus einen andern König verlangte, so möchte man sich wenigstens mit dieser hochwichtigen Sache nicht übereilen, sondern eine feierliche Wahl anstellen. Zu dieser Handlung bestimmte er einen gewissen Tag, der aber noch so weit entfernt war, daß indessen der Prinz, an den er heimlich einen Courier gesandt hatte, ins Land zurück kommen konnte.

Das aufrührische Volk triumphirte, als es seine sich angemaßte Souveränität so halb und halb von dem Statthalter anerkannt sah, und erklärte sich nun gegen denselben durch eine Deputation, daß es den Wahltag ruhig abwarten wolle. Indessen wurden dem Herrn Simpel schon vorläufig königliche Ehren erwiesen.

Ihm schallte Jubel und Vivatruf;
Abgöttisch küßte man ihm den Huf,
Jan Hagel tanzte vor ihm her,
Die Bürgergarde trat ins Gewehr,
Und man versah ihn von allen Enden
So reichlich mit Disteln und ähnlichen Spenden,
Daß bald sein Haus ein Magazin
Für alle Esel der Erde schien.

In diesem Taumel verflossen einige Wochen. Jetzt kam der Königssohn plötzlich ins Land zurück. Allein der Statthalter und andere rechtliche Leute hatten vergebens darauf gerechnet, daß sich das Volk, sobald es ihn erblickte, ihm reuig wieder in die Arme werfen würde. Nur die Gro-

als seinen Schöpfer betrachten, und dich mit Reichthum und Ehre belohnen. Drum frisch an's Werk, Herr Bruder! Du weißt, wo die Zäume hängen; ergreif sie muthig und lenke das schwache, weichmäulige Volk! Unbemerkt, und gleichsam unter deinem Mantel verborgen, will ich neben dir auf dem Bocke sitzen und dir leise zuflüstern, wie du kutschiren sollst."

Schalkwitz, der für sein Leben gern Ränke spielte, übernahm die ihm zugetheilte Rolle mit Vergnügen, und zog seinen Freund Denkling mit ins Geheimniß. Dieser versprach ihm den eifrigsten Beistand, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, ihr gemeinschaftliches Streben dahin zu richten, daß sein Vetter Simpel zur Krone gelangte.

Ueber diesen Punkt konnte sich der Kreuzbruder nicht auf der Stelle bestimmt erklären; er mußte vorher des Kanzlers Gutachten einholen. Dieß fiel ganz nach Denklings Wünschen aus. „Herr Simpel," sprach Reineke, „ist ein Ehrenmann, dem ich lieber als allen andern die Krone gönnen wollte. Unter einem solchen Könige wär' es eine Lust, Kanzler zu seyn."

Nun streuten die Klügler von Haus zu Haus
Den Feuerstoff der Empörung aus,
Und eilend durchflog, wie ein Stoppelbrand,
Die wüthende Flamme das ganze Land.
Man griff zu den Waffen und rief allenthalben:
„Laßt uns Herr Simpeln zum König salben!"

Der Statthalter, die Reichsräthe und alle verständige Biedermänner erschracken über dieses Beginnen, und bemühten sich vereint, den Aufruhr zu dämpfen. Aber Jan Hagel hatte für ihre vernünftigen Vorstellungen keine Ohren. Er lärmte fort, schmückte sich mit eselsgrauen Ko-

karden und schrie: „Es lebe die Freiheit! Weg mit den tyrannischen Erbfürsten! Einen Wahlkönig oder keinen!“ —

Um Zeit zu gewinnen, machte der Statthalter Miene, den Aufrührern nachzugeben. Er erließ ein Edikt, worin er Anfangs mit glimpflichen Worten zur Treue gegen den rechtmäßigen Thronfolger ermahnte. Wenn jedoch, setzte er hinzu, die Mehrheit der Nation durchaus einen andern König verlangte, so möchte man sich wenigstens mit dieser hochwichtigen Sache nicht übereilen, sondern eine feierliche Wahl anstellen. Zu dieser Handlung bestimmte er einen gewissen Tag, der aber noch so weit entfernt war, daß indessen der Prinz, an den er heimlich einen Courier gesandt hatte, ins Land zurück kommen konnte.

Das aufrührische Volk triumphirte, als es seine sich angemaßte Souveränität so halb und halb von dem Statthalter anerkannt sah, und erklärte sich nun gegen denselben durch eine Deputation, daß es den Wahltag ruhig abwarten wolle. Indessen wurden dem Herrn Simpel schon vorläufig königliche Ehren erwiesen.

Ihm schallte Jubel und Vivatruf;
Abgöttisch küßte man ihm den Huf,
Ian Hagel tanzte vor ihm her,
Die Bürgergarde trat ins Gewehr,
Und man versah ihn von allen Enden
So reichlich mit Disteln und ähnlichen Spenden,
Daß bald sein Haus ein Magazin
Für alle Esel der Erde schien.

In diesem Taumel verflossen einige Wochen. Jetzt kam der Königssohn plötzlich ins Land zurück. Allein der Statthalter und andere rechtliche Leute hatten vergebens darauf gerechnet, daß sich das Volk, sobald es ihn erblickte, ihm reuig wieder in die Arme werfen würde. Nur die Gro-

ßen des Reichs, unter denen sich auch der doppelzüngige Kanzler befand, bewillkommten ihn mit ehrfurchtsvollen Versicherungen unveränderter Treue. Der kleinere Theil des Bürgerstandes beobachtete eine stille Neutralität; aber der große Haufe sang Spottlieder vor der königlichen Burg, und hätte sich wahrscheinlich noch schlimmere Ausschweifungen erlaubt, wenn nicht der Wahltag vor der Thüre gewesen wäre.

Kühnherz billigte die gelinden Maßregeln des Statthalters und verwarf seiner Hofleute Rath, den Abgott des Pöbels heimlich aus dem Wege zu räumen und die Rädelsführer des Aufstandes mit dem Tode zu bestrafen. „Nein," sprach er, „lieber will ich den Thron meiner Väter verlieren, als durch Blutströme hinaufschreiten." Diese schönen Worte, die von seinen Freunden überall ausgebreitet und auch in der Hofzeitung bekannt gemacht wurden, gewannen ihm viele Herzen. Seine Partei wuchs mit jeder Minute, und hielt zuletzt dem grauen Bunde, wie sich die Volksrotte nannte, völlig das Gleichgewicht.

Lustig und keck, und mit einem jauchzenden Gefolge erschien Herr Simpel bei Sonnenaufgang seines Ehrentages auf dem Wahlplatze; aber der unerwartete Anblick seiner vielen Gegner drückte plötzlich seine hoch gereckten Ohren so schlaff und tief zur Erde, daß Schalkwitz bequem hineinflüstern konnte: „Rafft Euch zusammen, Herr Kronkandidat! Warum senkt Ihr die Ohren, das stolze Panier unsers Bundes? Das macht auf die Gemüther der Versammlung einen schädlichen Eindruck. Wer eine Sache muthlos verloren gibt, der hat sie schon verloren! Aber ich wette meinen eigenen Kopf gegen einen Distelkopf: *Ihr werdet König!*"

Herr Simpel hob auf dieß Ermahnen
Ein wenig seine Bundesfahnen,
Sie sanken aber bald zurück;
Denn plötzlich sah er mit scheuem Blick
Den Statthalter über den grünen Plan
Eilfertig schreiten und sich ihm nah'n.
Der Graue sprach sein Leben lang
Nicht gern mit Herrn von solchem Rang,
Und jetzt, sich böser Dinge bewußt,
Hatt' er dazu noch minder Lust:
Drum trabt' er, so geschwind er konnte,
Weit hinter seines Häufleins Fronte.

Der Statthalter kam indessen immer näher und redete mit lauter Stimme den grauen Bund folgender Maßen an: „Liebe Mitbürger, ihr wandelt einen gefährlichen Weg, der euch, wenn ihr nicht bald umkehrt, ins Verderben führen wird. Habt ihr euch noch nicht eines Bessern besonnen? Besteht ihr noch darauf, dem rechtmäßigen Thronerben den schuldigen Gehorsam zu versagen und einen andern König zu begehren?“

Ja! rief hundertstimmig der Bund: Herr Simpel sey König!

„Sinnlose Rebellen!“ zürnte der Statthalter: „Glaubt ihr, nur befehlen zu dürfen? — Seht ihr nicht hinter mir die Edelsten des Reichs, und eine Menge redlicher Bürger, die sammt und sonders entschlossen sind, ihre Treue gegen das Königliche Haus mit ihrem Blute zu versiegeln? — Widersetzt euch nicht länger der alten, schönen Ordnung, Ihr erregt sonst einen bürgerlichen Krieg, in welchem ihr wohl keine Lorbeern einernten möchtet. Die tapfersten Helden des Landes, der Tiger, der Bär, der Wolf und mehrere solche muthige Streiter, stehen gegen euch zum Kampfe gerüstet. Jeder von ihnen nimmt es

einzeln mit euch allen zugleich auf. Sie lechzen nach eurem Blute; sie wollen von keiner Eselswahl hören; sie brechen los, sobald dazu Anstalt gemacht wird. Selbst der junge mildherzige Prinz würde nicht im Stande seyn, ihrer Wuth Einhalt zu thun. Aber er wünscht, eures Lebens zu schonen, und will deßhalb zu einer öffentlichen Prüfung, ob er oder Herr Simpel der Krone würdiger sey, herablassen. Wer als der Beste und Geschickteste befunden wird, soll ohne weitern Widerspruch als König anerkannt werden."

Reineke gab hinter des Statthalters Rücken durch vorsichtiges Kopfschütteln und andere stumme Zeichen seinem Schwager zu verstehen, daß man sich auf diesen Friedensvorschlag nicht einlassen sollte, und der Kreuzherr protestirte denn auch sogleich, als Redner des Bundes, dagegen. Aber der Tiger und die übrigen Helden, welche seinen Einwand von Weitem hörten, fletschten darüber grimmig die Zähne und setzten sich drohend in Bewegung. Das that auf die Genossen des grauen Bundes eine lustige Wirkung. Zitternd verkroch sich einer hinter dem andern, und die Meisten riefen ängstlich: „Wir bewilligen alles, was der Herr Statthalter befehlen."

Nun durfte dieser nur sagen: Packt euch heim! so lief das feige Gesindel aus einander, und die Revolution war vorbei; allein er hatte dazu keinen Auftrag, und erlaubte sich nicht, den Befehl des Prinzen eigenmächtig zu überschreiten. Vielleicht wollte er auch sich und seinen Freunden ein possirliches Schauspiel nicht verderben, von dem *er sich* voraus versprach, daß es zur Ehre des Prinzen *ausfallen müßte*. Kurz, er antwortete dem grauen Bunde: *„Es freut mich*, daß euer Starrsinn noch ein wenig biegsam ist. Die Prüfung der Kronkandidaten mag also heut

über acht Tage auf eben dem Platze, wo wir uns jetzt befinden, vor sich gehen. Jeder von ihnen wählt sich indessen einen Anwalt, der in einer öffentlichen Rede die Vorzüge seines Klienten darstellen soll. Wenn dieß geschehen ist, legen sie selbst, der Prinz und Herr Simpel drei Proben ihrer körperlichen Geschicklichkeit ab. Diese sind: erstens ein Wettsprung, zweitens ein Wettlauf, und drittens eine Wettjagd auf irgend ein flüchtiges Thier." —

Wozu das dritte Kampfspiel? rief der naseweise Schalkwitz: wir sind ja nicht hier beisammen, um einen Hetzmeister zu wählen. Unser künftiger Beherrscher braucht kein Jäger zu seyn. Leider, waren es seine Vorfahren mehr als zu sehr! König Nobel beschäftigte sich noch auf dem Todbette damit, seine getreuen Unterthanen zu fangen und zu speisen. Drum wünschen und wollen wir einen König, der sich gar nicht aufs Jagdwesen versteht. —

„Vorlauter Schwätzer!" fuhr ihn der Statthalter an: „Woher habt Ihr das Recht, Euch in die Angelegenheiten unsers Landes zu mischen? Ihr seyd ein Fremdling und Eure Stimme gilt so viel als das hohle Brausen des Windes. Ich würdige Euch gar keiner Antwort. Doch gegen die von Euch verführte und aufgewiegelte Menge will ich mich erklären: daß die dritte Kampfprobe nicht darauf abzweckt, den erledigten Thron mit einem jagdgerechten Könige zu besetzen. Die Kronprätendenten sollen dadurch blos, so wie durch die erste und zweite Probe einen Beweis ihrer Gewandtheit und Ringfertigkeit geben, damit wir uns, wenn unser Land von unruhigen Nachbarn mit Krieg überzogen wird, darauf verlassen können, einen wackern und rüstigen König an unserer Spitze zu haben."

Jetzt bewegte der Elephant seinen Rüssel und schob da

mit den Kreuzbruder, der sich vor seinem Häuflein wie ein Frosch im Mondschein brüstete, ziemlich unsanft auf die Seite. Dann trat er dem Trupp näher und fragte: „Habt ihr mich verstanden? Wollt ihr Krieg oder Frieden?“

Frieden! Frieden! riefen die muthlosen Gesellen: Wir bewilligen alles, was der gnädige Herr Statthalter befehlen. —

„Nun, so bleibt es bei dem Wettstreite!“ sprach er und kehrte zur Hofpartei zurück, die sich frohlockend nach Hause begab.

Aber bestürzt blieben die Brüder des grauen Bundes versammelt und ließen sich von ihrem Anführer weidlich ausschelten. O, ihr feigen Memmen! rief er aus: jeder Großsprecher kann euch ins Bockshorn jagen! Hättet ihr einfältigen Jaherren doch geschwiegen und mich allein reden lassen! Nun stecken wir zwischen Thür und Angel, und es wird Mühe kosten, uns mit Ehren herauszuziehen. Vor der Lobrede auf unsern künftigen König ist mir zwar nicht bange; denn ich übernehme sie selbst und darf mir wohl zutrauen, den gegenseitigen Anwalt, wenn er auch ein zweiter Demosthenes wäre, mit meiner Beredtsamkeit zu überwinden: aber die Proben! die Proben! — Wie gefallen sie Euch, guter Herr Simpel?

„Man macht mir die Sache zu schwer!“ seufzte der Obermühlmeister, und senkte die Ohren so tief, daß er sechs Beine zu haben schien. „Ich bin entschlossen, mir die hohen Gedanken aus dem Sinne zu schlagen und meine Disteln in Ruhe zu genießen. Das ist das Klügste, was ich thun kann. Denn würd' ich auch König, was hätt' ich davon? Nichts, durchaus nichts, als — satt essen. *Nun, so glücklich bin ich schon jetzt.*“

Ei, mein werther Herr, fiel Schalkwitz ein, lebt man

denn blos, um zu essen? Ich denke, man ißt, um zu leben. Kitzelt Ihr aber gern Euren Gaumen, so könnt Ihr ja als Fürst viel feiner und stattlicher schmausen, als zeither; denn die lieben, wohlfeilen Disteln, womit Ihr bis jetzt Euch begnügen mußtet, kitzeln doch, meines Erachtens, den Gaumen ein wenig zu stark. —

„Jeder nach seinem Geschmack!“ versetzte Herr Simpel.

Darüber läßt sich freilich nicht streiten; entgegnete der Kreuzherr: am wenigsten haben wir jetzt Zeit dazu. Von den Proben, den verdammten drei Proben, müssen wir sprechen! Ein böser Geist hat das Hofvolk auf diesen Einfall gebracht. Doch, Herr Patron, fürchtet Euch nicht allzusehr davor! Vertraut auf den mächtigen Beistand des Glücks, das sich Eurer großen, durch die ganze Welt zerstreuten Familie gern annimmt, und deßhalb, nach einem unter den Menschen bekannten Sprichworte, ihr Vormund genannt wird. Hoffentlich steht es auch Euch in der Stunde der Prüfung bei. Wär' es aber unhöflich genug, Euch den Rücken zu kehren, so büßt ihr dennoch in dem gewagten Spiele nichts ein. Ihr bleibt im schlimmsten Falle, ein ehrlicher Esel und habt den unsterblichen Ruhm, daß man Euch Kron' und Scepter antrug. Der Löwe hingegen kann nichts gewinnen, doch alles verlieren. Siegt er in den Kampfproben, so behauptet er mit Müh' und Noth den ihm angebornen königlichen Stand; wird er aber überwunden, so stürzt er von der Höhe des Throns in den Staub. —

Diese Vorstellungen fanden Eingang. Herr Simpel gab sein Wort, den dreifachen Wettstreit zu wagen. Nun kam die Rede darauf, wie er sich dazu vorbereiten sollte. Hierüber waren die Gelehrten des Bundes uneins. Einige empfahlen ihm knappe Kost, um seine Glieder leicht und

geschmeidig zu machen; andere riethen, den Körper durch tapferes Schmausen zu stärken.

„Wohl gesprochen!“ rief Herr Simpel den Letztern zu: „Ich will lieber doppelte Portionen essen, als mich doppelt auslachen lassen, wenn ich nach achttägigem Fasten mit meinen Kunststücken durchfalle.“

Von Seiten des Prinzen ward Wacker, der Hund, zum Anwalt ernannt. Er nahm diesen wichtigen Auftrag nicht auf die leichte Achsel, sondern bearbeitete seine Rede mit dem größten Fleiß, und sann und las und schrieb Tag und Nacht. Der Hofkapellan, welcher natürlicher Weise dem königlichen Hause ergeben war, lieh ihm dazu mit Vergnügen die vortrefflichsten Werke aus seiner Bibliothek.

Drittes Kapitel.

Quinteſſenz einer Lobrede, dergleichen wohl noch nie auf einen Eſel gehalten ward. Der hochgebenedeite Held iſt von dem an ihn verſchwendeten Weihrauch ſo benebelt, daß er einen häßlichen Stolprian macht.

Fortuna hielt die Königswage
An einem wunderſchönen Tage;
Man ſah nicht eines Wölkchens Spur
Auf der azurnen Himmelsflur,
Und ſorgſam verſchloß der Gott der Winde
In Felſenhöhlen ſein wildes Geſinde,
Nur Zephyr gewann durch Schmeicheln und Flehn
Erlaubniß, ein wenig ſpazieren zu gehn.

Mit Anbruch des Tages lief alles, was vier Beine hatte, nach der grünen Aue, wo das große Haſardſpiel beginnen ſollte. Man ſtritt unter Weges, wer gewinnen oder verlieren würde und ging ſogar hohe Wetten ein. Es gehörte wahrlich! viel Muth dazu, auf Simpeln etwas zu wagen; doch es geſchah und darf uns auch eben nicht wundern. Jeder Schwachkopf hat einen Anhang von gläubigen Seelen, die ihn für einen großen Mann halten.

Der Platz, wo die Redner auftreten ſollten, war eine anmuthige Wieſe.

Ehrwürdige Greise von Bäumen sahn
Ringsum das bunte Gewimmel an,
Und boten ihm auf Blumenmatten
Gastfreundlich Obdach und kühlen Schatten.

Alt und Jung lagerte sich unter ihren grünen Sonnenschirmen und wartete mit Ungeduld auf den Anfang des Schauspiels.

Zuerst erschien Herr Simpel mit einem Rosenkranze geschmückt. Auch sein Schweif war mit Blumen durchflochten, und ein Affe trug ihn mit dem Anstand eines fürstlichen Schleppenträgers. Die vornehmsten Glieder des grauen Bundes machten das Gefolg ihres Helden aus. Denkling und Schalkwitz gingen ihm zur Seite und hatten viel Mühe, durch Trostsprüche seine Ohren steif zu erhalten. Man führte ihn auf einen schattigen Hügel, wo er sich niederzulassen und ein Frühstück einzunehmen geruhte.

Bald darauf kam Kühnherz ohne Gepränge. Er wählte sich unter dem ersten dem besten Baume einen Platz und frühstückte nicht. Herr Wacker saß neben ihm, bis es Zeit ward, die Rednerbühne zu besteigen, die mitten auf der Wiese errichtet war. Nahe dabei hatte man erhabene Sitze für die Kampfrichter bereitet, welche durch einen öffentlichen Eid angeloben mußten, ohne Ansehen der Personen zu urtheilen. Es waren theils Gelehrte, theils Männer, die sich auf ritterliche Uebungen verstanden. Der Kanzler, Doktor Squenz und Magister Murner saßen auf der Gelehrtenbank obenan, waren aber nicht mehr das trauliche Kleeblatt, wie vormals; denn Reineke hielt es heimlich mit dem Esel, der Schwarzrock mit dem Prinzen, und der Leibarzt hätte lieber gar eine Republik gehabt.

Als man mit den nöthigen Vorbereitungen zu Stande *war, rief ein Maulesel*, als Herold aus: die Redner soll-

ten jetzt, einer nach dem andern, sprechen und alle Uebrigen schweigen.

Hierauf erhob Herr Wacker sich,
Ging langsam, ernst und sittiglich
Wie ein Professor über den Plan
Und schritt den Rednerstuhl hinan.
Er grüßte den Hof und die grauen Brüder
Und setzte sich fein aufrecht nieder.
Drauf, als er räuspernd die Kehle gestimmt,
Ein Pfötchen gehoben und sanft gekrümmt,
Begann er mit vernehmlichem Ton
Und Füßchenbewegung diesen Sermon:

„Wie die Sonne, hoch- und werthgeschätzte Anwesende, bisweilen von Wolken verdunkelt wird: so überfällt oft in unglücklichen Augenblicken die hellsten Köpfe eine ägyptische Nacht. Eine solche traurige Sonnenfinsterniß scheint jetzt, leider! bei vielen Gliedern dieser Versammlung eingetreten zu seyn, indem sie die königlichen Eigenschaften des Löwengeschlechts bezweifeln, und darüber erst von einem schwachen Redner Beweis erwarten. Ich unternehme, meiner geringen Fähigkeiten ungeachtet, diesen Beweis mit Muth; denn die Wahrheit steht mir bei, und sie ist stärker als ich.“ —

Nach diesem Eingange, der in der That keine ausgeworfene Gunstangel war, hielt Herr Wacker eine stundenlange Rede, die man wörtlich hier mittheilen könnte. Es wäre, traun! eine schöne Gelegenheit, diesen Roman recht dick und groß zu füttern. Der Verfasser mag aber nicht, wie viele seiner Kollegen, ein geflissentlicher Buchmäster seyn, und gibt deßhalb von jenem Panegyricus bloß einen kurzen Auszug.

Der Redner beschäftigte sich zuerst mit dem Königlichen

Stammbaume, suchte dessen Wurzeln in Noahs Arche auf, nannte viele berühmte Anherren des Prinzen und fuhr dann fort: „Seit dem Uranfange der Welt war der Löwe das Sinnbild des Heldenmuths. Schon die Erzväter vor der Sündfluth nannten die muthigen und unerschrockenen Männer, welche sie preisen wollten, Löwen. Selbst der Neid gesteht diesem glorwürdigen Geschlechte Tapferkeit zu. Doch edle Hochherzigkeit und Großmuth will er ihm abläugnen. Es ist daher nöthig, an einige rühmliche Beispiele zu erinnern."

Hier folgten nun die bekannten Geschichten: wie ein Löwe seinen Arzt, der ihm einen Dorn aus dem Fuße gezogen hatte, viele Jahre nachher, als er wilden Thieren vorgeworfen ward, dankbar in Schutz nahm; und ein anderer Löwe, der auf Gottes Befehl, wie die Bibel sagt, einen Propheten zerriß, dessen Esel verschonte und sogar zu seiner Vertheidigung bei ihm blieb, damit nicht das fromme Thier in den Verdacht des Mords fallen und unschuldig getödtet werden möchte. — Auf den letztern Umstand legte der Redner besonders ein großes Gewicht, und gab durch einen scharfen Blick auf Herr Simpeln zu verstehen, daß er sich gegen jene Wohlthat, die einem seiner Väter widerfahren sey, unerkenntlich bezeige.

Hierauf sprach der Panegyrist von der hohen Achtung der Menschen gegen das Löwengeschlecht und führte verschiedene Beispiele davon an. „Mehrere Päpste," sagte er unter andern, „vertauschten gegen den Ehrennamen Leo den ihrigen; aber keinem fiel es ein, sich Esel zu nennen." —

Zuletzt ersuchte Herr Wacker den Prinzen, sich auf den Mittelpunkt der Wiese zu begeben, und ergoß sich, als es geschehen war, in Lobeserhebungen seiner Gestalt „Seht," *rief er aus*: „die Natur hat ihn mit der Farbe der Sonne,

des Feuers und des Goldes bekleidet! — Sie wählte mit Bedacht für ihn diese Farbe, als die echte Königsfarbe; denn die Sonne ist die Königin der Gestirne, das Feuer der König der Elemente und das Gold der König der Metalle.“ — In diesem Geschmacke pries der beredte Anwalt den jungen Löwen vom Haupte bis an die Spitze des Schweifs, und verließ dann die Bühne.

Leichtfüßig, wie ein Geck, betrat
Sie nun des Esels Advokat;
Er beugte vornehm-flüchtig den Kopf,
Schlug stolz den Wedel über den Schopf,
Erhob die Stimm' und trieb dazu viel
Possierliches Geberdenspiel.

Seine Rede war ein babylonisches Gemisch verschiedener Sprachen, und ein grauses Gewirr hochtönender und unverständlicher Kraftphrasen. Von diesen Hülsen gesondert, blieb ungefähr folgender Kern:

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt: aber manches unscheinbare Erz hat Goldgehalt. Diese unwidersprechlichen Sätze ließen sich heute vortrefflich anwenden: doch — ich schweige, und empfehle sie bloß gegenwärtiger Versammlung zum eigenen Nachdenken.“ —

„Der Stammbaum des Prinzen ist ohne Widerspruch alt und ehrwürdig. Allein wozu das Geschwätz von Noahs Arche? Daher stammen wir alle.“ —

„Gegenseitiger Anwalt nannte viele tapfere Löwen: warum verschwieg er aber die feigen Schwächlinge, die sich vom Herkules und vom Simson mit bloßen Händen zerreißen ließen?“ —

„Auch wir haben edle Urahnen. Einer davon war der, welchen der König der Könige zu seinem Einzug in Jerusalem wählte. Welcher Triumph für unsere Familie!

Kann das Löwengeschlecht einen ähnlichen Ehrenfall aufstellen?“ —

„Bileams kluge Eselin, Sancho Pansa's und Eulenspiegels hochberühmte Esel, und mehrere große Namen, deren wir, beliebter Kürze halben, nicht gedenken wollen, zieren ebenfalls unsere Stammtafel. Sie ist, mit Einem Worte, so glänzend als irgend eine.“ —

„Daß sich einige Päpste den Löwennamen beilegten, ist eine Ehre, die sich allenfalls entbehren läßt. Ihro Heiligkeiten trafen dadurch keine glückliche Wahl. Oberhäupter der Kirche sollen keine grimmigen und blutdürstigen Löwen seyn. Es war also sehr ungereimt, sich so zu nennen. Der Name des sanftmüthigen Esels wäre viel schicklicher gewesen.“ —

„Sanftmuth ist die Haupt- und Kardinaltugend meines Patrons. Sie macht ihn vorzüglich der Krone würdig. Wohl dem Lande, das ein sanfter König beherrscht! — Herr Simpel ist überdieß nicht weichlich erzogen, hat in seinem Leben viel Bedrückungen ausgestanden, und weiß, wie dem Armen zu Muthe ist. Er wird also weder den Schweiß der Unterthanen verprassen, noch sie hartherzig behandeln, sondern ein Freund und Vater aller Bedrängten seyn.“ —

So sprach Herr Schalkwitz, und forderte dann, nach dem Beispiele des erstern Redners, seinen Klienten auf, sich dem Volke zu zeigen.

Er war im Sprunge bei der Hand.
Das schadenfrohe Schicksal fand
Jedoch für gut, dem armen Gesellen
Ein unsichtbares Bein zu stellen.
Er trabte her gar nett und strack,
Pardus! da lag er wie ein Sack.

„Tölpel!“ brummte Schalkwitz leise zwischen den Zähnen, *und alle Zuschauer* lachten laut. Der Gefallne raffte sich

indessen ziemlich geschwind wieder auf. „Welche Gewandtheit!“ rief sein Lobredner: „Wenn Helden straucheln, so sind sie auch im Unglück groß! Wer sieht dem unsrigen an, daß er so eben eine Niederlage erlitt? Hier steht er muthig und kraftvoll, und zwingt sogar seinen Feinden Bewunderung ab!“ —

„Schon die Farbe seines Körpers gebietet Ehrfurcht! Graue Häupter werden allgemein verehrt. Um so mehr gebührt ihm, der am ganzen Leibe grau ist, die höchste Achtung.“ —

„Sein ausdrucksvoller Kopf hat nicht, wie gewisse andre Köpfe, die Gestalt einer Kugel, des Sinnbildes der Unbeständigkeit. Er ist oben breit; — eine geräumige Wohnung des Verstandes; — aber abwärts schmälert er sich und schließt mit einem engen Munde. Errathet ihr den hohen Sinn der Natur? Sie hat unsern Freund zum Denker, nicht zum Schwätzer gebildet.“ —

„Seine schönen langen Ohren waren schon manches seichten Witzlings Spott; wir aber haben Ursache, uns ihrer Größe zu freuen. Sie werden künftig treffliche weite Cisternen oder Sammelkasten für unsere unterthänigsten Bitten und Klagen seyn.“ —

„Und wie melodisch ist seine Stimme! Man zittert vor Löwengebrüll; aber seiner Kehle Wohllaut wird alle, die ein Anliegen auf dem Herzen tragen, mit Muth und Vertrauen erfüllen. Das harte Nein, das sich manche Fürsten ein wenig zu stark angewöhnt haben, fehlt seiner Tonleiter ganz; er spricht immer nur: J-a! i-a! Was kann ein Supplikant mehr wünschen oder verlangen?“

So schwatzte der Redner noch eine gute Weile fort. Wir halten uns aber nicht länger bei ihm auf, sondern eilen zur Beschreibung des lustigen Wettstreits, der nun erfolgte.

Viertes Kapitel.

Der Held steht zu Wasser und zu Lande viel Fährlichkeiten aus, zankt mit sich selbst und macht ein Schläfchen. Indessen wacht und sorgt für ihn sein Vormund, das Glück.

Der Wettsprung sollte mit Einstimmung der Parteien über einen Bach geschehen, der die Wiese, wo die Redner gesprochen hatten, durchfloß. Die Kampfrichter wählten eine schickliche Stelle und vertheilten sich dann dießseits und jenseits des Wassers. Kühnherz erhielt durch Entscheidung des Looses die Ehre des Vorsprungs.

Er schwang sich, wie ein Vogel fleugt,
Den Bach hinüber schnell und leicht,
Und seine fröhliche Partei
Erhob ein jubelndes Geschrei.

Der graue Schächer aber stand
Tiefsinnig an des Ufers Rand.
Es läßt sich rathen, daß er gedacht
Wie Hauptmann Falstaff* vor einer Schlacht:
„Ich wollt', ich könnte schlafen gehn,
Und alles wäre schon geschehn!“ —
Kurz, ohne Regung und Bewegung
Zog er die Sach' in Überlegung.

* *In Shakespeare's* Schauspiele: Heinrich der Vierte.

Man murmelte: was wird denn draus?
Und dreimal rief der Herold aus:
„Herr Simpel wolle nun geruhn,
Stracks seinen Ehrensprung zu thun!“
Auch seine Freund' ermahnten ihn,
Sich dem Gelächter zu entziehn.

Auf Einmal schien ein neuer Geist
Ihn zu beseelen. Er blickte dreist
Ins Spottgesicht der Hofpartei,
Doch hold auf seine Kompanei,
Schwang seinen Zagel wie eine Flagge,
Lief herzhaft an und — lag im Bache.

Sein junges Leben war ihm lieb;
Drum er nicht lang im Wasser blieb.
Er sprang aufs Trockne, schüttelte sich,
Und warf, was schier einem Wunder glich,
Aus seiner linken Hörmaschine
Ein kleines Fischlein herab ins Grüne.

„Ruhig, meine Herrn!“ rief Schalkwitz den Lachern zu: „Die Sache gewinnt ein ernsthaftes Ansehen! Was ist leichter, über ein Bächlein zu hüpfen, oder mitten im Sprunge einen Fisch zu sehen, zu fangen und mit dieser Beute siegreich ans Land zu kommen? Das that unser Ehrenmann! Er schöpfte dieses Fischlein, das hier vor jedermanns Augen zappelt, mit dem Löffel seines Ohres vom Grunde des Wassers auf, und bewies dadurch eine ungewöhnliche Scharfsichtigkeit und Schnelle: also zwei Tugenden mehr, als wir an seinem Gegner wahrgenommen haben. Wer Lust zum Königreiche hat, gehe hin und thue deßgleichen!“

Indem er so sprach, schüttelte sich der Esel nochmals, und ein junges Krebschen entfiel seinem rechten Ohre. Von dieser neuen Erscheinung machte jedoch sein Anwalt keinen Lärm. Er hielt sie für ein schlimmes Anzeichen,

daß die Sache seines Klienten den Krebsgang gehen werde, und setzte geschwind einen Fuß auf das kleine Thier, um es den Zuschauern zu verbergen.

Seine Sophisterei fand der Wortführer des Prinzen keiner Widerlegung werth, sondern trug darauf an, ohne Verzug zur zweiten Kampfprobe zu schreiten.

Am Ende der Wiese lag ein hoher Berg, und hinter demselben eine Mühle. Diesen Berg zu umkreisen, gab man den Wettläufern auf. Einer sollte seinen Weg rechts, der Andere links nehmen, und wer zuerst wieder eintreffen würde, dem wollte man den Sieg zuerkennen. In Einem Nu eilten Beide von dannen.

Nobels Sohn hatte beinahe die Hälfte seiner Rennbahn zurückgelegt, als er von fern am Rande des Weges einen Esel erblickte, der in Gesellschaft einiger Pferde und Rinder auf der Weide ging, und Simpeln so ähnlich sah, daß man sie leicht mit einander verwechseln konnte. Das war bei dem Löwen der Fall. Er wunderte sich, seinem Mitwerber schon zu begegnen, und eilte mit möglichster Geschwindigkeit auf dessen Ebenbild zu.

Die Hirten schrien, da sie ihn sahn
Sich ihrem Pflegbefohlnen nahn,
Und stürmten mächtig auf ihn ein
Mit einem Hagel von Gestein.
Er stand mit Flammenaugen still,
Verscheuchte sie durch Zorngebrüll
Und wich vom Platz nicht um ein Haar,
Bis weit und breit kein Hirt mehr war.
Erst dann verließ er seinen Ort,
Und setzte rasch den Wettlauf fort.

Die Hirten deuteten seine Eile für Flucht, kehrten auf *den Weideplatz* zurück und hagelten wieder hinter ihm her.

Dieß bewog ihn, langsam zu gehen; denn er hielt es für schimpflich, sich der Feigheit verdächtig zu machen, und verschmähte deßhalb sogar den nächsten Weg um den Berg. Er schritt stolz in gerader Richtung fort, bis die Hirten ihrer Kanonade überdrüßig wurden. Dieß geschah erst, als er schon eine gute Strecke über die Mühle hinaus war. Er lenkte nun ein und strengte sich möglichst an, seinen Ringlauf zu vollenden.

Indem er so, um nicht für einen muthlosen Ausreißer gehalten zu werden, viel Zeit verloren hatte, war der Esel ohne Hinderniß bis an die Mühle gekommen. Der kürzeste Weg um den Berg ging hart daran vorbei und sie bezeichnete genau die Halbscheid der Wettbahn. Daher freute sich Simpel ungemein, daß er hier seinen Gegenfüßler noch nicht traf. Aber noch angenehmer war ihm ein offener Sack voll Kleie, den er vor der Mühlenthüre stehen sah. Er hatte sich hungrig gelaufen, und nahm sich vor, diesen unbewachten Schatz so lange zu plündern, bis er den Löwen anrennen sähe.

Doch kaum hatt' er ein Bischen genascht,
Da ward er häßlich überrascht.
Der Müller kam, als hätt' er Flügel,
Schwang in der Faust einen Knotenprügel,
Und schlug mit fürchterlicher Hast
Auf seinen ungebetnen Gast,
Der so behend die Flucht ergriff,
Daß ihm das Haar auf dem Kopfe pfiff.
Der Müller und seine Knappen jagten
Wie einen Hasen den Verjagten,
Und gaben ihm tausend Schritte weit
Mit Peitschen und Stecken das Geleit.
Sie glaubten, ihn recht zu kastei'n,
Und sahen nicht die Wohlthat ein,

Die sie dem trägen Wicht erzeigten,
Indem sie so zum Tanz ihm geigten;
Ohn' ihrer Fiedelbogen Kraft
Hätt' er sich nicht so aufgerafft.
Er kam, er wußte selbst nicht wie,
Schnell um den Berg, und alles schrie
Vor Staunen, als er wiederkehrte,
Eh' man den Löwen sah und hörte.

Dieser traf eine volle Minute später ein und erzählte zu seiner Entschuldigung den Vorfall, der ihm begegnet war. Auch Simpel, der einfältige Tropf, öffnete den Mund, um sein Abenteuer zu beichten; aber Schalkwitz, der schon ahnte, daß es nicht rühmlich klingen möchte, ließ ihn nicht zum Worte kommen. „Wackrer Held!“ rief er ihm zu: „schont Eures Athems, den Ihr noch nöthiger braucht! Ihr seyd zwar, wie bekannt, ein angenehmer Erzähler; allein wir haben jetzt nicht Zeit, uns mit Reisebeschreibungen zu unterhalten, die in der Hauptsache doch nichts entscheiden. Es ward ausgemacht, den frühsten Vollender des Kreisweges um den Berg für den Sieger im Wettlauf zu erkennen, und Ihr langtet zuerst an. — Was wollen wir mehr? Von Nebenumständen war bei unserer Uebereinkunft gar nicht die Rede: es kann also keine Rücksicht darauf genommen werden.“

Wacker wollte den Löwen vertheidigen; aber Schalkwitz fuhr ihm auf den Hals: „Schweigt doch, schweigt! Jetzt reden und gelten nur Thaten.“

Er sprach hierauf heimlich mit Simpeln, der sich über die schwere Hand des Müllers bitterlich beklagte. „Eine saubere Geschichte!“ versetzte Jener: „Und damit wolltet Ihr öffentlich herausplatzen! Ich bitt' Euch, wo dachtet Ihr hin? Das hätte ja ein unbändiges Gelächter gegeben *und Euch um* Sieg und Ehre gebracht! Schafft Euch doch

ein Bischen mehr Weltklugheit an! Mit Eurer fatalen, altmodischen Aufrichtigkeit würdet Ihr eine schlechte Figur auf dem Throne machen. — Daß Ihr dahin kommt, ist nun so gut als gewiß; denn augenscheinlich hat Euch das Glück bis hierher gegängelt und geleitet, und wird Euch auf der letzten Station nicht im Stiche lassen. Geht also frisch und beherzt auf die Jagd! Und solltet Ihr auch allenfalls nur einen Frosch fangen, so will ich doch wohl sehen, wie ich dem Ding ein feines Färbchen anstreiche. Ich hab' Euch, dünkt mich, heute bewiesen, daß ich ein meisterhafter Schönfärber bin."

Er wandte sich jetzt zum Prinzen: „Der Herr Obermühlmeister ist zur Jagd bereit. Ihr seyd es doch auch? Also, wenn ich bitten darf, zur Sache!"

Die ganze Thiergemeine trollte
Zum Platze, wo man jagen wollte.
Es war ein buschiges Gefild,
Wo just ein Häschen Tafel hielt,
Das, unbekümmert um den Staat,
Sich gern im Stillen gütlich that.
Es macht' ein Männchen, als es nah
Den großen Aufzug kommen sah,
Und sprach für sich: „Was wollen sie hier?
Sie bringen wohl die Krone mir?
Ei, schönen Dank! Auf den Dornenspitzen
Des Thrones mag ein Andrer sitzen!
Viel Feinde jeder König hat,
Und mich erschreckt ein rauschend Blatt;
Drum mögen sie mir vom Halse bleiben,
Ich kann mir baß die Zeit vertreiben:
Kein Fürst befindet sich so wohl,
Als ich bei meinem grünen Kohl."

Indem der Philosoph so sprach,
Schlich Kühnherz immer allgemach

An ihn heran, und schoß mit Hitze
Dann auf ihn zu, gleich einem Blitze.
Das Häslein dachte: Was fällt ihm ein?
Und floh davon über Stock und Stein.
Es sprang ins Kreuz und in die Quer,
Der Löwe hetzte hinter her;
Doch der behende Kohldieb äffte
Ihn lange, bis er, alle Kräfte
Anspannend, einen Luftsprung that,
Und so dem Flüchtling den Weg vertrat.
Er fing ihn sanft, zeigt' ihn den Haufen
Und ließ sogleich ihn wieder laufen.

Indessen war auch der Esel ins Gebüsch geschlendert. Er sah sich auf allen Seiten nach einer Jagdbeute um; aber die Gegend, wo er revierte, war so öde und leer, als ob hier der Tod ein großes Vorjagen gehalten hätte. Da hüpfte kein Frosch, da huschte keine Kröte, da kroch keine Schnecke. Kurz, nirgends war ein lebendiges Wesen zu spüren. Er schüttelte mißmüthig den Kopf, und beschloß endlich, weil er den handfesten Müller noch in allen Gliedern fühlte, sich hinter einem Strauche auf den Anstand zu legen.

„O ich Einfaltspinsel!" schalt er hier sich selbst: Was hab ich mir für eine Ruthe gebunden! Halb ertrunken, halb erschlagen, und doch nichts gewonnen! Denn eher kommt der jüngste Tag, als es mir gelingt, ein geschwindes Thier zu erhaschen. Das ist die Hauptfalle, die man mir stellte! Alle meine Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande bringen mir nichts ein, als Schimpf. Wenn dem Esel zu wohl ist, werden die Spötter sagen, so geht er tanzen aufs Eis. — Doch vielleicht ist es mein Glück, daß ich in meiner Niedrigkeit bleibe. Ich hätte wohl da, wo *ich hin wollte*, noch schlimmere Tage erlebt. Man ruft,

wie es in einem alten Sprichworte heißt, den Esel nicht nach Hof, er müßte denn Säcke tragen sollen.“ —

Während dieses Selbstgesprächs fielen ihm vor Müdigkeit die Augen zu. Er legte sich bequem auf den Rücken, streckte die Beine über sich und schlief ein. Sein langes Ausbleiben machte die Versammlung sehr ungeduldig. Man vertrieb sich die Zeit mit Spott über ihn. Die Witzlinge waren ganz in ihrem Elemente. Schlag auf Schlag fiel ein Bonmot: doch waren, wie gewöhnlich, viel kalte Schläge darunter. Denkling und Schalkwitz standen wie auf Nadeln. Sie hätten gern ihren Freund aufgesucht; allein es war ein Verbot ergangen, daß sich, während die Wettstreiter ihre Künste machten, niemand von der Stelle rühren sollte.

Er wußt' indeß von keiner Noth
Und schlief so fest, als wär' er todt.
Ihn hielt auch in der That ein Aar,
Der gelb noch um den Schnabel war,
Für eine schöne Eselsleiche,
Und schoß vom Gipfel einer Eiche
Hernieder auf des Schläfers Brust.
Der träumte gleich mit Herzenslust,
Ihm sey, von keinem Feind gestört,
Ein voller Kleiensack bescheert.
Er schnappte nach der süßen Speise,
Und so erwischt' er plumper Weise
Beim Fittige den jungen Aar,
Der ihn zu speisen Willens war.
Darob erwacht' er schnell und freute
Sich höchlich der willkommnen Beute.

Der Adler bat mit viel Geplärr:
„Ach, laßt mich frei, gestrenger Herr!
Ich schwör' Euch einen theuern Eid,
In meiner ganzen Lebenszeit
Nie einen Esel anzutasten,
Und sollt' ich zum Geripp mich fasten.“

Kopfschüttelnd ließ Herr Simpel fein
Sich nicht auf Red' und Antwort ein;
Er schloß im Gegentheil den Kerker
Des Adlerfittichs immer stärker,
Und trollte fröhlich und behend
So hin zum großen Thierconvent.
Darüber staunte männiglich,
Und selbst Herr Schalkwitz sprach für sich:
„Nun glaub' ich schier an Zauberei!
Wie konnte sonst der Kerl von Blei,
Deß Dummheit Alt und Jung verlachen,
Sein Glück als Vogelsteller machen!“

Als Herr Simpel ungefähr noch hundert Schritte von der Versammlung entfernt war, legte er seinen Gefangenen auf die Erde, setzte beide Vorderfüße auf dessen Schwingen, und erklärte sich großmüthig, daß er ihm Leben und Freiheit schenken wolle. „Bleib aber noch ein Weilchen hier,“ fuhr er fort, „und bezeige Allen, die dich fragen, daß ich dich, ohne fremde Hülfe, durch List und Geschwindigkeit gefangen habe.“ Hiermit zog er seine Füße zurück. Doch der Adler hatte keine Luft, sich als Zeuge verhören zu lassen. Er schwang sich rauschend empor und ließ dem Esel das Nachsehen.

Dessen Triumph war dennoch vollkommen. Selbst seine Feinde konnten nicht läugnen, daß sich ein junger Herr von der Familie des Königs der Vögel in seiner Gewalt befunden hatte. Schalkwitz blähte sich über die Maßen und rief aus: „Nun, was sagt ihr zu der Wunderthat, womit Freund Simpel seine heutigen herkulischen Arbeiten krönt? Werden euch nun bald über seine Vorzüge die Augen aufgehn? In allen Elementen ist er ein Held! Das bezeugt der Berg, den er umlaufen, der Fisch, den er gefangen, der Vogel, den er ereilt hat. Er übertraf unsere

kühnsten Erwartungen! Wenn noch Recht und Gerechtigkeit im Lande ist, so kann ihm die Krone nicht entgehen." —

Kühnherz und seine Partei waren sehr kleinlaut geworden. Die Kampfrichter starrten in tiefen Gedanken vor sich hin. Nur Reineke sah munter umher. Er heuchelte dem Prinzen mit Einem Auge Bedauern; mit dem andern schielte er lächelnd nach dem Esel und bezeigte ihm seinen Beifall. Advokat Wacker schleifte den Schwanz auf der Erde und war Anfangs ganz stumm. „Ich gestehe," fing er endlich an, „daß mir die Ereignisse des heutigen Tages ein Räthsel sind. Es ging gewiß Manches nicht mit rechten Dingen zu; aber freilich bin ich nicht im Stande, darüber Beweis zu führen. Diese Untersuchung liegt überhaupt den Herren Kampfrichtern ob, und ich mach' es Ihnen zur Gewissenssache, ihren Ausspruch nicht eher zu thun, bis sie als Zweifels- und Entscheidungsgründe mit der größten Vorsicht erwogen haben."

Der Herold beschied hierauf die Versammlung, jetzt auseinander zu gehen, und sich des folgenden Tages wieder einzustellen, um das Urtheil des Kampfgerichts zu vernehmen.

Fünftes Kapitel.

Sitzung und Urtheil des Kampfgerichts. Reineke hängt den Mantel nach dem Winde, überwirft sich mit seinen vormaligen Busenfreunden, und bringt eine Prophezeihung von seiner eignen Fabrik zu Markte.

Die Wettstreiter und müßigen Zuschauer zogen nach Hause. Nur das Kampfgericht blieb versammelt. Außer den im dritten Kapitel genannten Gelehrten, waren die beiden Ritter, Hochtrab, das Roß und Waldmann, der Hirsch, Beisitzer desselben. Einiger anderer unbedeutenden Nullen, dergleichen es in mehreren Gerichten gibt, nicht zu gedenken. Der Präsident, ein alter, verständiger Bär, eröffnete die Berathschlagung.

„Die Wahl eines Königs, meine Herren," fing er an, „ist ohne Zweifel eins der wichtigsten Geschäfte in der Welt. Lasset uns also behutsam zu Werke gehen! Wir befinden uns auf einem gefährlichen Platze. Zur Rechten und Linken sind Abgründe. Wählen wir den Löwen, so erbittern wir das Volk; wählen wir den Esel, so droht uns die Rache des Verstoßenen. Was sollen wir thun? Sagt Eure Meinung, Herr Kanzler!"

Reineke. Wollte der Himmel, daß ich diese Spaltung

im Reiche nicht erlebt hätte! Ich schätze den edlen Prinzen ungemein hoch; ich wünsche herzlich, ihn auf dem Throne seiner Väter zu sehen: wer kann aber gegen den Strom schwimmen? Mich tröstet bei den gegenwärtigen Umständen nichts, als eine merkwürdige Prophezeihung, die ich in einem alten Buche, dessen Titel mir eben nicht beifällt, gelesen habe. Sie sagt: „Das Regiment des Thierreichs wird einst verändert werden und an einen gutmüthigen Esel gelangen. Dann kehrt die goldene Zeit und die Unschuld der Urwelt zurück. Haß und Neid weichen aus allen Herzen; die Zwietracht löscht ihre Mordfackel; Lieb' und Einigkeit bewohnen Felder und Wälder. Die Wölfe werden mit den Lämmern spielen, die Pardel bei den Böcken hausen, und Katzen und Mäuse vertraute Freunde seyn. Tiger, Löwen und Bären werden sich des Fleischgenusses entwöhnen, und mit Stieren und Kälber auf die Weide gehen und Gras essen." — So, meine Herren, lautet die Prophezeihung, welche nicht wenig zu unserer Beruhigung dient. Der darin angekündigte Generalpardon sichert uns gegen den Grimm des Löwen, im Fall wir von Pflicht und Gewissen gedrängt würden, dem Esel unsere Stimmen zu geben.

Präsident. Das alles wäre recht schön, Herr Kollege! Aber ich zweifle daran. Prophetische Träume sind ein seichter Grund, worauf sich nicht bauen läßt.

Murner. Wahrlich, kein Kartenhäuschen! Doch bin ich neugierig, jene Weissagung zu lesen. Wollen der Herr Kanzler wohl die Güte haben, mir das Buch, worin sie sich befindet, auf einige Stunden zu leihen?

Reineke. Ich muß um Verzeihung bitten, daß ich damit nicht aufwarten kann. Es fehlt schon seit geraumer

Zeit in meiner Bibliothek. Mein Sekretär hat es verliehen, und kann sich nicht erinnern, an wen.

Murner. Ey, ey! mit einer solchen literarischen Seltenheit, die vielleicht kaum Ein Mal — ich wollte sagen nur Ein Mal — in der Welt vorhanden ist, so fahrläßig umzugehen! Das ist ja unverantwortlich!

Reineke. Allerdings. Ich hab' auch darüber tüchtig gescholten.

Präsident. Wir wollen uns bei dieser Nebensache nicht aufhalten. Eröffnet uns, Herr Hofkapellan, über den Hauptpunkt Eure Gedanken!

Murner. Zu Befehl! Ich gebe meine Stimme dem tapfern und hochherzigen Königssohne.

Präsident. Aus welchen Gründen?

Murner. Weil er Kraft und Macht hat, die Kirche und ihre Diener zu schützen.

D. Squenz. Das schmeckt nach Egoismus, ehrwürdiger Herr! Wenn ich bloß auf mein Ich Rücksicht nehmen will, so muß ich auf die Seite des Esels treten, denn von diesem sanftmüthigen Manne darf ich keinen mördlichen Angriff befürchten; aber in den letzten Lebenstagen des vorigen Königs hab' ich ein ängstliches Hasenleben geführt.

Präsident. Die Herren Kollegen verfahren nicht ordnungsmäßig. Es ist hier nicht die Frage, welche Vortheile Der oder Jener von der künftigen Regierung zu erwarten hätte; sondern wir sollen und wollen erwägen und entscheiden, wer in der heutigen Königsprobe am besten bestand.

Reineke. Der Herr Präsident haben vollkommen Recht.

Präsident. Also wollen wir zuvörderst von den Leibesübungen sprechen. Das, ihr Herren von Hochtrab und *Waldmann*, ist Euer Fach. Was dünkt Euch davon?

Hochtrab. Simpel sprang, auf meine Ehre! wie ein Pfuscher, und plumpte tölpisch in den Bach; das haben wir alle gesehen. Sein Advokat behauptet zwar, er habe gefischt; allein er sollte nicht fischen, sondern springen, wie der Löwe meisterlich that. Was würde wohl der spitzfindige Wortfechter gesagt haben, wenn sich nicht der kleine dumme Fisch im Ohrenlabyrinthe des Esels verirrt hätte?

Präsident. Aber das Wettrennen gelang ihm besser. Was meint Ihr, Herr von Waldmann?

Waldmann. Es thut mir leid, daß ich Euch widersprechen muß. Der Esel lief nicht anders, als ob er Holzbeine hätte. Aber der Löwe streckte sich, daß man seine Lust sah.

Reineke. Und jener kam dennoch um eine Minute früher zurück.

Waldmann. Das würd' er wohl haben bleiben lassen, wenn nicht der Löwe unter Weges Hindernisse gefunden hätte, die ihn Ehren halber zwangen, den langsamen Schritt der Unerschrockenheit zu gehen.

Reineke. Aus Ergebenheit gegen ihn wollt' ich wohl wünschen, daß ihm dieß zur Entschuldigung dienen könnte.

Präsident. Bis jetzt stand die Wage gleich. Im Sprunge siegte der Löwe; im Wettlauf der Esel. Aber die dritte Kampfprobe gibt dem Letztern ein entscheidendes Uebergewicht.

Murner. So scheint es, leider! Ich möchte wohl wissen, wie es damit zuging. Steht nichts davon in Eurem Prophetenbüchlein, Herr Kanzler.

Reineke. Ihr mögt selbst nachsehen, wenn ich es wieder erhalte.

D. Squenz. Der Adler mußt' etwa einen Schlagfluß bekommen haben und flügellahm geworden seyn.

Reineke. Ein Glück für ihn, daß sich die Natur selbst wieder half; denn Ihr, Herr Doktor, hättet ihn wohl schwerlich geheilt.

Präsident. Keine Anzüglichkeiten, meine Herren! Wir können nur darüber urtheilen, was wir mit unsern Augen gesehen haben.

Reineke. So ist es, Herr Präsident! Aber wir hörten auch zwei Reden. Was entscheidet Ihr darüber?

Präsident. Davon wollt' ich eben sprechen. Meines Erachtens haben beide Thronwerber durch ihre Anwälte so viel rühmliche Eigenschaften dargethan, daß es nicht allein schwer, sondern fast unmöglich ist, einen bedeutenden Vorzug des Einen vor dem Andern zu entdecken. Ihre Tugenden, so verschieden sie auch an sich selbst sind, heben sich völlig gegen einander auf.

Reineke. Ihr sprecht mir aus der Seele.

Murner. Ich meines Theil muß gestehen, daß ich in Herrn Simpels Lobrede nichts, als den Beweis seines Verstandes vermißt habe.

D. Squenz. Ha, ha! Ein schlimmer Defekt!

Reineke. Bloß ein Versehen des Advokaten, der wahrscheinlich den unterlassenen Beweis darum für überflüssig hielt, weil der erste Redner diesen Punkt nicht berührt hatte. Dessen ungeachtet wär' es Vermessenheit, einen oder den andern unserer Herren Kronkandidaten für einfältig zu halten. Die Klugheit des Löwen könnte nur ein Wahnsinniger bezweifeln. Was aber Herr Simpeln betrifft, so ist er freilich nicht gewohnt, das Licht seines Verstandes auf den hohen Leuchter der Prahlerei zu stellen; doch mir selbst sind verschiedene Beispiele seiner Verschlagenheit bekannt. Ich will nur eins davon anführen. Er war in seiner Jugend bei einem Salzhändler in Condition,

der ihn oft mit übermäßig schweren Bürden weit über Land schickte. Doch der schlaue Diener erfand bald ein Mittel dagegen. Er legte sich, so oft er durch einen Bach ging, darin nieder; das Salz ward feucht und schmolz, und er zog leichter seine Straße.

Murner. Ich kenne das Geschichtchen; aber es hat einen zweiten Theil. Herr Simpel veruneinigte sich nämlich über jenen wässerigen Einfall mit seinem Prinzipal, und kam in die Dienste eines Kaufmanns, der ihn mit Schwämmen und Wolle belud. Nun glaubte der witzige Kopf, er könne sich wieder eben so helfen; doch seine Waaren zogen Wasser, und er trug nun doppelte Last.

So wird es ihm auch in Zukunft ergehen. Seine listigen Rathgeber beladen ihn jetzt mit Wolle und machen ihm das Königthum leicht; aber sie werden ihn bald so tief ins Wasser der Trübsal reiten, daß er unter seinen Bürden erliegen wird.

Reineke. Was Ihr sagt! So gebt Ihr euch auch, wie ich höre, mit Weissagen ab, und vorhin schient Ihr doch den Propheten sehr abhold! Gelten etwa die neuen mehr als die alten?

Präsident. St! Die Herren verlieren immer das Ziel aus den Augen und schweifen auf Abwegen herum. Heben wir lieber die Sitzung auf! Warum streiten wir länger? Wir könnten doch, wenn wir auch noch eine ganze Woche beisammen sitzen, am Ende keinen andern Ausspruch thun, als daß Herr Simpel in dem angestellten Wettstreit obgesiegt, und die Krone dadurch errungen habe. — Das ist meine reiflich erwogene Meinung. Hat jemand etwas Erhebliches dagegen einzuwenden?

„Nein!“ lispelte Reineke freudig und schnell, und zuckte zugleich die Achseln, als ob er ungern so stimmte. Doktor Squenz besann sich ein wenig, und sagte dann auch

Nein. Hochtrab, Waldmann und die übrigen Beisitzer, die während der ganzen Verhandlung ihren Mund nicht aufgethan hatten, willigten schweigend in die Erklärung des Präsidenten. Nur der Hofkapellan zog ein grauses Gesicht, warf verdrießlich den Kopf von einer Seite zur andern und knurrte ein Weilchen für sich. „Ich bin überstimmt," sprach er dann laut, „und wasche mich rein von aller Schuld. Nur etwas muß ich noch erinnern. Wollen wir denn so hart seyn, den armen Prinzen, der sich im Wettstreite ritterlich hielt und nur vom Glück verlassen ward, ganz zu verstoßen? Wär' es nicht vielmehr billig und recht, ihn auf eine anständige Art zu versorgen und zum Statthalter zu bestellen?"

Reineke widersprach mit seiner schon bekannten schlauen Vorsicht. Murners Antrag ward aber dennoch durch die Mehrheit der Stimmen genehmigt.

Am folgenden Tage versammelte sich das Volk, und der Präsident eröffnete ihm die Entscheidung des Kampfgerichts in einer ausführlichen Rede. Was jubilirte der graue Bund! Schalkwitz rühmte laut die Weisheit und Gerechtigkeit der Richter. „Nur dadurch," setzte er hinzu, „findet sich der glorreiche Sieger beschwert, daß man ihm den erkämpften Preis schmälern, und ihm, unter dem Namen eines Statthalters, einen Mitregenten aufdringen will. Das wäre, fürwahr! nicht wohl gethan! denn zwei Hähne vertragen sich nicht auf Einem Miste."

Wacker fiel ihm, nach einer geheimen Unterredung mit seinem Prinzipal, heftig ins Wort: „Sorget nicht! Ihr sollt — um mich Eurer feinen Redensart zu bedienen — den Mist allein behaupten. Prinz Kühnherz dünkt sich zu gut, der Diener eines Esels zu seyn. Er, der geborene

König, wird seine undankbaren und verblendeten Unterthathanen so lange verlassen, bis ihn ihre Reue zurück ruft."

Der Löwe sprang von seinem Sitz,
Schoß aus den Augen Blitz auf Blitz,
Warf wild empor die goldne Mähne
Und wies dem grauen Bund die Zähne.
Er peitschte grimmig mit dem Schweif
Den Boden, wo die Unthat reif
Geworden war, ihn zu verdrängen,
Um einem Esel anzuhängen.
Der Tiger und das Pantherthier
Mehr als der Leu von Wuth empört.
Nie ward ein solch Terzett gehört,
Als diese Drei zusammen heulten,
Indem sie rasch vom Platze eilten;
Auch Wacker blieb dabei nicht stumm
Und bellte weidlich rund herum.

Den Kampfrichtern und vielen Brüdern des grauen Bundes war nicht wohl bei der Sache. Auch Simpel und seine beiden Räthe standen wie versteinert und wagten kaum einen Athemzug. Aber Kühnherz verschwand bald mit seinen Gefährten aus dem Gesichtskreise der bebenden Versammlung. Er förderte sich, seine Mutter wieder einzuholen, die er damals, als er vom Aufruhr in seinem Vaterlande Nachricht erhielt, auf dem Wege nach der Residenz des Königs Eisenklau verließ. Da er das Kampfurtheil nicht anders erwartet hatte, als es ausfiel, so war schon vor dessen Eröffnung der Elephant mit einem geheimen Befehle von ihm versehen worden, am Hofe des grauen Königs fleißig zu erscheinen, alle Vorgänge genau zu beobachten, und darüber Bericht zu erstatten.

Sobald man die drei Grimmbolde nicht mehr sah, hob der Kreuzfuchs seine gesenkte Standarte * wieder muthig

* In der Jägersprache der Fuchsschwanz.

empor und trug auf feierliche Bestätigung des neuen Oberhaupts an. Die Magnaten des Reichs, die dem Löwenhause ergeben waren, und sich schämten, einem Esel zu huldigen, nahmen diese Proposition sehr kalt auf, und einige machten Miene, ihr mit Bitterkeit zu widersprechen. Aber der Elephant trat in den Kreis der Unzufriednen und raunte ihnen ins Ohr: „Schicket euch in die Zeit! das ist der Wille des Prinzen, den wir wahrscheinlich bald wieder besitzen werden; denn des Grauen Regierung wird nicht lange bestehen. Wir wollen sie, ohne uns darüber zu ärgern, als ein lustiges Zwischenspiel betrachten und die Possen geduldig mitmachen.“ —

Durch diese Vorstellung ließen sich die Mißvergnügten besänftigen, und der folgende Tag ward zur Krönung bestimmt.

Sechstes Kapitel.

Feierlichkeiten von mancherlei Art. Der Regent verspricht mehr, als er wird halten können. Doktor Squenz zeigt, daß er in verschiedene Sättel gerecht ist, und gelangt zu einer neuen Würde.

Wir können die Solennitäten des hohen Simpel-Festes wegen ihrer Einwirkung auf folgende Begebenheiten nicht ganz mit Stillschweigen übergehen: doch wollen wir die alte Gerechtsame der Zeitungsschreiber, uns durch weitschweifige Berichte von großen und kleinen Feierlichkeiten lange Weile zu machen, so wenig als möglich beeinträchtigen.

Den Zug eröffnete, als Hatschiergarde, ein Trupp edler Hirsche von sechszehn Enden.

Hieran schloß sich das Musik-Chor, das blos aus Sängern bestand. Katzen und Zicklein sangen den Diskant; Ferkel und junge Wölfe den Alt; Kälber und Schaafe den Tenor; Bullen und Bären den Baß. Doktor Squenz ging als Kapellmeister voran und schlug zierlich den Takt.

Hinter der Musik ward ein leerer Mehlsack, eine zerbrochene Geißel und ein Büschel dürrer Disteln auf hohen Stangen getragen. Diese Dinge sollten andeuten, daß

Herr Simpel keinen Sack mehr schleppen, keine Geißel mehr fühlen, keine Distel mehr kauen werde.

Dann prangten auf eben so hohen Stangen zwei Siegeszeichen: nämlich das gefangene Fischlein und ein Paar Adlersflügel. Man hätte billig eine dritte Stange mit einem derben Knüttel verzieren sollen; das aber hatte der Ceremonienmeister Schalkwitz weislich unterlassen.

Er und Schwager Reineke führten den König, der vor sich und hinter sich mit vornehmen Staatsbeamten umgeben war.

In dieser Ordnung zog man auf die schon bekannte Wiese, wo sich Zuschauer ohne Zahl ins Gras gelagert hatten und zum Theil auf den Bäumen saßen.

Die Hirschgarde schloß um Simpeln und sein Gefolge einen Kreis und er sprach dem Kanzler folgende Worte nach:

„Ich, Peter Simpel, ein geborner Esel, verspreche hiermit vor der ganzen Versammlung des Reichs, daß ich das Geschlecht der vierfüßigen Thiere, Groß und Klein, Zahm und Wild, wie sie Namen und Gestalt haben mögen, nach meinem besten Vermögen schützen, schirmen, handhaben, und wie ein Vater seine Kinder lieben, auch mich fort und fort befleißigen will, nicht nur mich selbst, als das Haupt dieses Reichs, von menschlicher Gewalt und sclavischer Arbeit frei zu erhalten, sondern auch alle meine Geschlechtsverwandten, die noch in solcher Dienstbarkeit seufzen, und überhaupt sämmtliche von den Menschen unterjochte vierfüßige Thiere, in ihre alte Freiheit zu setzen."

„*Ich* verspreche ferner, die schwachen und wehrlosen *Vierfüßler gegen* alle Unbill, so ihnen bisher von starken *und grimmigen* Thieren zugefügt worden, kräftig in Schutz *zu nehmen* und wirksame Sicherheitsanstalten zu treffen,

damit hinfort keins das andere mehr fange und umbringe, sondern sie sammt und sonders friedlich und einträchtig bei einander wohnen."

„Ich verspreche überdieß, daß ich mich, wenn Krieg entstehen sollte, an die Spitze meines Heeres stellen, männlich und ritterlich für's Vaterland streiten, und mein eignes Blut und Leben nicht schonen will."

„Ich gelobe schließlich in Summa, dem Niedern wie dem Hohen, dem Armen wie dem Reichen, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, des Reichs Wohlfahrt in alle Wege zu befördern, und Schaden und Nachtheil abzuwenden. Alles getreulich und sonder Gefährde."

Nach hierauf vollzogener Krönung erinnerte der Kreuzfuchs den Regenten, er möge nun, hergebrachter Maßen, dem Volke zeigen, wie und wo er es künftig beschützen wolle.

Sofort that Simpel drei gewaltige Sprünge gegen Osten, bäumte sich empor, ließ seine Stimme weidlich erschallen, senkte sich wieder auf die Vorderfüße und schlug blitzgeschwind mit den Hinterbeinen drei Mal hoch in die Luft. Diese Capriolen wiederholte er gegen Süden, Westen und Norden, und begab sich, als er auf diese Weise den vier Hauptgegenden der Welt seinen Kratzfuß gemacht hatte, an seinen Platz zurück.

„Es lebe der König!" rief Schalkwitz; und alles Volk rief es ihm nach. Die zahlreich versammelten Esel griffen sich bei diesem Vivat besonders an, und es kostete Mühe, sie wieder zum Schweigen zu bringen.

Als dieß endlich gelungen war, trat der Herold auf und lud die Häupter und Altväter aller vierfüßigen Geschlechter zur königlichen Tafel. Er machte zugleich bekannt, es würden drei Tage hinter einander Tänze und

Herr Simpel keinen Sack mehr schleppen, keine Geißel mehr fühlen, keine Distel mehr kauen werde.

Dann prangten auf eben so hohen Stangen zwei Siegeszeichen: nämlich das gefangene Fischlein und ein Paar Adlersflügel. Man hätte billig eine dritte Stange mit einem derben Knüttel verzieren sollen; das aber hatte der Ceremonienmeister Schalkwitz weislich unterlassen.

Er und Schwager Reineke führten den König, der vor sich und hinter sich mit vornehmen Staatsbeamten umgeben war.

In dieser Ordnung zog man auf die schon bekannte Wiese, wo sich Zuschauer ohne Zahl ins Gras gelagert hatten und zum Theil auf den Bäumen saßen.

Die Hirschgarde schloß um Simpeln und sein Gefolge einen Kreis und er sprach dem Kanzler folgende Worte nach:

„Ich, Peter Simpel, ein geborner Esel, verspreche hiermit vor der ganzen Versammlung des Reichs, daß ich das Geschlecht der vierfüßigen Thiere, Groß und Klein, Zahm und Wild, wie sie Namen und Gestalt haben mögen, nach meinem besten Vermögen schützen, schirmen, handhaben, und wie ein Vater seine Kinder lieben, auch mich fort und fort befleißigen will, nicht nur mich selbst, als das Haupt dieses Reichs, von menschlicher Gewalt und sclavischer Arbeit frei zu erhalten, sondern auch alle meine Geschlechtsverwandten, die noch in solcher Dienstbarkeit seufzen, und überhaupt sämmtliche von den Menschen unterjochte vierfüßige Thiere, in ihre alte Freiheit zu setzen.“

„Ich verspreche ferner, die schwachen und wehrlosen Vierfüßler gegen alle Unbill, so ihnen bisher von starken und grimmigen Thieren zugefügt worden, kräftig in Schutz zu nehmen und wirksame Sicherheitsanstalten zu treffen.

damit hinfort keins das andere mehr fange und umbringe, sondern sie sammt und sonders friedlich und einträchtig bei einander wohnen."

„Ich verspreche überdieß, daß ich mich, wenn Krieg entstehen sollte, an die Spitze meines Heeres stellen, männlich und ritterlich für's Vaterland streiten, und mein eignes Blut und Leben nicht schonen will."

„Ich gelobe schließlich in Summa, dem Niedern wie dem Hohen, dem Armen wie dem Reichen, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, des Reichs Wohlfahrt in alle Wege zu befördern, und Schaden und Nachtheil abzuwenden. Alles getreulich und sonder Gefährde."

Nach hierauf vollzogener Krönung erinnerte der Kreuzfuchs den Regenten, er möge nun, hergebrachter Maßen, dem Volke zeigen, wie und wo er es künftig beschützen wolle.

Sofort that Simpel drei gewaltige Sprünge gegen Osten, bäumte sich empor, ließ seine Stimme weidlich erschallen, senkte sich wieder auf die Vorderfüße und schlug blitzgeschwind mit den Hinterbeinen drei Mal hoch in die Luft. Diese Capriolen wiederholte er gegen Süden, Westen und Norden, und begab sich, als er auf diese Weise den vier Hauptgegenden der Welt seinen Kratzfuß gemacht hatte, an seinen Platz zurück.

„Es lebe der König!" rief Schalkwitz; und alles Volk rief es ihm nach. Die zahlreich versammelten Esel griffen sich bei diesem Vivat besonders an, und es kostete Mühe, sie wieder zum Schweigen zu bringen.

Als dieß endlich gelungen war, trat der Herold auf und lud die Häupter und Altväter aller vierfüßigen Geschlechter zur königlichen Tafel. Er machte zugleich bekannt, es würden drei Tage hinter einander Tänze und

Herr Simpel keinen Sack mehr schleppen, keine Geißel mehr fühlen, keine Distel mehr kauen werde.

Dann prangten auf eben so hohen Stangen zwei Siegeszeichen: nämlich das gefangene Fischlein und ein Paar Adlersflügel. Man hätte billig eine dritte Stange mit einem derben Knüttel verzieren sollen; das aber hatte der Ceremonienmeister Schalkwitz weislich unterlassen.

Er und Schwager Reineke führten den König, der vor sich und hinter sich mit vornehmen Staatsbeamten umgeben war.

In dieser Ordnung zog man auf die schon bekannte Wiese, wo sich Zuschauer ohne Zahl ins Gras gelagert hatten und zum Theil auf den Bäumen saßen.

Die Hirschgarde schloß um Simpeln und sein Gefolge einen Kreis und er sprach dem Kanzler folgende Worte nach:

„Ich, Peter Simpel, ein geborner Esel, verspreche hiermit vor der ganzen Versammlung des Reichs, daß ich das Geschlecht der vierfüßigen Thiere, Groß und Klein, Zahm und Wild, wie sie Namen und Gestalt haben mögen, nach meinem besten Vermögen schützen, schirmen, handhaben, und wie ein Vater seine Kinder lieben, auch mich fort und fort befleißigen will, nicht nur mich selbst, als das Haupt dieses Reichs, von menschlicher Gewalt und sclavischer Arbeit frei zu erhalten, sondern auch alle meine Geschlechtsverwandten, die noch in solcher Dienstbarkeit seufzen, und überhaupt sämmtliche von den Menschen unterjochte vierfüßige Thiere, in ihre alte Freiheit zu setzen."

„Ich verspreche ferner, die schwachen und wehrlosen Vierfüßler gegen alle Unbill, so ihnen bisher von starken und grimmigen Thieren zugefügt worden, kräftig zu [illegible] und wirksame Sicherheitsanstalten zu treffen

damit hinfort keins das andere mehr fange und umbringe, sondern sie sammt und sonders friedlich und einträchtig bei einander wohnen."

„Ich verspreche überdieß, daß ich mich, wenn Krieg entstehen sollte, an die Spitze meines Heeres stellen, männlich und ritterlich für's Vaterland streiten, und mein eignes Blut und Leben nicht schonen will."

„Ich gelobe schließlich in Summa, dem Niedern wie dem Hohen, dem Armen wie dem Reichen, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, des Reichs Wohlfahrt in alle Wege zu befördern, und Schaden und Nachtheil abzuwenden. Alles getreulich und sonder Gefährde."

Nach hierauf vollzogener Krönung erinnerte der Kreuzfuchs den Regenten, er möge nun, hergebrachter Maßen, dem Volke zeigen, wie und wo er es künftig beschützen wolle.

Sofort that Simpel drei gewaltige Sprünge gegen Osten, bäumte sich empor, ließ seine Stimme weidlich erschallen, senkte sich wieder auf die Vorderfüße und schlug blitzgeschwind mit den Hinterbeinen drei Mal hoch in die Luft. Diese Capriolen wiederholte er gegen Süden, Westen und Norden, und begab sich, als er auf diese Weise den vier Hauptgegenden der Welt seinen Kratzfuß gemacht hatte, an seinen Platz zurück.

„Es lebe der König!" rief Schalkwitz; und alles Volk rief es ihm nach. Die zahlreich versammelten Esel griffen sich bei diesem Vivat besonders an, und es kostete Mühe, sie wieder zum Schweigen zu bringen.

Als dieß endlich gelungen war, trat der Herold auf und lud die Häupter und Altväter aller vierfüßigen Geschlechter zur königlichen Tafel. Er machte zugleich bekannt, es würden drei Tage hinter einander Tänze und

Herr Simpel keinen Sack mehr schleppen, keine Geißel mehr fühlen, keine Distel mehr kauen werde.

Dann prangten auf eben so hohen Stangen zwei Siegeszeichen: nämlich das gefangene Fischlein und ein Paar Adlersflügel. Man hätte billig eine dritte Stange mit einem derben Knüttel verzieren sollen; das aber hatte der Ceremonienmeister Schalkwitz weislich unterlassen.

Er und Schwager Reineke führten den König, der vor sich und hinter sich mit vornehmen Staatsbeamten umgeben war.

In dieser Ordnung zog man auf die schon bekannte Wiese, wo sich Zuschauer ohne Zahl ins Gras gelagert hatten und zum Theil auf den Bäumen saßen.

Die Hirschgarde schloß um Simpeln und sein Gefolge einen Kreis und er sprach dem Kanzler folgende Worte nach:

„Ich, Peter Simpel, ein geborner Esel, verspreche hiermit vor der ganzen Versammlung des Reichs, daß ich das Geschlecht der vierfüßigen Thiere, Groß und Klein, Zahm und Wild, wie sie Namen und Gestalt haben mögen, nach meinem besten Vermögen schützen, schirmen, handhaben, und wie ein Vater seine Kinder lieben, auch mich fort und fort befleißigen will, nicht nur mich selbst, als das Haupt dieses Reichs, von menschlicher Gewalt und sclavischer Arbeit frei zu erhalten, sondern auch alle meine Geschlechtsverwandten, die noch in solcher Dienstbarkeit seufzen, und überhaupt sämmtliche von den Menschen unterjochte vierfüßige Thiere, in ihre alte Freiheit zu setzen.“

„Ich verspreche ferner, die schwachen und wehrlosen Vierfüßler gegen alle Unbill, so ihnen bisher von starken und grimmigen Thieren zugefügt worden, kräftig in Schutz zu nehmen und wirksame Sicherheitsanstalten zu treffen,

damit hinfort keins das andere mehr fange und umbringe, sondern sie sammt und sonders friedlich und einträchtig bei einander wohnen."

„Ich verspreche überdieß, daß ich mich, wenn Krieg entstehen sollte, an die Spitze meines Heeres stellen, mannlich und ritterlich für's Vaterland streiten, und mein eignes Blut und Leben nicht schonen will."

„Ich gelobe schließlich in Summa, dem Niedern wie dem Hohen, dem Armen wie dem Reichen, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, des Reichs Wohlfahrt in alle Wege zu befördern, und Schaden und Nachtheil abzuwenden. Alles getreulich und sonder Gefährde."

Nach hierauf vollzogener Krönung erinnerte der Kreuzfuchs den Regenten, er möge nun, hergebrachter Maßen, dem Volke zeigen, wie und wo er es künftig beschützen wolle.

Sofort that Simpel drei gewaltige Sprünge gegen Osten, bäumte sich empor, ließ seine Stimme weidlich erschallen, senkte sich wieder auf die Vorderfüße und schlug blitzgeschwind mit den Hinterbeinen drei Mal hoch in die Luft. Diese Capriolen wiederholte er gegen Süden, Westen und Norden, und begab sich, als er auf diese Weise den vier Hauptgegenden der Welt seinen Kratzfuß gemacht hatte, an seinen Platz zurück.

„Es lebe der König!" rief Schalkwitz; und alles Volk rief es ihm nach. Die zahlreich versammelten Esel griffen sich bei diesem Vivat besonders an, und es kostete Mühe, sie wieder zum Schweigen zu bringen.

Als dieß endlich gelungen war, trat der Herold auf und lud die Häupter und Altväter aller vierfüßigen Geschlechter zur königlichen Tafel. Er machte zugleich bekannt, es würden drei Tage hinter einander Tänze und

Herr Simpel keinen Sack mehr schleppen, keine Geißel mehr fühlen, keine Distel mehr kauen werde.

Dann prangten auf eben so hohen Stangen zwei Siegeszeichen: nämlich das gefangene Fischlein und ein Paar Adlersflügel. Man hätte billig eine dritte Stange mit einem derben Knüttel verzieren sollen; das aber hatte der Ceremonienmeister Schalkwitz weislich unterlassen.

Er und Schwager Reineke führten den König, der vor sich und hinter sich mit vornehmen Staatsbeamten umgeben war.

In dieser Ordnung zog man auf die schon bekannte Wiese, wo sich Zuschauer ohne Zahl ins Gras gelagert hatten und zum Theil auf den Bäumen saßen.

Die Hirschgarde schloß um Simpeln und sein Gefolge einen Kreis und er sprach dem Kanzler folgende Worte nach:

„Ich, Peter Simpel, ein geborner Esel, verspreche hiermit vor der ganzen Versammlung des Reichs, daß ich das Geschlecht der vierfüßigen Thiere, Groß und Klein, Zahm und Wild, wie sie Namen und Gestalt haben mögen, nach meinem besten Vermögen schützen, schirmen, handhaben, und wie ein Vater seine Kinder lieben, auch mich fort und fort befleißigen will, nicht nur mich selbst, als das Haupt dieses Reichs, von menschlicher Gewalt und sclavischer Arbeit frei zu erhalten, sondern auch alle meine Geschlechtsverwandten, die noch in solcher Dienstbarkeit seufzen, und überhaupt sämmtliche von den Menschen unterjochte vierfüßige Thiere, in ihre alte Freiheit zu setzen.“

„Ich verspreche ferner, die schwachen und wehrlosen Vierfüßler gegen alle Unbill, so ihnen bisher von starken und grimmigen Thieren zugefügt worden, kräftig in Schutz zu nehmen und wirksame Sicherheitsanstalten zu treffen,

damit hinfort keins das andere mehr fange und umbringe, sondern sie sammt und sonders friedlich und einträchtig bei einander wohnen."

„Ich verspreche überdieß, daß ich mich, wenn Krieg entstehen sollte, an die Spitze meines Heeres stellen, männlich und ritterlich für's Vaterland streiten, und mein eignes Blut und Leben nicht schonen will."

„Ich gelobe schließlich in Summa, dem Niedern wie dem Hohen, dem Armen wie dem Reichen, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, des Reichs Wohlfahrt in alle Wege zu befördern, und Schaden und Nachtheil abzuwenden. Alles getreulich und sonder Gefährde."

Nach hierauf vollzogener Krönung erinnerte der Kreuzfuchs den Regenten, er möge nun, hergebrachter Maßen, dem Volke zeigen, wie und wo er es künftig beschützen wolle.

Sofort that Simpel drei gewaltige Sprünge gegen Osten, bäumte sich empor, ließ seine Stimme weidlich erschallen, senkte sich wieder auf die Vorderfüße und schlug blitzgeschwind mit den Hinterbeinen drei Mal hoch in die Luft. Diese Capriolen wiederholte er gegen Süden, Westen und Norden, und begab sich, als er auf diese Weise den vier Hauptgegenden der Welt seinen Kratzfuß gemacht hatte, an seinen Platz zurück.

„Es lebe der König!" rief Schalkwitz; und alles Volk rief es ihm nach. Die zahlreich versammelten Esel griffen sich bei diesem Vivat besonders an, und es kostete Mühe, sie wieder zum Schweigen zu bringen.

Als dieß endlich gelungen war, trat der Herold auf und lud die Häupter und Altväter aller vierfüßigen Geschlechter zur königlichen Tafel. Er machte zugleich bekannt, es würden drei Tage hinter einander Tänze und

Herr Simpel keinen Sack mehr schleppen, keine Geißel mehr fühlen, keine Distel mehr kauen werde.

Dann prangten auf eben so hohen Stangen zwei Siegeszeichen: nämlich das gefangene Fischlein und ein Paar Adlersflügel. Man hätte billig eine dritte Stange mit einem derben Knüttel verzieren sollen; das aber hatte der Ceremonienmeister Schalkwitz weislich unterlassen.

Er und Schwager Reineke führten den König, der vor sich und hinter sich mit vornehmen Staatsbeamten umgeben war.

In dieser Ordnung zog man auf die schon bekannte Wiese, wo sich Zuschauer ohne Zahl ins Gras gelagert hatten und zum Theil auf den Bäumen saßen.

Die Hirschgarde schloß um Simpeln und sein Gefolge einen Kreis und er sprach dem Kanzler folgende Worte nach:

„Ich, Peter Simpel, ein geborner Esel, verspreche hiermit vor der ganzen Versammlung des Reichs, daß ich das Geschlecht der vierfüßigen Thiere, Groß und Klein, Zahm und Wild, wie sie Namen und Gestalt haben mögen, nach meinem besten Vermögen schützen, schirmen, handhaben, und wie ein Vater seine Kinder lieben, auch mich fort und fort befleißigen will, nicht nur mich selbst, als das Haupt dieses Reichs, von menschlicher Gewalt und sclavischer Arbeit frei zu erhalten, sondern auch alle meine Geschlechtsverwandten, die noch in solcher Dienstbarkeit seufzen, und überhaupt sämmtliche von den Menschen unterjochte vierfüßige Thiere, in ihre alte Freiheit zu setzen.“

„Ich verspreche ferner, die schwachen und wehrlosen *Vierfüßler gegen alle* Unbill, so ihnen bisher von starken *und grimmigen Thieren* zugefügt worden, kräftig in Schutz *zu nehmen und wirksame* Sicherheitsanstalten zu treffen,

damit hinfort keins das andere mehr fange und umbringe, sondern sie sammt und sonders friedlich und einträchtig bei einander wohnen."

„Ich verspreche überdieß, daß ich mich, wenn Krieg entstehen sollte, an die Spitze meines Heeres stellen, männlich und ritterlich für's Vaterland streiten, und mein eignes Blut und Leben nicht schonen will."

„Ich gelobe schließlich in Summa, dem Niedern wie dem Hohen, dem Armen wie dem Reichen, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, des Reichs Wohlfahrt in alle Wege zu befördern, und Schaden und Nachtheil abzuwenden. Alles getreulich und sonder Gefährde."

Nach hierauf vollzogener Krönung erinnerte der Kreuzfuchs den Regenten, er möge nun, hergebrachter Maßen, dem Volke zeigen, wie und wo er es künftig beschützen wolle.

Sofort that Simpel drei gewaltige Sprünge gegen Osten, bäumte sich empor, ließ seine Stimme weidlich erschallen, senkte sich wieder auf die Vorderfüße und schlug blitzgeschwind mit den Hinterbeinen drei Mal hoch in die Luft. Diese Capriolen wiederholte er gegen Süden, Westen und Norden, und begab sich, als er auf diese Weise den vier Hauptgegenden der Welt seinen Kratzfuß gemacht hatte, an seinen Platz zurück.

„Es lebe der König!" rief Schalkwitz; und alles Volk rief es ihm nach. Die zahlreich versammelten Esel griffen sich bei diesem Vivat besonders an, und es kostete Mühe, sie wieder zum Schweigen zu bringen.

Als dieß endlich gelungen war, trat der Herold auf und lud die Häupter und Altväter aller vierfüßigen Geschlechter zur königlichen Tafel. Er machte zugleich bekannt, es würden drei Tage hinter einander Tänze und

Herr Simpel keinen Sack mehr schleppen, keine Geißel mehr fühlen, keine Distel mehr kauen werde.

Dann prangten auf eben so hohen Stangen zwei Siegeszeichen: nämlich das gefangene Fischlein und ein Paar Adlersflügel. Man hätte billig eine dritte Stange mit einem derben Knüttel verzieren sollen; das aber hatte der Ceremonienmeister Schalkwitz weislich unterlassen.

Er und Schwager Reineke führten den König, der vor sich und hinter sich mit vornehmen Staatsbeamten umgeben war.

In dieser Ordnung zog man auf die schon bekannte Wiese, wo sich Zuschauer ohne Zahl ins Gras gelagert hatten und zum Theil auf den Bäumen saßen.

Die Hirschgarde schloß um Simpeln und sein Gefolge einen Kreis und er sprach dem Kanzler folgende Worte nach:

„Ich, Peter Simpel, ein geborner Esel, verspreche hiermit vor der ganzen Versammlung des Reichs, daß ich das Geschlecht der vierfüßigen Thiere, Groß und Klein, Zahm und Wild, wie sie Namen und Gestalt haben mögen, nach meinem besten Vermögen schützen, schirmen, handhaben, und wie ein Vater seine Kinder lieben, auch mich fort und fort befleißigen will, nicht nur mich selbst, als das Haupt dieses Reichs, von menschlicher Gewalt und sclavischer Arbeit frei zu erhalten, sondern auch alle meine Geschlechtsverwandten, die noch in solcher Dienstbarkeit seufzen, und überhaupt sämmtliche von den Menschen unterjochte vierfüßige Thiere, in ihre alte Freiheit zu setzen.“

„Ich verspreche ferner, die schwachen und wehrlosen Vierfüßler gegen alle Unbill, so ihnen bisher von starken und grimmigen Thieren zugefügt worden, kräftig in Schutz zu nehmen und wirksame Sicherheitsanstalten zu treffen,

damit hinfort keins das andere mehr fange und umbringe, sondern sie sammt und sonders friedlich und einträchtig bei einander wohnen."

„Ich verspreche überdieß, daß ich mich, wenn Krieg entstehen sollte, an die Spitze meines Heeres stellen, männlich und ritterlich für's Vaterland streiten, und mein eignes Blut und Leben nicht schonen will."

„Ich gelobe schließlich in Summa, dem Niedern wie dem Hohen, dem Armen wie dem Reichen, Recht und Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, des Reichs Wohlfahrt in alle Wege zu befördern, und Schaden und Nachtheil abzuwenden. Alles getreulich und sonder Gefährde."

Nach hierauf vollzogener Krönung erinnerte der Kreuzfuchs den Regenten, er möge nun, hergebrachter Maßen, dem Volke zeigen, wie und wo er es künftig beschützen wolle.

Sofort that Simpel drei gewaltige Sprünge gegen Osten, bäumte sich empor, ließ seine Stimme weidlich erschallen, senkte sich wieder auf die Vorderfüße und schlug blitzgeschwind mit den Hinterbeinen drei Mal hoch in die Luft. Diese Capriolen wiederholte er gegen Süden, Westen und Norden, und begab sich, als er auf diese Weise den vier Hauptgegenden der Welt seinen Kratzfuß gemacht hatte, an seinen Platz zurück.

„Es lebe der König!" rief Schalkwitz; und alles Volk rief es ihm nach. Die zahlreich versammelten Esel griffen sich bei diesem Vivat besonders an, und es kostete Mühe, sie wieder zum Schweigen zu bringen.

Als dieß endlich gelungen war, trat der Herold auf und lud die Häupter und Altväter aller vierfüßigen Geschlechter zur königlichen Tafel. Er machte zugleich bekannt, es würden drei Tage hinter einander Tänze und

fand, die endlosen Witzeleien über seine Mäuseſcheu nicht länger aushalten konnte.

Doktor Squenz war bei sehr gutem Humor und saß keinen Augenblick still. Er lief, ein Aepfelchen schmausend, von einer Tafel zur andern, trieb viel Geschwätz und kurzweilige Possen, und wagte sich sogar mit seinen Schnaken vor den König.

„Ha, ha! du bist ein loser Fant!“
Rief Simpel: „Das ist weltbekannt.
Der kluge Mensch erfreuet sich
Sogar, du Halbmensch, über dich,
Wenn du possierlich dich bemühst,
Ihm nachzuäffen, was du siehst.“ —

„Nachäffen?“ fiel der Doktor ein:
„Ew. Hoheit werden mir verzeihn,
Dieß Wort fällt mir nicht wenig auf.“ —

„Was kümmert's mich?“ sprach Jener drauf:
„Ich selber hab' es nicht erdacht;
Der Mensch hat dir's zum Ruhm gemacht.“ —

„So?“ brummte Squenz in seinen Bart:
„Ja, ja, das ist des Menschen Art!
Er mäkelt dort, er mäkelt hier,
Fegt aber nicht vor seiner Thür.
Nachäffen! — Hm! was er so nennt,
Das ist sein eignes Element.
Dies hört' und sah ich auf der Reise,
Die ich vorlängst durch Deutschlands Kreise
Mit einem Bärenführer that.
Da fand ich's oft im höchsten Grad
Belustigend, wie sich die Kleinen
Gewaltig blähn, um groß zu scheinen.
Der Hofherr nimmt, wo er nur kann,
Den Herrscherton des Fürsten an,
Und in der Kneipe prunkt der Sclav
Im Bortenrocke, wie sein Graf.

Die Legion der Zwergautoren
Hängt vollends ihren Matadoren
Wie lahme Bettler ängstlich nach,
Und achtet weder Spott noch Schmach.
Kurz, überall sind Hans und Steffen
Beschäftigt, Kunzen nachzuäffen.
Wir Affen selbst sind oft ihr Ziel,
Und mancher Gauch bemüht sich viel,
Mit Affenwitz und Affensprüngen
Die Gunst der Damen zu erringen.
Mir ist sogar ein Fall bekannt,
Daß einst ein Mensch für gut befand,
Der Menschheit völlig zu entsagen
Und sich zur Affenwelt zu schlagen.“ —

„Ein schnak'scher Einfall! Auf mein Wort!“
Rief Simpel aus, und Squenz fuhr fort:

„Alexis hieß die lockre Fliege.
Er war ein junger, reicher Grieche;
Allein mit tollem Uebermuth
Verschwendet' er sein Hab und Gut,
Ward arm wie eine Kirchenmaus
Und wußte weder ein noch aus:
Denn meistens können reiche Erben
Nur Geld verthun, doch keins erwerben.“

„Gefoltert von des Hungers Pein,
Fiel einst von ungefähr ihm ein,
Daß Lais, die berühmte Metze,
An seltnen Thieren sich ergötze;
Und plötzlich faßt' er den Entschluß,
Sich selbst vom Kopfe bis zum Fuß
In einen wunderschönen Affen
Geheim und künstlich umzuschaffen.
Doch hatte die Natur für ihn
Schon viel dazu gethan. — Er schien
Nur der Entwurf zu einem Manne:
Man maß ihn mit der fünften Spanne
Ganz aus, und unter Menschen war
Sein feines Affenlärvchen rar.

Lachen kaum tanzen. Aber der Hofkapellan fand sich durch die Mißhandlung einer Dame seines Geschlechts sehr beleidigt, und eiferte so lange darüber, bis sie wieder in Freiheit gesetzt ward.

Der kurzweilige Rath veranstaltete hierauf, um seinen gnädigsten Herrn zu belustigen, eine Quadrille von Elephanten, Kameelen, Auerochsen und Büffeln, die insgesammt so zierlich tanzten, daß darüber ein allgemeiner Jubel entstand.

Herr Simpel hatte noch während des Balles Gelegenheit, seine Weisheit zu zeigen. Der Ziegenbock und der Widder vereinigten sich über die Ehre des Vortanzes und begehrten des Königs Entscheidung. Er war Anfangs über diesen wichtigen Rangstreit sehr verlegen; doch glücklicher Weise erinnerte er sich des Sprichworts: der Bart macht den Mann! und entschied aus diesem Grunde, zum Vortheil des Bocks, der nun sammt seiner Gattin, einer schönen bunten Ziege, mit den hoffärtigsten Geberden vortanzte.

Aber am folgenden Tage, da die Ritterspiele gehalten wurden, erlitt er eine sehr nachdrückliche Demüthigung. Er erfrechte sich, einen rüstigen Steinbock, der ihn an Kräften weit überwog, zum Zweikampf zu fordern. Jener war sogleich bereit, und sie gingen mit den Lanzen ihrer Hörner auf einander los. Im ersten Rennen hielt sich der Gemahl der bunten Ziege recht tapfer und stand bei dem gewaltigen Anlauf seines Gegners wie eine Mauer. Aber beim zweiten Gange setzte ihn der Steinbock rückwärts in den Sand und stieß ihm ein Horn ab. Niemand bedauerte den besiegten Prahler, der mit zornigem *Meckern* den Turnierplatz verließ.

Auch ein übermüthiger Stier, der, wie mancher mensch-

liche Goliath, auf seine große, vierschrötige Gestalt pochte und sich gegen alle Welt grob und ungesittet betrug, ward auf eine lächerliche Weise beschämt. Er machte sich an den gewesenen Präsidenten des Kampfgerichts, forderte ihn trotzig heraus und rannte mit schwerfälligem Ungestüm gegen ihn an. Präsident Bär stellte sich gelassen auf die Hinterfüße, packte den Grobian bei den Hörnern und schwang sich kopfüber auf seinen Rücken. Brüllend wollte der Ochs seinen Reiter abwerfen; der hielt sich aber fest und spornte das plumpe Thier, zum Vergnügen aller Zuschauer, eine Weile auf dem Platze herum.

Dergleichen lustige Fehden gab es mehr, und die trotzigsten Raufhelden bekamen, wie billig, die schimpflichsten Schlappen.

Siebentes Kapitel.

Verschiedene lehrreiche Gespräche über schöne und häßliche Geister, nebst der schauerlichen Geschichte einer gräßlichen Mordthat, die ein handfester Kunstrichter an einem armen Dichterlinge verübte.

Reineke nahm an den Hoflustbarkeiten wenig Theil. Er schüttelte vielmehr über den Jubel des Volks mißfällig den Kopf und hielt sich meistens zu den edlen Thieren, die der neuen Regierung abgeneigt waren. Er selbst dachte ganz anders. Da er aber durch das Fernrohr seiner Klugheit voraus sah, daß der Thron des Esels bald wieder umkippen werde, so gab er sich gegen die Anhänger der Löwenfamilie das Ansehen, als ob er gleiche Gesinnungen hege. Um ihnen noch mehr Staub in die Augen zu streuen und sich besonders dem Prinzen Kühnherz zu empfehlen, beschloß er, sein Kanzleramt niederzulegen.

In dieser Absicht ließ er sich am nächsten Morgen nach den Hofgelagen bei dem grauen Könige melden, und kitzelte Anfangs seine Ohren mit Schmeicheleien. „Heil meinem Vaterlande!“ rief er aus: „Seine goldne Zeit ist gekommen! — Unter Eurem sanften Scepter wird es bald im höchsten Wohlstande blühen; aber ich — ich welke dahin!“ —

Er hustete bei den letzten Worten heftig und fuhr mit

schwacher Stimme fort: „Es ist ein Wunder, daß ich noch lebe! Ich hab' in meinen jüngern Jahren viel Noth und Verfolgungen ausgestanden. Immer angefeindet und bei dem vorigen Könige verklagt, hatt' ich keine ruhige Stunde. — Endlich siegte doch meine Unschuld! Ihro Majestät erkannten sie und erhoben mich, um mir meine unverdienten Leiden zu vergüten, zum Kanzler. Dieses Amt hab' ich bis jetzt, ohne Ruhm zu melden, mit Eifer und Treue bekleidet. König Nobel, dem ich in den Jahren meiner jugendlichen Kraft ersprießliche Dienste geleistet hatte, übersah und verzieh mir, in Erwägung derselben, die gelähmte Thätigkeit meines Alters, und war mit mir stumpfen Greis bis an seinen Tod zufrieden. — Aber ich würde sehr unbescheiden handeln, wenn ich von Ew. Hoheit gleiche Nachsicht verlangen wollte. Ihr, ein junger, feuriger Herr, bedürft feuriger Diener. Der Abstand zwischen Euern Vollkommenheiten und meinen Gebrechen ist zu groß! Ich kann Euch unmöglich zu Dank arbeiten, und bitte daher unterthänigst, mich meiner Pflicht zu entlassen und das Reichssiegel aus meinen Händen zurückzunehmen." —

Der König, dem ein solcher Fall noch nicht vorgekommen war, stutzte nicht wenig. Er sah bald den Kanzler, bald den gegenwärtigen Hofnarren an und wußte nicht, was er antworten sollte. Der Letztere half ihm endlich aus der Verlegenheit. „Was sinnst du lange, Bruder König?" fing er an: „Thu' dem alten Herrn seinen Willen und halt' ihn nicht ab, in ein anderes Land zu ziehen, wo er mehr Hühner zu stehlen findet, als in der hiesigen Gegend, die er schon völlig enthühnert hat."

Simpel lachte gewaltig. Aber Reineke seufzte und sprach: „Redet, was Euch beliebt, mein Herr kurzweiliger

Rath! Ich ärgere mich darüber nicht; denn es ist nun einmal das Schicksal des Alters, von Kindern und — Eures Gleichen verspottet zu werden."

Er wandte sich hierauf wieder zum König und bat um Resolution. „Euer Bedenken, mich zu verabschieden," fuhr er fort, „ist mir zwar schmeichelhaft; allein der Herr Tischrath hat wirklich nicht Unrecht, wenn er es sonderbar findet. Was verliert Ihr an mir Invaliden? der Staat ist an fähigen Köpfen so reich, daß die Lücke, die durch meinen Abgang entsteht, sogleich wieder ausgefüllt werden kann. Ich selbst will Euch unmaßgeblich einen geschickten und redlichen Mann vorschlagen, der ganz für den Kanzlerposten geboren scheint und mich doppelt und dreifach ersetzen wird."

Der wäre? — fragte Simpel.

„Mein Schwager Schalkwitz, gnädigster Herr! Er war, so zu sagen, eine Sprosse oder vielmehr die ganze Leiter, auf welcher Ihr den Thron bestiegt, und empfahl sich Euch überdieß neulich durch ein kleines Lobgedicht, wofür er die Gnade hatte, zum Hofpoeten ernannt zu werden."

Ich erinnere mich seiner, versetzte der Graue, und will Euer zwiefaches Gesuch überlegen. Meldet Euch morgen nach Bescheid!

Reineke trat ab. Der Hofnarr schnitt Grimassen und schlug Kreuze hinter ihm her.

Rathe mir, was soll ich thun? sprach Simpel, als er mit seinem Spaßmacher wieder unter vier Augen war.

„Wie du doch fragst!" versetzte Squenz: „Du hast nichts zu thun, als dem Himmel zu danken, daß du mit so guter Manier einen Schelm los wirst!"

Aber was denkst du von seinem Schwager, dem Hofdichter? —

„Puh! das ist vollends ein Unkraut! Laß ihn verseln, so viel er will; nur mach' ihn ja nicht zum Kanzler! Du würdest aus dem Regen unter die Traufe gerathen."

Ei, wie denn so? — Du scheinst dem Poeten feind; ich aber bin ihm Dankbarkeit schuldig.

„Dankbarkeit! — Du zwingst mich zum Lachen! — Ueberlaß doch diese kleine, ängstliche Tugend dem Bürger und Bauer! Du bist darüber hinweg."

Bursch, halt dein Maul! Deine Possen gefallen mir; aber solche ernsthaft-gottlose Reden sind mir ein Gräuel. Ich wollte doch heute wieder ein gemeiner Esel werden, wenn ich hier oben auf dem Königsstuhle meine guten Gesinnungen ablegen müßte.

„Das ist kein Muß. Behalte sie, behalte sie, und schaff dir meinetwegen noch mehr Spießbürgertugenden an! Wie du dir bettest, so schläfst du."

Ach, ich schlief sonst besser als jetzt! — Laß mir den Elephanten, den gewesenen Statthalter, rufen! Mit dir, Hans Narr, ist über Staatsangelegenheiten kein vernünftiges Wort zu sprechen. —

Als der Exstatthalter kam, verlangte Simpel sein Gutachten über Schalkwitzens Beförderung.

„Ich kann dazu nicht rathen;" antwortete der Riese: „denn Schalkwitz ist — ein schöner Geist."

Wie? was? rief Simpel: Ein schöner Geist? — Was ist das für ein Ding? Ist es vielleicht ein gefährliches, giftiges Thier?

„Das eben nicht," sagte der Statthalter.

Nun, warum warnt Ihr mich denn?

„Ich will Ew. Hoheit verständigen. Man nennt die Dichter, zu denen sich auch Schalkwitz — ich weiß nicht, ob mit Recht oder Unrecht — zählt, schöne Geister. Diese

Vögel haben zwar meistens — die Zaunkönige darunter ausgenommen — eine gute Portion Witz und Verstand; aber zu Geschäften taugen sie nicht."

Wie so? fragte Simpel: Verstand haben und unbrauchbar seyn — das scheint mir ein Widerspruch, den ich nicht begreife. Drückt Euch deutlicher aus!

„Die Dichter, gnädigster Herr, sind durch die angenehmen Spielwerke ihrer Einbildungskraft so verzärtelt und verwöhnt, daß sie gegen andere Arbeiten einen unüberwindlichen Ekel empfinden."

Ist das wirklich wahr?

„Kannst dich darauf verlassen!" fiel der Tischrath ein: „Der Herr Statthalter pflügte mit meinem Kalbe; denn alles, was er dir jetzt von den schönen Geistern sagte, weiß er von mir, und ich hab' es auf meinen Reisen in der Menschenwelt aus dem Munde wichtiger Männer gehört."

Ei, ei! rief Simpel, wenn's so steht, will ich mich vor den schönen Geistern wohl hüten. Herr Reineke mag mir nur mit seinem Schwager wieder angestochen kommen! Ich will ihm die Wege weisen. —

Als nun Reineke am folgenden Tage bei Hofe erschien, sagte der König: Ich hab' Euer gestriges Anbringen in Ueberlegung gezogen, und kann Euch, wenn Ihr dem Staate durchaus nicht länger dienen könnt oder wollt, den gebetenen Abschied nicht versagen. Allein mit Euerm Schwager mag ich mich aus gewissen Ursachen nicht einlassen. Es wird am besten seyn, wenn er bleibt, was er ist. —

Reineke stellte sich, als ob er heftig erschräcke. „Was muß ich hören!" rief er aus: „Wie ist mein armer Schwager *so unglücklich* gewesen, bei Euch in Ungnade zu fal-

leu? — Sagt mir, was hat er verbrochen? Oder sagt mir vielmehr, wessen ihn seine Neider und Feinde bezüchtigen!“

Er taugt nicht zu Geschäften; antwortete das Echo des Statthalters: denn er ist ein Dichter, ein schöner Geist.

Der Kanzler brach in ein helles Gelächter aus. „Mein Schwager ein Dichter? — Davon hör' ich das erste Wort! Er hat meines Wissens außer den paar Versen, wozu er neulich durch Eure großen Thaten begeistert ward, in seinem Leben keine Zeile gedichtet. Dieß beweisen jene Reime fast durch sich selbst; denn sie schmecken sehr nach dem Anfänger. Wenn man aber den Ehrennamen eines Dichters durch eine solche Armseligkeit erlangen kann, so ist er, wahrlich! heut zu Tage spottwohlfeil. — O, wäre doch Schalkwitz ein wahrer, großer Dichter! Er würde dadurch keinen Tadel verdienen, sondern im Gegentheil sein ausgezeichnetes Genie unläugbar beweisen.“

Das wäre nur desto schlimmer! fiel Simpel hartnäckig ein: Er taugte dann um so weniger zu Geschäften; denn die Dichter sind durch die angenehmen Spielwerke ihrer Einbildungskraft so verzärtelt und verwöhnt, daß sie gegen andere Arbeiten einen unüberwindlichen Ekel empfinden.

„Ew. Hoheit setzt mich in Erstaunen! Welcher alte, von Vorurtheilen umnebelte Pedant redet aus Euch? Er hat Euch, er sey wer er wolle, durch schiefe Trugschlüsse hintergangen.“

Ihr schwatzt sehr keck! rief der aufgebrachte König: Wollt Ihr etwa klüger seyn, als die Menschen?

„Hm! hm!“ versetzte Reineke lächelnd: „Ich würde mich allerdings bedenken, mit der Hälfte der Adamskinder Kopf um Kopf zu tauschen.“

Ho! ho! Viel Dünkel und Uebermuth!

„Ich bitt' um Verzeihung. Es war Bescheidenheit, daß ich nur von der Hälfte sprach. — Doch warum erwähntet Ihr der Menschen?"

Weil sie im Punkt der schönen Geister eben so denken, wie ich. Mein Tischrath — es ist Schade, daß er eben nicht da ist — kann es bezeugen. Er hat auf seinen Reisen solche Urtheile aus dem Munde wichtiger Männer gehört.

„Das mögen Kapitalmänner gewesen seyn! — Der Herr Tischrath reiste, wie bekannt, mit einem Bärenführer, und solche Leute werden freilich mit ihrem vierfüßigen Gefolg' in seine Gesellschaften gezogen. Doch konnten die sogenannten wichtigen Männer, mit denen sich Euer Hofnarr unterhielt, wenigstens nicht in jenem Lande zu Hause seyn, wo der größte König, der je auf einem Throne saß, den thätigen Geschäftsmann und den schönen Geist in sich vereinte. — Sein glänzendes Beispiel hätte sie abgeschreckt, so grundlos zu schwatzen: denn es dient den witzigen Köpfen gleichsam zum Schilde gegen den widersinnigen Vorwurf der Unbrauchbarkeit." —

Was ihr mir da sagt, mein lieber Getreuer, antwortete Simpel, sind mir zwar böhmische Dörfer; allein ich kann Euch nicht verhalten, daß mir selbst vom Anfang an die Verunglimpfung der schönen Geister nicht in den Kopf wollte. Ich habe zwar von diesen Wesen noch bis jetzt keinen deutlichen Begriff; aber, meines Bedünkens, muß doch ein schöner Geist immer besser als ein häßlicher seyn.

„Witzig! Bei meiner Ehre, sehr witzig!" — rief Reineke schmeichelnd: „Es gibt allerdings auch häßliche Geister; und in deren Klasse gehören sicher alle die, welche einen oder den andern echten schönen Geist — denn von den affenartigen Kobolden, die sich nur dafür ausgeben,

ist hier nicht die Rede — blos deßwegen hassen und verfolgen, weil er ein schöner Geist ist. — Diese Antipathie findet man sehr häufig; denn das Schöne und das Häßliche lebt, seiner Natur nach, in einem ewigen Kriege mit einander."

Freund Reineke, Ihr sprecht mir zu hoch! Was ich aber davon begreife, gefällt mir. Ich will eurem Schwager wohl. Er hat sich um mich verdient gemacht. Ich möcht' ihm also gern eine Gnade gewähren. Man schwatzt mir zwar vor, ein König sey niemanden Dankbarkeit schuldig; allein ich bin und bleib' ein ehrlicher Mann und lasse mir solche böse Rathschläge nicht einreden. Wenn ich nur wüßte, ob Schalkwitz fähig und geschickt genug wäre, Kanzler zu seyn.

„Dafür steh' ich, gnädigster Herr! Ein guter Kopf — und das ist er — wirft sich leicht in alle Fächer."

Nun so will ichs, auf Eure Verantwortung, mit ihm wagen. Ihr könnt ihn vorläufig davon benachrichtigen. —

Reineke war froh, daß er seinen Plan durchgesetzt hatte, und empfahl sich dankfagend.

Kurz darauf kam der Statthalter wegen anderer Angelegenheiten nach Hofe, und der König vertraute ihm, daß er nun entschlossen sey, dem Hofdichter die Kanzlerstelle zu ertheilen. „Ihr wagt viel!" versetzte Jener: „Dieß Amt ist wichtig und mühvoll; er aber wird die Akten bei Seite werfen und Verse schreiben. Bedeutet ihn wenigstens, sich seinem Posten ganz zu widmen, und sich der unnützen Schriftstellerei in Zukunft zu enthalten." —

Und so von Wort zu Wort ward Schalkwitz, als er seine Bestallung empfing, vom Könige sehr ernsthaft bedeutet.

Der neue Kanzler antwortete lächelnd: „Die Poesie

hat mir bis jetzt so wenig eingebracht, daß es mir gar nicht schwer wird, ihr zu entsagen. Ich habe nun durch Eure Gnade mein reichliches Auskommen, und werde mit dem lebhaftesten Diensteifer der Sklav' meiner Pflicht seyn. Doch beding' ich mir die gnädige Erlaubniß, dann und wann auf Ew. Hoheit ein Lobgedicht zu verfassen."

Das magst du! schmunzelte Simpel: Und wenn es gut ist, werd' ich mich erkenntlich bezeigen.

„Wenn's aber schlecht ist," fiel der Tischrath ein, „was machst du da?"

So fragt ein Narr! brummte Simpel: Es versteht sich am Rande, daß er für Schofelzeug nichts bekommt.

„Du solltest auch darauf einen Preis setzen, wie König Alexander that."

Was weiß ich davon!

„Soll ich dir's erzählen?"

Simpel nickte bejahend, und Squenz begann:

Der große Alexander hielt
Sich einen kleinen Hofpoeten,
Der hätte gar zu gern in Haufen Gold gewühlt;
Allein sein Bischen Sold ging für und für bald flöten.
Da er zugleich den Dienst als lust'ger Rath
Bei dem Eroberer vertrat.
So scherzt' er einst: „Herr König, du bist eitel,
Hast aber einen Krebs im Beutel,
Der immer in die Hand dich kneipt,
Daher bei dir das Schenken unterbleibt.
Du nähmst es an, wenn rastlos dir zur Ehre
Mein Pegasus im vollen Fluge wäre;
Doch, da kein goldner Sporn ihn treibt,
Und man den Haber ihm nur an die Krippe schreibt,
So ist er eine faule Mähre.
Das diene dir hinfort zur Lehre,
Und nun ein Wort im Ernst! — ich will durch ein Gedicht

Von deinem ganzen Heldenleben
Bis zu den Sternen dich erheben,
Doch für ein Spottgeld thu' ich's nicht;
Drum sage kurz, was willst du dafür geben?" —

Der König sprach: „Ich mache gern dich reich
Und biete für dein Werk mit Freuden Millionen.
Vollend' es nur! ich werde dann sogleich
Dir jeden guten Vers mit einem Goldstück lohnen,
Und jeden Krüppel auch mit einem — Backenstreich." —

Der Versler dünkte sich, wie solche Leutchen pflegen,
Ein zweiter göttlicher Homer,
Und ihm gefiel deßhalb des Königs Antwort sehr.
Er lachte nur zu den gedrohten Schlägen,
Und sah im Geiste schon den goldnen Münzenregen,
Der sich, indem das Lied von seinen Lippen floß,
Mit Zauberglanz auf ihn ergoß.
Drum war er gar nicht laß, die Finger anzustrengen,
Und schrieb in kurzer Zeit ein Werk von zwölf Gesängen.

Bei dessen Vorlesung empfing
Er wirklich manchen Fuchs, doch weit mehr Backenstreiche;
Und ach! der arme Dichterling
War schon im siebenten Gesange eine Leiche.

Eine grausame Mordgeschichte! seufzte Simpel: Nein, so arg will ich's mit dir, mein lieber Kanzler, nicht machen. Geh' du ruhig an deine Geschäfte und handhabe Recht und Gerechtigkeit! —

Der Schalk verbeugte sich mit einer frommen Miene, legte den rechten Vorderfuß an seine Brust, und begab sich mit dieser scheinheiligen Betheurung hinweg.

Gottlob, daß ich mit dieser kritischen Sache zu Stande bin! sprach der König: Nun ist mir ein Mühlstein vom Herzen!

„Hüte dich nur," sagte Squenz, „daß dir dein neuer *Kanzler nicht etwa* eine ganze Mühle wieder aufpackt. *Ich fürchte, ich fürchte*" —

Basta! — fiel ihm Simpel mit Unwillen ins Wort: Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz! — Setze dich jetzt still in einen Winkel und sinn' auf Mährchen! Ich will indessen ein paar Stunden schlafen; denn die Regierungssorgen haben mich entsetzlich abgemattet, und für heute that ich genug. —

Mit diesen Worten warf er sich auf sein Strohkanapee und schlief ein.

Der neue Kanzler machte sich zwar, wie Reineke vorausgesagt hatte, mit seinem Fache bald vertraut; er fand aber auch eben so geschwind alle Schliche der parteilichen und eigennützigen Rechtspfleger. Hieran war nun seine Schöngeistigkeit nicht im geringsten Schuld; denn solche saubre Künste verstehen und üben viele Richter, denen die schönen Wissenschaften ein Aergerniß sind. — Wer die wichtigsten Beweisdocumente in seiner Küche eingab, der hatte Recht und behielt Recht. Im übrigen war er ein aufmerksamer und strenger Wächter der Gesetze. Die Verletzer derselben wurden gemeiniglich zu der Strafe verurtheilt, eine gewisse Zahl Hühner oder anderes Geflügel zu liefern. Diese Bußbraten fielen zwar, wie es hieß, dem königlichen Fiscus anheim; aber sie kamen nicht dahin, sondern der Herr Kanzler verzehrte sie mit seinem Schwager Reineke, der ihm heimlich regieren half, ob er gleich, dem äußerlichen Ansehen nach, als eine stille Privatperson lebte.

Denkling war und blieb der Busenfreund dieser beiden Herren. Er übernahm kein öffentliches Amt, und mischte sich gar nicht in Staatsgeschäfte. Phlegmatisch begnügte er sich damit, in der Burg seines königlichen Vetters zu faulenzen, und von allem, was ihm gelüstete, die Hülle *und die Fülle* zu haben.

Achtes Kapitel.

Ein Blick ins Reich der Vögel, wo ſich ein patziger Gukuk ſo lächerlich brüſtet und ſpreizt, als ob er es von einem oder dem andern deutſchen Schriftſteller gelernt hätte.

Revolutionen ſind, wie die neueſte Weltgeſchichte lehrt, ein anſteckendes Fieber.

Die Zeiten waren ſich immer gleich,
Drum blieb auch damals der Vögel Reich
Mit dieſer Seuche nicht verſchont.
Der Adler ward darin entthront,
Und die Empörer wählten ſich
Zum König einen Gänſerich.

Deß Krone war noch funkelneu,
Da ward ein kluger Papagei,
Rückkehrend aus der Menſchenwelt,
An ſeinem Hofe vorgeſtellt.
Er lebte ſechs oder ſieben Jahre
Bei einem alten gräflichen Paare,
Sah müßig vom Palaſt herab,
Was auf der Gaſſe ſich begab,
Und ſchimpfte wie ein Rohrſperling
Auf jeden, der vorüber ging.

Vom König Gikgak wohl empfangen,
Erzählt' er, wie es ihm ergangen.
Drauf ſprach der König: „Getreuer Knecht,

Berichte mir, was das Menschengeschlecht
Von uns Geflügelten denkt und spricht!
Verhehle mir aber die Wahrheit nicht!“

„Ich lebte, wie ich Ew. Hoheit schon gesagt habe, in einer großen Stadt,“ — antwortete der Papagei — „und da hört' ich eben nicht viel von uns. Man liebt und sucht dort meistens nur die wilden und die zahmen Vögel, um sie — zu essen.“

Ach, eine schreckliche Wahrheit! seufzte der König: Ich fürchte mich schon vor dem Martinsabend! Da werd' ich wieder viel Familientrauer bekommen! —

Der Papagei stieß aus Höflichkeit auch einen theilnehmenden Seufzer aus und fuhr dann fort: „Andere Vögel müssen ihr Leben in der härtesten Gefangenschaft zubringen, und man hat dabei selten eine andere Absicht, als Kinder zu belustigen, oder die Zimmer mit kleinen, niedlichen Kerkern zu schmücken. Wenn aber die müßigen Herren und Damen bisweilen aus der Stadt aufs Land fahren, um den Bauer im Schweiße seines Angesichts arbeiten zu sehen, da thun sie denn freilich, als ob sie durch die Lieder der Lerche, der Nachtigall und andrer freien Waldbürger bis in den dritten Himmel entzückt würden. Allein es ist bloßes Geziere. Sie fühlen und denken nichts dabei, und sehnen sich in demselben Augenblicke nach der dumpfigen Stadt zurück, um dort irgend einen elenden Trillerschläger auf dem Theater zu hören. Mein Graf und seine Gemahlin heuchelten in diesem Punkte viel weniger, und bewiesen dieß einst auf eine komische Art. Doch — mein Geschwätz macht Ew. Hoheit vielleicht lange Weile.“

Ganz das Gegentheil, mein lieber Papagei! Ihr verbindet *mich Euch*, wenn Ihr mich länger unterhaltet.

Papchen verbeugte ſich und erzählte weiter: „Es war damals in der Reſidenz Mode, nach einer gewiſſen reizenden Gegend, die einige Stunden Weges entfernt war, fleißig zu wallfahrten, und mein gräfliches Paar, welches in keiner Mode gern zurückblieb, hielt es deßhalb auch für nöthig, ſich dahin zu erheben. Dieſe lange berathſchlagte Reiſe kam an einem ſchönen Frühlingstage wirklich zu Stande. Ich ward aus meinem gewöhnlichen Häuschen in einen goldenen Prachtkäfig verſetzt und ſo in den Wagen gepackt. Auch einige Favorithunde waren von der Geſellſchaft. Wir kamen an, nahmen in einem ſchattigen Luſtwäldchen eine Laube in Beſitz, und beide Herrſchaften waren über die Schönheiten der ſie umgebenden Natur, beſonders über die Konzerte der Vögel, ganz außer ſich. Als dieſes Vergnügen aber kaum eine Viertelſtunde gedauert hatte, empfanden ſie lange Weile und fragten den Kammerdiener, ob er Karten mitgenommen habe. Er war ſo vorſichtig geweſen; allein was halfen die todten Blätter? Es fehlte zum L'Hombreſpiel ein ſchicklicher Drittmann; denn, leider! hatte ſich gerade deſſelben Tages keine Standesperſon, der man eine Parthie mit Ehren hätte anbieten können, in dieſe Gegend verirrt. Dennoch ließ der Graf, der ſich, wie er ſagte, bis zum Sterben ennuyirte, einen Spieltiſch bereiten, hob mit eigener Hand ſeinen Günſtling, einen häßlichen, mürriſchen Mops, auf den dritten, ledigen Stuhl, und befahl dem Kammerdiener, der ein guter L'Hombreſpieler war, hinter den Hund zu treten und in deſſen Namen zu ſpielen. Das geſchah. Die Karten wurden dem Mops vor die Augen gehalten, und er ſah ſo ernſthaft darauf, als ob er das Spiel verſtände.“

„Der Graf ſpielte — ich weiß nicht warum — ſehr

zerſtreut, und verlor einen Dukaten nach dem andern. Er war darüber verdrießlich und klagte die unſchuldigen Sänger des Parks, denen er kurz vorher mit Beifall geſchmeichelt hatte, und die Urheber ſeines Unglücks an. Es ſey kein Wunder, ſprach er, daß er Fehler auf Fehler mache; denn man könne ja vor dem läſtigen Gezwitſcher der Vögel ſeine Gedanken nicht beiſammen behalten.

„Dieſe Klage wiederholt' er oft; und als das Glück fortfuhr, ihm den Rücken zu kehren, befahl er ſeinen Bedienten, ſie ſollten die unerträglichen Schreier auf den Bäumen durch Steinwürfe verſcheuchen. Sogleich begann das Bombardement, und ward ſo lange fortgeſetzt, bis weit und breit kein Vogel mehr zu hören und zu ſehen war.“ —

„Aus dieſer Geſchichte können Ew. Hoheit beurtheilen,“ — ſchloß der Papagei — „wie hoch die Vögel von den Menſchen geachtet werden.“ —

Sagt mir doch, — fragte jetzt ein Guckguck — befand ſich denn unter den Waldſängern, die damals mit ſo grobem Undanke belohnt wurden, einer von meinem Geſchlechte? —

„Ich kann mich nicht erinnern;“ antwortete der Papagei: „doch es iſt wohl möglich.“

Meint Ihr? — verſetzte der Guckguck höhniſch: Ich behaupte das Gegentheil!

„Warum das,“ erwiederte Papchen: „Denkt ihr etwa, man hätte vor Eurem Herrn Vetter mehr Reſpekt gehabt?“ —

Ei wohl, rief der Guckguck, wenn er ein Solo geſungen *hätte! Denn* unſer anmuthiger, taktfeſter Geſang macht *niemanden den* Kopf ſchwindelig und muß allen Menſchen *gefallen.* —

„Drolliger Freund," sagte Jener, „Ihr steckt in einem seltsamen Irrthume! Ich hab' Euch und Euren Gesang nie loben hören. Die Menschen spotten vielmehr über Euch, und führen mancherlei häßliche Sprichwörter im Munde. Macht sich zum Beispiel einer über die Fehler eines andern lustig, die er doch selbst an sich hat, oder schielt einer, dem sein eigenes Weibchen nicht Farbe hält, seinen Nachbar einen Hahnrei, so sagen sie: Der Guckguck ruft seinen eigenen Namen aus! — Sie nennen Euch auch bisweilen Guggauch oder blos Gauch, welches letztere soviel heißt, als Geck und einen eitlen, vorwitzigen, in sich selbst vernarrten Milchbart bedeutet, der immer, wie Ihr, von seiner werthen Person spricht. — Oft brauchen sie sogar Euern Namen als einen lustigen Titel des Teufels und verwünschen einander im Scherze: Hol' dich der Guckguck!" —

König Gikgak, dessen Liebling der Guckguck war, hörte diese schimpflichen Anekdoten nicht gern und sah ein wenig scheel dazu; doch seine Hofleute, die eben ein Mal vergaßen, die Mienen ihres Monarchen zu belauschen, lachten sich fast aus dem Athem, und gönnten es dem hochmüthigen Gauch, daß er so abgetrumpft ward. Er war aber dadurch gar nicht gedemüthigt, sondern schrie immer zwischen das Gelächter auf den Papagai los: Ihr seyd ein Lügner! Ich habe ganz andere Nachrichten! Die Menschen lieben mein verständliches Lied, und ziehen es dem krausen Singsang der Nachtigall vor. —

„Man traut seinen Ohren kaum, wenn man solche Dinge hört!" sagte der Papagai: „Das heißt doch in der That die Wahrheit auf den Kopf stellen!" — Geht nur hin und fragt die Menschen, was sie von Euch und der Nachtigall halten. Sie werden Euch ins Gesicht sagen,

daß unter den Sängern des Hains Philomelen der erste Platz, und Euch der letzte gebühre.“ —

Der Guckguck flog schimpfend hinweg, und übergab einige Stunden darauf bei dem Könige folgende Bittschrift:

„Die Natur befahl der Lerche, der Nachtigall und mir, den Frühling durch unsere Gesänge zu verschönern. Der Lerche wies sie das Feld und mir den Wald an, um uns beim Tage da hören zu lassen; aber die Nachtigall sollte bei Nacht singen. Diese Bestimmung zeigt schon ihr Name, der aus Nacht und dem alten Worte Gall (welches soviel als Schall bedeutet) zusammengesetzt ist. Auch in verschiedenen andern Sprachen stammt ihr Name daher. Allein sie begnügt sich nicht, ihre Stimme zur Nachtzeit gällen zu lassen, sondern sie kreischt auch bei Tage, und stört mich dadurch in meinem Gesange. Ew. Hoheit wolle deßhalb geruhen, ihr diese Pfuscherei in mein Amt bei namhafter Strafe zu untersagen.“

„Da ich außerdem mit Verdruß habe erfahren müssen, daß mein Name unter den Menschen zum Spott geworden ist, so verbinde ich mit jener unterthänigsten Bitte noch die: mir den Titel Oberlenzsänger in Gnaden zu ertheilen, und mir darüber gegen die Gebühr ein Patent ausfertigen zu lassen.“ —

Meister Guckguck versprach sich von diesem Memoriale den besten Erfolg. Er glaubte, wenn die Nachtigall schweigen müßte, mehr Beifall und Zuhörer zu haben. Dieses Plänchen war einem solchen Stümper ganz angemessen, und würde wohl, wenn es sich in der literarischen Welt ausführen ließe, viele Nachahmer finden. Allein König Gilgal war doch nicht Gans genug, dem Antrage des Reidharts sogleich blindlings zu willfahren. Er ließ, weil er überhaupt keine Neuerungen liebte, in dem Archive

nachschlagen, ob schon jemals ein Verbot des Tagesingens an die Nachtigall ergangen sey; es fand sich aber nicht die geringste Spur. Auch die vorhandene Sangordnung, die seit undenklichen Jahren im Reiche der Vögel galt, enthielt keine Sylbe davon. Der Supplicant ward also beschieden: es habe bei dem alten Herkommen sein Bewenden und das gesuchte Strafgebot finde nicht Statt.

Den gebetenen Titel zu ertheilen, war König Gikgak geneigter; aber sein Kanzler, ein weißer Uhu, rieth es ihm ab. „Der leere Klingklang des Titelwesens," sprach er, „war bis jetzt bei uns nicht Mode, und wir werden wohl thun, wenn wir diese neue Sitte nicht einführen. Man begünstigt dadurch den trägen Stolz, der die Mühe scheut, sich Verdienste zu erwerben, und sich dennoch über andere erheben will. — Der Guckguck befleiße sich nur, alle Frühlingsvögel durch angenehme Lieder zu übertreffen, und man wird ihn ohne Patent den Oberlenzsänger nennen. Da er aber bis jetzt nicht mehr als zwei Töne in der Kehle hat, und fort und fort, sonder Kunstfleiß und Anstrengung bei seiner alten schläfrigen Leier bleibt, so wär' es eine Ungerechtigkeit gegen die Nachtigall und andere Virtuosen, wenn man ihm einen ganz unverdienten Rang über sie beilegen wollte." —

Diesem vernünftigen Gutachten konnte der König, ungeachtet er im Herzen ganz anderer Meinung war, seinen Beifall nicht füglich versagen, und der Guckguck blieb Guckguck.

Das wurmte ihn ungemein, und er warf auf die unschuldige Nachtigall einen heftigen Groll. In allen Gesellschaften, wo man ihn, den immer sich selbst lobenden Schwätzer, litt und anhörte, suchte er sie und ihre Kunst zu verkleinern, und machte es also gerade wie mancher ruhm-

oder brodneidische Schriftsteller, der andere, die mit ihm in Einem Fache arbeiten, durch hämische Kritiken verunglimpft, um allein der Hahn im Korbe zu seyn.

Die Nachtigall erfuhr zwar die Afterreden ihres boshaften Rezensenten, hielt es aber der Mühe nicht werth, sich auf irgend eine Art dagegen zu vertheidigen. Sie strafe bloß, wie jeder kluge Mann in ähnlichen Fällen thut, den Ehrendieb mit stiller Verachtung, und sang ihre meisterhaften Lieder ungestört fort.

Diese Geringschätzung jagte ihn vollends in den Harnisch, und er trieb endlich seine Frechheit so weit, den König, bei dem er immer noch hoch am Brette stand, um einen Machtspruch zu bitten, daß er, Supplikant, lieblicher singe als die Nachtigall.

Bei einem Haare hätte sich der schwache Herr entschlossen, ihm darüber Brief und Siegel zu geben; denn er selbst konnte den zarten, künstlichen Tönen der Meistersängerin keinen Geschmack abgewinnen, sondern ergötzte sich mehr an dem derben Volksliede seines Favoriten, weil seine höchsteigene Sangweise von gleichem Gelichter war. Aber der ehrliche Kanzler Uhu hielt ihn auch dieß Mal wieder von einem Gänsestreich ab, und belehrte ihn, daß sich in Kunstsachen durchaus kein Machtspruch thun lasse. „Der Stümper," sprach er, „bleibt ein Stümper, wenn sich auch die gesammten Götter der Erde vereinigten, ihn an der Spitze ihrer furchtbaren Heerschaaren als einen Meister auszurufen, und alle Städte und Länder, die ihn dafür nicht anerkennen wollten, mit Feuer und Schwert zu verwüsten. — Aus diesem Grunde ist des Guckgucks Begehren überaus lächerlich, und Ihr, gnädigster Herr, würdet dem Ruf Eurer eigenen Weisheit schaden, wenn Ihr diesem *zudringlichen* Querulanten Gehör geben wolltet. Er

verdient, vielmehr, mit ernstlicher Ahmahnung von fernern unstatthaften Gesuchen, Ein Mal für immer in dieser Sache zur Ruhe gewiesen zu werden. Will er sich dennoch nicht befriedigen lassen, so mag er die Nachtigall zu einem öffentlichen Wettstreit auffordern, und sich vor unparteiischen Richtern bemühen, ihr den Rang abzusingen." —

Es verdroß den König der Vögel, daß ihm sein alter, finstrer Hofmeister immer im Wege stand, die abgeschmackten Wünsche seines Günstlings zu erfüllen. Dennoch war er zu furchtsam, gegen den Rath des Kanzlers zu handeln, und bedeutete daher den Guckguck so sanft und schonend als möglich, sich einen andern unparteiischen Kunstrichter zu suchen.

„Einen unpartheiischen Kunstrichter!" — seufzte der Guckguck: „Mein Himmel! wo soll ich diesen Phönix auftreiben? — Ich habe mir sagen lassen, daß sogar die Menschen, die doch alles in Fülle besitzen, über den Mangel dieser Seltenheit klagen. Daher soll denn auch, wie ich gehört habe, mancher Schriftsteller die Müh' auf sich nehmen, sein Machwerk selbst zu rezensiren und in öffentlichen Blättern zu loben."

Nicht übel! versetzte Gikgak: Was man selbst thut, darauf kann man sich am besten verlassen! — Es ist Schade, daß du dir nicht eben so helfen kannst! Wie wär' es aber, wenn du dein Heil bei den vierfüßigen Thieren versuchtest! Es beherrscht sie jetzt ein sanftmüthiger König, der mein guter Freund ist, und sich vielleicht, wenn ich ihn darum bitte, selbst entschließt, zwischen dir und der Nachtigall Schiedsrichter zu seyn. Er ist dieser Sache ganz gewachsen; denn die Natur hat bei dem Bau seiner Ohren so wenig geknickert, daß man sich ein scharfes Gehör von ihm versprechen kann. Vor allen Dingen aber ist nöthig, die

Nachtigall zu befragen, ob ſie vor ihm wettſingen und ſich ſeinem Schiedsſpruch unterwerfen will. —

Philomele nahm zum Scherz die Ausforderung an, und Gilgal ſandte ſeinem königlichen Nachbar einen Boten, der ihn ausforſchen ſollte, ob er Luſt habe, Schiedsmann zu ſeyn.

Neuntes Kapitel.

Simpel ſpricht ein Midasurtheil, ſchließt mit dem König der Vögel einen Traktat, wäſcht ſeinem Kanzler den Kopf und nimmt fremde Truppen in Sold.

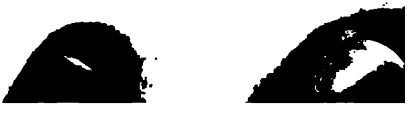
Der graue König empfing den geflügelten Geſandten ſeines Freundes auf die gnädigſte Weiſe und war ohne Bedenken willig und bereit, über die Wettſänger zu entſcheiden. Sie machten ſich alſo an dem dazu beſtimmten Tage auf den Weg in ſein Rejch.

Er hatte ſeinen Thron im Schatten zweier Linden aufgeſchlagen. Auf der einen ließ ſich die Nachtigall mit ihren Gefährten nieder; auf der andern der Guckguck mit ſeiner Geſellſchaft. Den königlichen Kunſtrichter umgab ein glänzender Hofſtaat. Der Kanzler ſtand ihm am nächſten zur Seite, und der kurzweilige Rath hatte ſich zu ſeinen Füßen gelagert.

Philomelens Freunde, die lieblichſten Waldſänger, begannen das Konzert mit einer vollſtimmigen Symphonie, wobei aber Simpeln die Zeit unerträglich lang ward. Er winkte und rief ihnen deßwegen bald zu, ſich nicht weiter zu bemühen, ſondern die Nachtigall allein ſingen zu laſſen. Sein Befehl ward befolgt. Sie ſang zum Entzücken,

Nachtigall zu befragen, ob ſie vor ihm wettſingen und ſich ſeinem Schiedsſpruch unterwerfen will. —

Philomele nahm zum Scherz die Ausforderung an, und Gikgak ſandte ſeinem königlichen Nachbar einen Boten, der ihn ausforſchen ſollte, ob er Luſt habe, Schiedsmann zu ſeyn.



Neuntes Kapitel.

Simpel spricht ein Midasurtheil, schließt mit dem König der Vögel einen Traktat, wäscht seinem Kanzler den Kopf und nimmt fremde Truppen in Sold.

Der graue König empfing den geflügelten Gesandten seines Freundes auf die gnädigste Weise und war ohne Bedenken willig und bereit, über die Wettsänger zu entscheiden. Sie machten sich also an dem dazu bestimmten Tage auf den Weg in sein Reich.

Er hatte seinen Thron im Schatten zweier Linden aufgeschlagen. Auf der einen ließ sich die Nachtigall mit ihren Gefährten nieder; auf der andern der Guckguck mit seiner Gesellschaft. Den königlichen Kunstrichter umgab ein glänzender Hofstaat. Der Kanzler stand ihm am nächsten zur Seite, und der kurzweilige Rath hatte sich zu seinen Füßen gelagert.

Philomelens Freunde, die lieblichsten Waldsänger, begannen das Konzert mit einer vollstimmigen Symphonie, [illegible] Simpeln die Zeit unerträglich lang ward. Er [illegible]nen deßwegen bald zu, sich nicht weiter [illegible]rn die Nachtigall allein singen zu lassen. [illegible] befolgt. Sie sang zum Entzücken;

deln die Euern auf die feindlichste Weise, streifen täglich über unsere Gränzen herüber und verüben die grausamsten Mordthaten. Aber wie kann es auch anders seyn? Im Reiche der Vierfüßler schaltet und waltet ein schlimmer Kanzler, der gern Geflügel speis't, und daher die Sünder gegen die Gesetze nicht anders straft, als daß er ihnen auflegt, Hühner zu liefern. Diese arme Kreaturen werden also überall, wo sie sich blicken lassen, ergriffen und gewürgt, und müssen sich fast immer auf Dächern und Bäumen aufhalten, um vor ihren Verfolgern sicher zu seyn. Sobald sie sich herab wagen, um ein Körnchen Speise zu suchen, springt ihnen ein Fuchs oder ein Iltis nach der Kehle. Was soll daraus entstehen, wenn Ew. Hoheit nicht bald Anstalt trifft, dieser Landplage zu steuern? Jetzt ist der rechte Zeitpunkt dazu, da König Simpel so freundschaftliche Gesinnungen äußert. Darum schmiedet das Eisen, weil's warm ist! Ersuchet ihn, mit Euch einen Vertrag zu schließen, kraft dessen hinfort alle Feindseligkeiten zwischen den vierfüßigen Thieren und den Vögeln auf ewige Zeiten beendiget werden."

Gikgak fand die Vorstellung seines Kanzlers überaus vernünftig, und ernannte Herrn Gökler, den Hahn, als Friedensgesandten.

Diese Botschaft war mit Lebensgefahr verbunden; allein der muthige Mann übernahm sie dennoch mit Freuden, um seinem bedrängten Geschlechte nützlich zu seyn. Er reiste, mit gehöriger Instruktion versehen, sogleich ab, suchte und erhielt beim König Simpel eine geheime Audienz, und entledigte sich seines Auftrags mit großer Beredsamkeit.

Der ehrliche graue König wußte wenig oder nichts von *dem, was* in seinem Lande vorging, und so war ihm denn

auch die Art und Weise, wie sein Kanzler zu strafen pflegte, unbekannt geblieben. Er, ein abgesagter Feind aller Gewaltthätigkeiten, erschrack über die gräßlichen Dinge, die er aus Göklers Schnabel vernahm, und genehmigte das ihm angefangene Sicherheitsbündniß auf der Stelle. Der kurzweilige Rath, welcher allein zugegen war, und durch boshaften Witz noch mehr Oel ins Feuer des königlichen Zorns gegen den Kanzler goß, verfaßte das Friedensinstrument, und Gökler eilte zu seinem Könige zurück, um es ihm zur Vollziehung vorzulegen.

Gikgak war in allen Punkten und Klauseln damit zufrieden, und machte sich auch seiner Seits durch Brief und Siegel verbindlich, die Meuchelmörder in seinem Reiche zu bändigen.

Diesem Vertrage gemäß, ließen beide Könige ein allgemeines Friedensgebot ausrufen. Namentlich ward den Füchsen, Mardern, Iltissen, Wieseln und Katzen bei Todesstrafe untersagt, sich an Gänsen, Hühnern, Enten und anderm Geflügel zu vergreifen; und unter gleicher Verwarnung wurden die Adler, Geier, Falken und überhaupt sämmtliche Raub- und Stoßvögel bedeutet, die Füchse, Hasen, Mäuse — kurz, alle vierfüßige Kleinigkeiten in Ruhe zu lassen.

Dieses Mandat machte viel Aufsehen. Die Füchse und andere Thiere, die sich vom Vogelfange zu nähren gewohnt waren, liefen bestürzt zusammen, zogen in Haufen zum Kanzler, und bestürmten ihn mit Vorwürfen, daß er nicht vorsichtig und thätig genug gewesen sey, den für sie alle so nachtheiligen Friedensschluß zu hintertreiben.

„Meine Herren," sprach Schalkwitz, „ihr setzt mich in das größte Erstaunen! Ich weiß von der ganzen Sache kein Wort; denn ich habe den König seit einigen Tagen

nicht gesehen und gesprochen, und indessen ist dieser böse Handel hinter meinem Rücken geschmiedet worden. Aber nur Geduld! Das abgeschmackte Verbot soll gewiß eben so schnell wieder aufgehoben werden, als es gegeben ward."

Er ging hierauf mit frecher Stirne zum König und setzte ihn zur Rede: warum er sich bei dem Vertrage mit dem König Gikgak seines Raths und seiner Feder nicht bedient habe.

Simpel sah ihn zornig an und antwortete mit einem harten Tone: Wie könnt Ihr Euch unterstehen, diese unbescheidene Frage an mich zu thun? Ihr hättet sie Euch selbst im Stillen beantworten können! Da tretet Ihr aber her, spielt den Beleidigten, als ob Euch ein himmelschreiendes Unrecht wiederfahren wäre, und Ihr selbst seyd doch, wie ich mit Unwillen gehört habe, das Haupt der Mörderbande, deren Grausamkeiten meinen Freund Gikgak bewogen, mir einen Friedensvertrag anzubieten. Von Euch war unter diesen Umständen kein guter Rath zu erwarten, und ich hatte folglich Grund genug, das Geschäft ohne Euch abzuthun. Damit basta! — Ich warn' Euch ernstlich, dem neuen Gesetze nicht entgegen zu handeln! Ihr würdet mich sonst reizen, Euch über die schon begangenen Unthaten zur Verantwortung zu ziehen. —

„Mein Gewissen ist rein!" sprach Schalkwitz, und schlug mit dem rechten Vorderfuße an seine Brust. — „Ich läugne zwar nicht, daß ich bisweilen ein Hühnchen gespeis't habe; das verdient jedoch nicht den Namen eines Verbrechens; denn ich bin von Jugend auf an Fleischspeisen gewöhnt, und mein gnädigster Herr hatte den Hühnerfang bis jetzt nicht verboten. Da dieß aber nun geschehen ist, so will ich *mich wohl* mit meinem Magen anders einrichten, um durch

strenge Haltung des geschlossenen Friedens allen meines Gleichen mit einem guten Beispiele vorzuleuchten.“ —

Haltet Wort! sprach Simpel: Ich werde dann das Geschehene vergessen und euer gnädiger König bleiben. —

Schalkwitz bat sich nun den Traktat zur Durchsicht aus, las ihn mit Aufmerksamkeit vom Anfang bis zum Ende und eilte hierauf zu den übrigen Vögelschmausern zurück.

Nun, was habt Ihr ausgerichtet? riefen sie ihm hastig entgegen.

„Zur Zeit noch nicht viel!“ antwortete er: „Verlaßt euch aber darauf, daß der ewige Friede nicht alt werden wird! Ich habe so eben das Original desselben gelesen und mit Vergnügen gefunden, daß der gekrönte Gänserich den Adlern, Geiern und andern rüstigen Luftkorsaren ebenfalls verbieten will, und wahrscheinlich auch schon verboten hat, irgend ein vierfüßiges Thier anzufallen und zu beschädigen. Der arme Tropf! — Sie werden ihm eben so wenig gehorchen, als die Tiger und Panther in andern Fällen unserem ehrlichen Simpel! Der Friede wird also von jener Seite gewiß bald gebrochen, und dann sind wir auch nicht mehr daran gebunden. Also nur Geduld, meine Herren! Unsere Gegner geben uns nächstens selbst das Schwert wieder in die Hände.“ —

Er hatte gut prophezeihen; denn er trug ein geheimes Plänchen im Kopfe, wodurch freilich seine Weissagung dem Schein nach eintreffen mußte.

Unter den Pagen des Königs befand sich ein junges Häschen, das bei ihm in besondern Gnaden stand. Dieser Liebling sollte, wie dem Kanzler bekannt war, mit königlichen Briefen verschickt werden, und machte sich schon dazu reisefertig. Sein Weg ging durch einen Wald. Schalkwitz eilte dahin voraus und legte sich hinter ein

Gebüsch. Als nun das Häschen kam, sprang er hervor, brach ihm das Genick, riß ihm den Leib auf und erschien dann mit einer so unbefangenen Miene bei Hofe, als ob er kein Wasser getrübt hätte.

Gegen Abend fragte der König mehrmals nach seinem Leibpagen, bezeugte über sein langes Ausbleiben viel Unruhe, und äußerte zuletzt die Besorgniß, daß ihm ein Unglück begegnet seyn müsse.

„Das glaub' ich fast selbst!" sagte Schalkwitz: „Denn als er von mir Abschied nahm und ich ihm Glück und gutes Wetter auf den Weg wünschte, blickt' ich nach den Wolken, und da sah ich über dem Walde, den der gute Junge passiren mußte, einen Adler schweben und immer in Kreisen herumschweifen, als hätt' er seine Augen auf einen Raub gerichtet. Ich machte den Pagen auf diesen bedenklichen Umstand aufmerksam und warnt' ihn treulich, sich nicht sogleich durch den Wald zu wagen; doch er ließ, wie die Jugend so ist, meinen freundschaftlichen Rath zu einem Ohr hinein, zum andern wieder hinaus gehen und antwortete leichtsinnig: er wolle sein Leben seinen Läuften in Verwahrung geben. Mit diesen Worten eilt' er fort, und ich weiß von ihm und seinem Schicksale nichts weiter. Aber mir ahnt, daß ihn der Adler erwischt und getödtet hat." —

Das wäre schrecklich! rief Simpel: Doch nein, es ist nicht: es kann nicht seyn! Die Dinte ist ja kaum trocken, womit der Friedenstraktat zwischen den Vögeln und den vierfüßigen Thieren geschrieben ward. —

„Ach, mein guter, gnädigster Herr," sprach Schalkwitz in einem kläglichen Tone, „es ist nicht jedermann so ehrlich, *als* Ihr! Und überdieß, was fragt der Adler nach *dem Befehl* einer Gans?"

Ihr macht mir wirklich bange! versetzte der König: Ich will doch einige Diener aussenden, um den verlorenen Knaben zu suchen.

Herr Wacker und mehrere Hunde erhielten dazu Befehl und fanden den Ermordeten bald. Sie hoben ihn auf und trugen ihn, nebst seiner Brieftasche, die neben ihm lag, zum König, der sich über diesen Anblick schrecklich entsetzte.

Auch Schalkwitz geberdete sich sehr betrübt, ließ sogar Thränen fließen und seufzte: „Welche schändliche That! Wir dürfen sie nicht ungerügt lassen, sondern müssen sie ohne Verzug dem König Gikgak anzeigen, damit er den Meuchelmörder exemplarisch bestrafe.“ —

Diesen Rath erkannte Simpel für gut und fertigte sogleich Wackern ab.

Gikgak vernahm dessen Botschaft mit großer Bestürzung und gab sein Ehrenwort, daß der tragische Vorgang genau untersucht werden solle. Aber nach einigen Tagen erschien Gökler, der Hahn, an Simpels Hofe, und meldete im Namen seines Herrn, daß man dem Pagenmörder fruchtlos nachgespürt habe.

„Wir sind überzeugt,“ sprach Schalkwitz, „daß Gikgak, der Gerechte, keine Mühe gespart haben wird, den Banditen zu entdecken. Das ist aber freilich schwer, da wir nicht im Stande sind, ihn so genau zu bezeichnen, daß man ihn mit Steckbriefen verfolgen könnte. Ich sah zwar mit meinen eigenen Augen über dem Gehölze, worin der Mord geschehen ist, einen Adler kreisen; allein es gibt ihrer viel, und einer sieht dem andern gleich. Es ist sogar möglich, daß ich einen falschen Verdacht auf ihn geworfen habe. Er kann blos spazieren geflogen, und an der blu-

rigen That, die vielleicht ein geheimer Feind des unglücklichen Pagen verübte, völlig schuldlos seyn. Dieß wird mir darum wahrscheinlich, weil man die Leiche ganz unzerstückt fand: denn ein Adler hätte sie auf der Stelle verzehrt oder in sein Nest getragen. Kurz, diese Geschichte bedeckt ein undurchdringliches Dunkel. Darum halt' ich für billig, daß wir uns so gut als möglich darüber beruhigen und das neue Friedens- und Freundschaftsband deßhalb nicht sofort wieder zerreißen; wozu wir sonst allerdings, wenn sich der oftgedachte Straßenmord einem Raubvogel beweisen ließe, vollkommen befugt wären."

Gikgaks Gesandter hatte sich einen schweren Stand an Simpels Hofe vermuthet und freute sich daher über die sanftmüthige Rede des Kanzlers, von dem er sich solcher freundschaftlichen Gesinnungen nimmer versehen hätte. Der schlaue Fuchs hatte jedoch, wie man leicht denken kann, den Schelm im Nacken. Er verlor seine schönen Worte nicht umsonst, sondern suchte dadurch in einer bösen Absicht das Vertrauen des Hahns zu erschmeicheln.

Das gelang ihm nach Wunsch. Gökler, die arglose Seele, dankte ihm für seine Mäßigung in den verbindlichsten Ausdrücken.

„Ihr seyd zu gütig!" unterbrach ihn der Kanzler: „Es ist die Pflicht eines ehrlichen Mannes, in allen Fällen die Billigkeit zu beobachten. Wir werden uns aber auch von Euerm Herrn eine Gegengefälligkeit erbitten. Euch ist ohne Zweifel bekannt, daß der Löwenprinz Kühnherz den Thron seiner Väter nicht freiwillig aufgegeben hat, sondern von den höhern Verdiensten unseres gegenwärtigen geliebten Monarchen verdrängt worden ist. Darüber mag denn *nun wohl in* seinem Herzen Gift und Galle kochen, und *wir haben jeden* Augenblick von ihm und den andern Ise-

grimmen, die wuthschnaubend mit ihm auswanderten, einen feindlichen Ueberfall zu befürchten. Dagegen aber kann uns Euer König mächtig schirmen und schützen, wenn er uns zur Deckung unserer Gränzen einige tapfere, mit vorzüglich starken Stimmen begabte Hähne sendet; denn bekannter Maßen läuft der Löwe vor Eurem Kikeriki, wie der Hase vor einer Trommel. — Eröffnet also, werther Herr Gökler, Eurem Monarchen unsern Wunsch und versichert ihm, daß wir die erbetenen Gränzwächter völlig in Sold nehmen und bestens verpflegen werden.“ —

Seht doch, rief Simpel, was Ihr da aus dem Stegreif für einen herrlichen Einfall habt! Ich hätte Jahre lang sinnen können, und wäre doch wohl nicht auf diesen heilsamen Gedanken gerathen! — In der That kann uns mein lieber Herr Nachbar auf solche Art einen ungemeinen Gefallen erweisen. Sagt ihm das, guter Freund, und bittet ihn dringend in meinem Namen darum!

Gökler antwortete mit vielen Kratzfüßen: er werde nicht ermangeln, und es sey gar kein Zweifel, daß König Gikgak die verlangten Hülfstruppen bewilligen werde.

Wie viel brauchen wir wohl? fragte Simpel den Kanzler.

„Drei oder vier Mann,“ antwortete Dieser, „sind vor der Hand zum ersten Versuche genug.“

Gökler setzte sich mit neuen Kratzfüßen in Unkosten und versicherte dabei: er getraue sich fast, mit Gewißheit zu versprechen, daß diese geringe Mannschaft morgen mit Anbruch des Tages auf der Gränze eintreffen werde, und er selbst hoffe die Ehre zu haben, ihr Anführer zu seyn.

„Desto besser!“ rief Schalkwitz: „Dann sey der Himmel allen Löwen gnädig!“

Genug von Geschäften! sagte der König: Ich gehe jetzt

tigen That, die vielleicht ein geheimer Feind des unglücklichen Pagen verübte, völlig schuldlos seyn. Dieß wird mir darum wahrscheinlich, weil man die Leiche ganz unzerstückt fand: denn ein Adler hätte sie auf der Stelle verzehrt oder in sein Nest getragen. Kurz, diese Geschichte bedeckt ein undurchdringliches Dunkel. Darum halt' ich für billig, daß wir uns so gut als möglich darüber beruhigen und das neue Friedens- und Freundschaftsband deßhalb nicht sofort wieder zerreißen; wozu wir sonst allerdings, wenn sich der oftgedachte Straßenmord einem Raubvogel beweisen ließe, vollkommen befugt wären."

Gikgaks Gesandter hatte sich einen schweren Stand an Simpels Hofe vermuthet und freute sich daher über die sanftmüthige Rede des Kanzlers, von dem er sich solcher freundschaftlichen Gesinnungen nimmer versehen hätte. Der schlaue Fuchs hatte jedoch, wie man leicht denken kann, den Schelm im Nacken. Er verlor seine schönen Worte nicht umsonst, sondern suchte dadurch in einer bösen Absicht das Vertrauen des Hahns zu erschmeicheln.

Das gelang ihm nach Wunsch. Gökler, die arglose Seele, dankte ihm für seine Mäßigung in den verbindlichsten Ausdrücken.

„Ihr seyd zu gütig!" unterbrach ihn der Kanzler: „Es ist die Pflicht eines ehrlichen Mannes, in allen Fällen die Billigkeit zu beobachten. Wir werden uns aber auch von Euerm Herrn eine Gegengefälligkeit erbitten. Euch ist ohne Zweifel bekannt, daß der Löwenprinz Kühnherz den Thron seiner Väter nicht freiwillig aufgegeben hat, sondern von den höhern Verdiensten unseres gegenwärtigen geliebten Monarchen verdrängt worden ist. Darüber mag denn *nun wohl in* seinem Herzen Gift und Galle kochen, und *wir haben* jeden Augenblick von ihm und den andern Ver-

grimmen, die wuthschnaubend mit ihm auswanderten, einen feindlichen Ueberfall zu befürchten. Dagegen aber kann uns Euer König mächtig schirmen und schützen, wenn er uns zur Deckung unserer Gränzen einige tapfere, mit vorzüglich starken Stimmen begabte Hähne sendet; denn bekannter Maßen läuft der Löwe vor Eurem Kikeriki, wie der Hase vor einer Trommel. — Eröffnet also, werther Herr Gökler, Eurem Monarchen unsern Wunsch und versichert ihm, daß wir die erbetenen Gränzwächter völlig in Sold nehmen und bestens verpflegen werden.“ —

Seht doch, rief Simpel, was Ihr da aus dem Stegreif für einen herrlichen Einfall habt! Ich hätte Jahre lang sinnen können, und wäre doch wohl nicht auf diesen heilsamen Gedanken gerathen! — In der That kann uns mein lieber Herr Nachbar auf solche Art einen ungemeinen Gefallen erweisen. Sagt ihm das, guter Freund, und bittet ihn dringend in meinem Namen darum!

Gökler antwortete mit vielen Kratzfüßen: er werde nicht ermangeln, und es sey gar kein Zweifel, daß König Gikgak die verlangten Hülfstruppen bewilligen werde.

Wie viel brauchen wir wohl? fragte Simpel den Kanzler.

„Drei oder vier Mann,“ antwortete Dieser, „sind vor der Hand zum ersten Versuche genug.“

Gökler setzte sich mit neuen Kratzfüßen in Unkosten und versicherte dabei: er getraue sich fast, mit Gewißheit zu versprechen, daß diese geringe Mannschaft morgen mit Anbruch des Tages auf der Gränze eintreffen werde, und er selbst hoffe die Ehre zu haben, ihr Anführer zu seyn.

„Desto besser!“ rief Schalkwitz: „Dann sey der Himmel allen Löwen gnädig!“

Genug von Geschäften! sagte der König: Ich gehe jetzt

Um Mitternacht in einen Wald
Unfern der Gränz' in den Hinterhalt.
Herr Göfler kam, so wie er sagte,
Bevor der Morgen völlig tagte,
Mit noch drei andern Hähnen an,
Die sämmtlich Helden ähnlich sahn.
Sie grüßten die Gränze mit Kikriki,
Und sprachen: Wir kommen wohl allzu früh?

„Mit nichten!“ — rief der Kanzler von Weitenau,
Und schwänzelte hin mit seinen Leuten.
„Willkommen, ihr Herren! Wir sind schon hier,
Euch anzuweisen euer Quartier.
Herr Göfler ist ein Mann von Wort,
Drum eilten wir zeitig von Hause fort.
Ich präsentir' euch, edle Patrone,
Hier meinen Schwager, nebst Frau und Söhne!
Umarmet uns auf Freundes Fuß
Mit einem herzlichen Bruderkuß!“

Die Hähne wollten was Höfliches sagen,
Da hatten die Füchse sie schon beim Kragen,
Erwürgten sie in Einem Nu,
Flohn Hals über Kopf dem Walde zu,
Verzehrten dort die Gränzsoldaten,
Und schworen, einander nicht zu verrathen.

Drauf Schalkwitz sprach: „Das schmeckte mir!
Nur Federn und Krallen sind noch hier!
Ein guter Wirth weiß alles zu nützen:
Sie sollen vor Verdacht mich schützen:
Denn leicht beschuldigt man mich der That,
Ich aber weiß dagegen Rath.
Seht, jenen hohlen Eichenstamm
Bewohnt ein Iltriß, der den Kamm
Sehr hoch trägt, mich oft keck verlacht,
Und sich überhaupt zu mausig macht!
Dem schwor ich Rache und kann nun
Mit Einem Steine zwei Würfe thun.

Ich trage die Reſte vor ſein Haus,
So komm' ich aus allem Verdacht heraus.
Er aber fällt recht tief hinein,
Und ſoll in Kurzem gehangen ſeyn!" —

Geſagt, gethan! Der junge Reineke ſchlich auf Kundſchaft, ob der Iltiß oder ſein Weib zu Hauſe ſey; aber ſie waren beide ſchon ausgegangen. Schalkwitz ſchritt nun ohne Verzug zur Ausführung ſeines Vorhabens. Seine Gäſte halfen ihm, und in wenig Minuten lagen die Ueberbleibſel ihres Frühſtücks theils in des Iltiſſes Höhle, theils vor derſelben verſtreut. Nach glücklicher Vollendung dieſes Geſchäfts trennte ſich die feine Geſellſchaft und eilte auf verſchiedenen Wegen in ihre Wohnungen zurück.

Einige Stunden nachher ging Herr Wacker dieſe Straße, ſah mit Beſtürzung die Mordſpuren, und begab ſich ſchnell in die königliche Burg, um davon Anzeige zu thun. Die Herren Schwäger hatten vermuthet, daß ein ſolcher Bericht nicht lange ausbleiben würde; ſie waren deßhalb ſchon bei Hofe und zwangen ihr böſes Gewiſſen, eine fromme und ehrliche Miene anzunehmen und ihnen damit aus den Augen zu ſehen. Da Wackers Anbringen auf ſeinem ernſten Geſichte für ſie ſehr lesbar geſchrieben ſtand, ſo wollten ſie ihn unter mancherlei Vorwänden abhalten, mit dem Könige zu ſprechen; allein er ließ ſich nicht zurückweiſen und machte mit den ſaubern Herren ſo wenig Umſtände, daß er heftig um ſich biß, und ſo mit Gewalt ins königliche Zimmer drang. Sie folgten ihm auf dem Fuße, und er meldete dem König in ihrer Gegenwart; es lägen auf der Straße eine Menge Federn und Krallen von Hähnen, die wahrſcheinlich eines gewaltſamen Todes geſtorben waren.

halb, den Kriminalprozeß gegen den Verhafteten zu beschleunigen.

Daran war niemanden mehr als dem Kanzler gelegen. Er befürchtete jedoch, der König würde sich nimmer entschließen, das Todesurtheil zu unterschreiben, so lange der Inquisit das Verbrechen nicht einräumte, sondern sich standhaft auf seine Unschuld beriefe. Darum schlich er bei Nacht zu ihm ins Gefängniß und sprach: „Du hast mich zwar, wie du dich erinnern wirst, oft beleidiget, und ich muß aufrichtig gestehen, daß ich dir aus diesem Grunde wenig gewogen war: aber Unglück versöhnt, und hat auch mich zu deinem Freunde gemacht. Das will ich dir jetzt durch einen guten Rath beweisen. Höre mich ohne Mißtrauen an, und folge mir, wenn dir dein Leben lieb ist!“

Der Gefangene, bis zu Thränen gerührt, versprach Gehorsam, und der Kanzler fuhr fort: „Du stehst am Abgrunde des Todes! Der König brennt und flammt, so zu sagen, vor Zorn gegen dich, und hat in diesem Augenblicke mit der grimmigen Miene eines Tyrannen befohlen, dich ohne Rücksicht, ob du die That bekennest oder nicht, innerhalb vier und zwanzig Stunden hinzurichten. Läugnen hilft dir also nichts! Aber ich kenne das Herz des Königs. Es ist nur felsenhart gegen verstockte Sünder. Doch gegen den, der seine Missethat bekennt und bereut, wallt es von Mitleid über; und in diesem Falle wird er auch dir verzeihen und Leben und Freiheit schenken. Dafür bin ich Bürge! Drum rath' ich dir wohlmeinend, den Mord der Hähne sogleich im ersten Verhöre zu gestehen. Laß dann ohne Furcht und Zagen den Stab über dich brechen! — Man wird dich freilich, um den König der Vögel einiger Maßen zu befriedigen, zum Richtplatze führen, wird dir sogar den Strick um den Hals legen; aber

lache du nur im Herzen zu allen diesen fürchterlichen Anstalten! Ich verspreche dir des Königs Pardon und hafte mit meinem eigenen Leben für das deinige. — Doch entdecke niemanden, daß ich bei dir war und dir so freundschaftlich rieth! Kommt ein Wort davon aus deinem Munde, so laß' ich dich im Stiche, und du wirst ohne Gnade und Barmherzigkeit gehangen!"

Der einfältige Iltiß glaubte dem argliſtigen Heuchler und bekannte ſogleich, als er ins Verhör kam, er habe die Gränzwächter gemordet.

„Du allein?" fragte Wacker: „Wie war das möglich? Vier raſche Hähne laſſen ſich nicht auf Ein Mal und von Einem fangen und würgen. Du mußt alſo Helfer gehabt haben. Nur heraus mit der Sprache! Waren vielleicht Füchſe dabei?"

Der Inquiſit ſtutzte und ſagte Nein. Wacker drang ſchärfer in ihn, und nun gab er vor, ſeine Spießgeſellen wären drei Iltiſſe geweſen, deren Namen und Aufenthalt er nicht anzugeben wiſſe. Er ward hierauf zum Strange verurtheilt, ins Gefängniß zurückgeführt und von dem Hofkapellan zum Tode bereitet. Dieſer fragte ihn aufs Gewiſſen, ob er den eingeſtandenen Mord wirklich begangen habe. Er beſann ſich ein wenig und ſagte dann ſchüchtern und leiſe: er ſey daran unſchuldig, und habe ſich blos dazu bekannt, weil ihm unter dieſer Bedingung, von einem gewiſſen vornehmen und vielvermögenden Herrn, den er nicht nennen dürfe, die Gnade des Königs verſprochen worden ſey. „Aber dieß vertrau' ich nur Euch, meinem Beichtvater!" ſetzte er ängſtlich hinzu: „Entdeckt es niemanden, ſonſt bin ich verloren!" —

Murner ſchüttelte bedenklich den Kopf und rieth ſeinem *Beichtſohne, ſich auf ſolche geheime Winkelgönner nicht zu*

setzte sogar hinzu: er wünsche die Ehre zu haben, den Herrn Kanzler selbst mit freier Wohnung in seiner festen Burg zu versorgen.

Die Wittwe des Gehenkten kam,
Als man vom Baum die Leiche nahm,
Nur erst von einer Reise wieder,
Und stürzte wie entseelt darnieder.
Schon unter Weges hatte man
Ihr den Justizmord kund gethan;
Doch glaubte sie der Sage nicht,
Und hielt sie für ein Luggericht,
Bis sie mit eignen Augen sah,
Was ihrem lieben Mann geschah.
Kein Wunder, daß in Ohnmachtsbanden
Ihr schnell die Lebensgeister schwanden.

Und als sie wieder sich besann,
Wehklagte sie: „Mein armer Mann!
Barbaren, ihr habt ihn gehangen,
Und ach, er hatte nichts begangen!
Ich wandert' in Geschäften weit,
Er gab mir ein Stück Wegs Geleit,
Indessen war die That geschehn. —
O könnten noch die Todten krähn,
Sie würden ihren Mörder nennen,
Den wir gar wohl errathen können!
Doch — warum soll ich mich noch scheun,
Des Unholds Namen auszuschrei'n,
Der meines Garten Todfeind war,
Und selbst — drauf wett' ich Haut und Haar! —
Die Hähne morden' und verschlang,
Um die mein Liebster starb am Strang? —
Der Kanzler ist der Bösewicht!
Er zieh' auch mich vor sein Gericht!
Mein Leben ist mir nicht mehr lieb;
Er nehme es hin, der Galgendieb!
Erst aber eil' ich hin zum König;
Er gilt zwar wohl im Lande wenig.

Doch helf' es, was es helfen kann,
Ich klage dort den Bluthund an!“ —

Mit dieſen Worten rannte ſie
Von dannen und der Hauſe ſchrie:
„Weh uns! Es geht Gewalt vor Recht!
Der König iſt des Kanzlers Knecht.
Was dieſer fremde Schuft begehrt,
Wird von dem ſchwachen Herrn gewährt.
O hätte man das Ding geglaubt,
Die Krone drückte nicht ſein Haupt,
Und ruhmvoll ſäße jetzt der Sohn
Des Löwen auf der Vater Thron!“ —

Die Sprache der Unzufriedenheit und Reue ward immer allgemeiner und lauter. Unſer ohnmächtiger Schattenkönig, hieß es überall, hat ein grundgutes Herz: allein wie wenig iſt uns damit geholfen! Sein beſchränkter und umnebelter Verſtand gleicht einem Blinden, den ein treuloſer Führer verſpottet und in Sümpfe leitet. —

Der Ex-Statthalter und andere Große des Reichs freuten ſich über dieſe Stimmung des Volks. Sie waren dem Kanzler beſonders darum ſpinnefeind, weil er, wie man unter der Hand erfahren hatte, mit dem Vorhaben umging, alle vornehme Beamte nach und nach zu ſtürzen und ihre Aemter mit Füchſen zu beſetzen. Dieſe lieben Vetter und Brüder wollte er über alle andere Geſchlechter erheben, und er hatte wirklich ſchon ein Mandat unter der Feder, wodurch ihnen ganz beſondere Vorzüge und Freiheiten, und ſogar eine Art von Adelswürde ertheilt werden ſollten.

Ueber dieſe und mehrere Projekte von ähnlichem Schlage, denen man auf die Spur gekommen war, ſchäumten die Bären und Wölfe vor Wuth und faßten den wilden Entſchluß, den Kanzler in ſeiner Wohnung zu überfallen und

zu zerreißen. Zum Glück für ihn war der Hofkapellan in der Versammlung der Verschworenen gegenwärtig, und ermahnte sie, kraft seines Amtes, zum Frieden. Es ward ihm schwer, die unruhigen Köpfe einiger Maßen zu besänftigen; doch endlich gelang es ihm. Er predigte nun mit vieler Salbung über die Tugend der Sanftmuth, und versicherte zuletzt: er wolle dem König über die Streiche seines Kanzlers die Augen öffnen, und ihn zu dessen Abdankung ermahnen.

„Besser wär's," sprach einer der frechsten Verschworenen, „wenn der König selbst abdankte! Eine so schlaffe Regierungsmaschine, wie er, wird immer von bösen Buben gemißbraucht. Drängt man einen hinweg, so tritt über kurz oder lang ein anderer Taugenichts an seine Stelle und setzt das alte Spiel fort. Ich lobe mir einen Regenten, der selbst zu herrschen versteht, und Muth und Kraft hat, den zu zermalmen, der ihm einen treulosen Rath geben will!" —

Ei, so zähmt doch Eure kecke Zunge! fiel Murner ein: Der Oberherr sey wie er will, so thut man Unrecht, wenn man sich wider ihn auflehnt! Euch allen ist bekannt, daß ich gegen die Wahl des jetzigen Königs laut und öffentlich sprach. Doch sie geschah, und ich — schwieg. Was richtet denn auch der Unterthan mit seinem Zürnen und Schelten auf den Fürsten aus? — Nichts, gar nichts! Er spielt die lächerliche Rolle eines erbosten Kläffers, der den Mond anbellt. —

„Schleichender Pfaffe!" murrten die Verschworenen, und wandten sich mit verächtlichen Blicken von ihm weg. Er that aber, als ob er diese Unhöflichkeiten nicht bemerkte, und empfahl sich freundlich.

Als er nach Hofe kam, war die Illusion eben da, gegen

sen, und der König fiel ihm, indem er seine Klage wider den Kanzler anheben wollte, hastig ins Wort: „Schweigt mir von der verdammten Geschichte! Ich habe die Ohren schon voll davon. Ach, es ist doch ein trauriger Spaß, König zu seyn! Da sitz' ich groß und breit auf dem Throne, und weiß von tausend Teufeleien, die im Lande vorgehen, weder gicks noch gacks! Der arme Iltiß! Ich ziehe mir seinen Tod, so unschuldig ich auch daran bin, stark zu Gemüthe. Aber ich will ihn rächen! Kann sich Schalkwitz wegen des zwiefachen Verbrechens, dessen er verdächtig ist, nicht vollkommen rechtfertigen, so hängt er noch heut an dem Aste, wohin er den Iltiß gebracht hat!" —

Dessen genießt er billig! antwortete Murner: Mir verbietet zwar mein geistliches Amt, den Tod des Sünders zu wünschen: aber das ganze Land wird darüber frohlocken und Ew. Hoheit segneu. —

Der König nahm sich tapfer zusammen,
Um seinen Kanzler beherzt zu verdammen,
Und in der grimmigsten Positur,
In die ein Esel sich werfen kann, fuhr
Er ihm auf den Pelz, las ihm das Kapitel,
Und gab ihm die häßlichsten Ehrentitel.

Der Schalksrath, der diese Litanei
Erwartet hatte, blieb still dabei,
Und sprach am Ende mit lächelndem Mund:
„Ew. Hoheit ereifert sich ohne Grund.
Wir haben dem Iltiß sein Recht gethan:
Er war ein zweiter Lips Tullian,
Und hat mir selbst in Ketten und Banden
Noch mehrere Hauptverbrechen gestanden,
Die gar nicht zur Sprache gekommen sind.
Was hätt's geholfen? Er war ein Kind
Des Todes schon um der Hähne Mord;
Drum sagt' ich von andern Geschichten kein Wort.

Sie sind ohne Grausen nicht anzuhören,
Und würden Eure Gemüthsruhe stören.“ —

Ei was! rief der König: Erzählt mir frei!
Schleicht nicht, wie die Katz um den heißen Brei!
„Ich gehorche,“ sprach Schalkwitz, „wie mir gebührt,
Nur sorget, daß Euch der Schlag nicht rührt!
Denn was der Iltis mir kund gethan,
Geht Euer heiliges Leben an.
Er beichte nämlich: Euer Verbot
Der Hühnerjagd hab' ihn in Hungersnoth
Mit seiner ganzen Familie gebracht,
Drum er gegen Euch auf Rache gedacht,
Und fest beschlossen die Höllenthat,
Durch einen vergifteten Distelsalat,
Wozu er sich schon Arsenik bestellt,
Euch heimlich zu schaffen aus der Welt.“ —

Vermaledeite Lügen! rief Simpel:
Ihr haltet mich wohl für einen rechten Gimpel,
Indem Ihr mir da solche Mährchen erzählt! —
Ihr denkt, ich glaube sie? — Weit gefehlt! —
Wir sind hinter Eure Streiche gekommen,
Und strack werdet Ihr beim Kopfe genommen
Und an den Galgen spedirt, wenn ihr nicht
Beweiset die Wahrheit von Eurem Bericht! —

„Wie wäre das möglich!“ rief Schalkwitz aus:
Im Kerker war weder Katze noch Maus;
Nur Wände standen um uns herum,
Und diese Zeugen sind taub und stumm.“

Der König erhob eine bittere Lache,
Und schickte sofort einen Diener nach Wache.

Da fiel ihm der Schalk zu Füßen und sprach:
Verschont mich gnädigst mit solcher Schmach,
Und gönnt mir Gehör einen Augenblick!
Mir eckelt vor Meister Hämmerlings Strick;
Drum will ich mich noch durch ein Mittel bemühn,
Den Kopf aus der gräßlichen Schlinge zu ziehn.

Ich bin erfahren in der schwarzen Kunst,
Und werde, mit Ew. Hoheit Vergunst,
Um so den Beweis meiner Unschuld zu führen,
Heut Nachts den Geist des Gehenkten citiren.
Ihr sollt ihn sehen, sollt hören, wie ich
Ihn examinire, was alles er sich
Auf Erden hat anzuzetteln erkühnt,
Wodurch er den hänfenen Halsschmuck verdient.
Und wenn er heraus mit der Sprache nicht geht,
Nichts Großes und Kleines aufrichtig gesteht,
So will ich kein Wort um Gnade verlieren,
Und selber am Galgen paradiren.“ —

Der König versetzte: Mir schaudert die Haut!
Es hat mir immer vor Geistern gegraut;
Doch könnt' es ohne Gefahr geschehn,
So hört' ich ein Lüftchen, einen zu sehn.

„Sorgt nicht!“ sprach der Fuchs: „Ihr bleibt ungeneckt;
Vor Königen haben die Geister Respekt!
Wir schließen uns auch, um sicher zu seyn,
In sieben magische Zirkel ein;
Die sind für Geister ein eiserner Bann,
Den selbst der Satan nicht brechen kann.
Doch soll die Erscheinung glücklich gelingen,
So dürft Ihr nicht müßige Gaffer mitbringen,
Weil sich kein Wesen der Schattenwelt
Vor ihnen zur Red' und Antwort stellt.
Nur Ew. Hoheit und ich gehören
Zu dem Geschäfte, den Geist zu beschwören,
Und sind wir beide mutterallein,
So wird er ein treuer Bekenner seyn.“ —

Die harte Bedingung, ohne Gefolg
Zu kommen, war dem König ein Dolch
Ins Hasenherz; doch er gab sein Wort,
Und sie bestimmten sich Zeit und Ort.
Drauf nahm der Schlaukopf vergnügt Reißaus
Und hastete sich in Reineks Haus,

Der lachend versprach, daß er die Rolle
Des Geistes selbst übernehmen wolle.
Er strich und ordnete künstlich sein Haar,
Daß er einem Ilitiß so ähnlich war,
Als nöthig schien zu dem leichten Betrug;
Und als die Mitternachtsglocke schlug,
Da holte der Kanzler den König ab,
Der zitternd mit ihm in den Wald sich begab.

Hier zog der Beschwörer, nach alter Weise
Der Hexenmeister, verschiedene Kreise,
Sprang hastig ins Kreuz und in die Quer,
Als wär' er vom Teufel besessen, umher,
Beschäftigte lange den Wiederhall
Mit sinnloser Worte gräßlichem Schall,
Und rief zuletzt: „Ich befehle dir,
Gehenkter Ilitiß, erscheine hier!“ —

Urplötzlich hob sich aus einer Grube
Der drin verborgene böse Bube,
Schlich ächzend bis an den magischen Strich
Und höhnte hohl: „Warum riefst du mich?“

Der Beschwörer.

Ein Schuldloser leidet ob deiner Sünden;
Drum sollst du dem König sie selbst verkünden.
Sag' an, was brachte dich an den Ast,
An dem du gestern gebaumelt hast?

Die Erscheinung.

Ich hatte den Frieden des Königs gebrochen,
Mich mit drei Kompanen im Walde verkrochen,
Und dort vier Hähnen, die auf die Wacht
Der Gränze zogen, das Garaus gemacht.

Der Beschwörer.

Was hattest du sonst zu beschließen gewagt?
Ließ nicht durch's Verbot der Hühnerjagd
Dein schwarzes Herz so in Aufruhr sich setzen,
Daß du den König wolltest verletzen?

Die Erscheinung.

Ich hatte beschlossen die grause That
Durch einen vergifteten Distelnsaat,
Wozu ich mir schon Arsenik bestellt,
Ihn heimlich zu schaffen aus der Welt.

Der Beschwörer.

Wir wissen genug! — Du Sohn der Sünde,
Verschwinde! —

(Der Geist, verfolgt vom starrenden Blick
Des Königs, schlich zur Grube zurück.)

Der Beschwörer.

Nun habt Ihr gesehen, nun habt Ihr gehört!
Bin ich der Mann, der den Frieden stört?

Simpel.

Ich zittre noch gleich dem Aespenlaube! —
Ach ja! ich habe gehört und glaube. —
Nur dünkt mich nach dem Augenschein,
Der Itiß im Grabe gewachsen zu seyn.

Der Beschwörer.

Wohl möglich! Doch Nacht und Schauer — sie blenden,
Und treiben Täuschung mit Gegenständen.

Simpel.

Kann seyn! Man ist nicht an so was gewöhnt. —
Für dieß Mal, Herr Kanzler, sind wir versöhnt!
Nun mögt ihr hinfort Euern Wandel so treiben,
Daß wir in gutem Vernehmen bleiben.

Zwölftes Kapitel.

Der graue König wird von einigen armen Verwandten, die sich in harter Sklaverei befinden, um Rettung ersucht.

Schalkwitz begleitete den König bis ans Thor seiner Burg, empfahl sich dort zu Gnaden, und bat noch beim Abschiede, die Geistesbeschwörung geheim zu halten. Dann ging er frohen Muthes heim, und glaubte nun in der Gunst seines Herrn fester als jemals zu stehn. Doch indem er sich kaum an dieser angenehmen Hoffnung ergötzte, schlug ihm schon der Tischrath ein Bein unter.

Er überraschte den König, als er sich eben zur Ruhe begeben wollte und sagte mit einem schelmischen Lächeln: „Ihr wundert Euch wahrscheinlich, daß ich noch so spät aufwarte. Ich komm' aber auch, müßt Ihr wissen, dieß Mal nicht als kurzweiliger Rath, sondern als Leibarzt. Wollt Ihr nicht geruhn, ein niederschlagendes Pülverchen einzunehmen?"

Wozu? — fragte Simpel mit großen Augen.

„Um Euer Blut zu beruhigen. Ihr möchtet sonst ängstliche Träume von Geistern haben."

Pah! rief der König verdrießlich, geh mit deinen Possen zum Galgen!

„Gehorsamer Diener!" versetzte Squenz. „Da wird

ich ja so unschuldig als der Iltiß gehangen! Ich bitte dich, Freund, behandle mich nicht so schnöde! Will man gleich ein Mal den Lustigmacher vor der Thür lassen, du rufst ihn augenblicklich wieder herein. Es ist platterdings unmöglich, ernsthaft zu bleiben, wenn sich ein König um Mitternacht am Narrenseil in den Wald führen und durch ein elendes Gaukelspiel blenden läßt."

Blitz und Donner! wer sagt das?

„Ich — Doktor Squenz, der alles hört' und sah."

Verdammter Spion!

„Schimpfe wie du willst! Meine Absicht war gut. Ich bemerkte gestern den ganzen Tag, daß du etwas besonders im Kopfe hattest. Du warst immer in tiefen Gedanken, wie ein Goldkoch, thatst geheimnißvoll, wie ein Höfling, der keine Geheimnisse weiß, und bliebst bei meinen besten Schwänken so pedantisch ernsthaft, wie ein überkluger Narr, der sich des Lachens schämt. Das alles machte mich aufmerksam, und ich ward es noch mehr, als du mich früher als gewöhnlich fortschicktest. Ich lauerte nun auf — der Kanzler kam — ihr wandertet mit einander fort — ich ging euch nach und verbarg mich hinter Gesträuch. Der Geist erschien. Seine Stimme war mir, trotz ihrer Verstellung, bekannt. Doch wollt' ich meiner Sache gewiß seyn. Ich schlich also an die Grube, in die er sich hinabsenkte; und sieh, du hattest kaum den Rücken gewandt, da sprang er wieder heraus und es war — Reineke."

Das muß dir geträumt haben!

„Nein, nein; ich wachte besser als du. Höre nur weiter! Der Fuchs sah mich nicht und trabte nach seiner *Wohnung. Ich folgt' ihm leise, und als er hineinschlüpfen wollte, schlug* ich ein helles Gelächter auf und rief:

Glattzüngiger Heuchler! ſchnaubte ihn einer der Verſchwornen an: Denkſt du uns durch dieſe Sprache zu täuſchen? —

„Täuſchen?“ — entgegnete Schalkwitz: „Bewahre der Himmel, das iſt gar nicht meine Sache! Ich hab' immer das Herz auf der Zunge und wünſche ganz aufrichtig, daß der edle junge Löwenfürſt in ſein königliches Erbrecht wieder eingeſetzt würde. Denn Herr Simpel — nun ja, er iſt ein gutes frommes Weſen; aber es fehlt ihm zwiſchen ſeinen beiden Ohren etwas Gewiſſes, das er ſich nun einmal nicht geben kann. Dieſer Mangel fällt auf der Höhe, wohin ihn das Glück ſtellte, mehr als ſonſt in die Augen, und man hat — unter uns geſprochen! — keine Ehre davon, ihm zu dienen.“

Wer zwingt Euch dazu? fiel ein Anderer ein: Geht doch hin, wo Ihr her kamt! Darüber wird keine Landtrauer entſtehen.

„Das ſagte mir meine Beſcheidenheit eher als Ihr!“ verſetzte der Kanzler: „Und ich will auch gehen, will je eher je lieber ein Land verlaſſen, wo man mich und meine redlichen Geſinnungen verkennt. Eh' ich aber ſcheide, ſollt ihr noch — was gilt die Wette? — ſollt ihr alle noch, wie ihr hier verſammelt ſeyd, Gutes von mir ſprechen und ſprechen müſſen.“ —

Nun, wenn ihr das möglich macht, war die Antwort, ſo ſeyd Ihr ein Zauberer ohne Gleichen.

„Wir wollen's verſuchen. — Nicht wahr, ihr würdet mich loben, wenn ich den König, der euch ein Dorn im Aug' iſt, auf eine gute Art dahin brächte, den Scepter *niederzulegen*?“

Hm! wie wolltet Ihr das anſtellen?

„Das ist meine Sorge. Antwortet mir nur auf die Frage: wär' es euch lieb?“

Allerdings!

„Könnt' ich dann auf die Gnade des Prinzen rechnen?“

Wenigstens auf seine Verzeihung.

„So sey's gewagt!“

Aber was habt Ihr im Sinne?

„Verzeiht, das kann ich noch nicht an die große Glocke schlagen. Laßt mich handeln und trauet mir!“

Euch trauen? — Beim Himmel, das ist viel gefordert! Doch — wir wollen sehen. Hütet Euch aber vor uns! Es war schon in unserm Rathe beschlossen, Euch nachdrücklich unter die Klauen zu nehmen. Nun geben wir Euch zwar für jetzt sicheres Geleit; allein sobald wir entdecken, daß Ihr's mit Euern glatten Worten nicht ehrlich gemeint habt, dann seht Euch vor! —

„Ihr seyd gewaltig gegen mich eingenommen, und dennoch hoff' ich, Eure Freundschaft bald zu erobern. Mehr sag' ich nicht. — Doch noch Eins! Haltet über unser Gespräch reinen Mund, damit nicht mein Entwurf mitten in der Ausführung verunglücke.“ —

Er verschloß sich hierauf in sein Kabinet und beschäftigte sich mit einer geheimen Schrift. Der König fragte nicht nach ihm und regierte, so gut es ging, allein. Es fiel nichts Wichtiges vor. Aber plötzlich erhielt er durch einen Eilboten, der sich schnell wieder entfernte, folgendes Bittschreiben:

Gnädigster König und Oheim!

Von allen Drangsalen der Knechtschaft zu Boden gedrückt, müssen wir endlich unsere Klagen laut werden lassen. Wir hofften seit Eurer Thronbesteigung, von einem

Glattzüngiger Heuchler! ſchnaubte ihn einer der Verſchwornen an: Denkſt du uns durch dieſe Sprache zu täuſchen? —

„Täuſchen?“ — entgegnete Schalkwitz: „Bewahre der Himmel, das iſt gar nicht meine Sache! Ich hab' immer das Herz auf der Zunge und wünſche ganz aufrichtig, daß der edle junge Löwenfürſt in ſein königliches Erbrecht wieder eingeſetzt würde. Denn Herr Simpel — nun ja, er iſt ein gutes frommes Weſen; aber es fehlt ihm zwiſchen ſeinen beiden Ohren etwas Gewiſſes, das er ſich nun einmal nicht geben kann. Dieſer Mangel fällt auf der Höhe, wohin ihn das Glück ſtellte, mehr als ſonſt in die Augen, und man hat — unter uns geſprochen! — keine Ehre davon, ihm zu dienen.“

Wer zwingt Euch dazu? fiel ein Anderer ein: Geht doch hin, wo Ihr her kamt! Darüber wird keine Landtrauer entſtehen.

„Das ſagte mir meine Beſcheidenheit eher als Ihr!“ verſetzte der Kanzler: „Und ich will auch gehen, will je eher je lieber ein Land verlaſſen, wo man mich und meine redlichen Geſinnungen verkennt. Eh' ich aber ſcheide, ſollt ihr noch — was gilt die Wette? — ſollt ihr alle noch, wie ihr hier verſammelt ſeyd, Gutes von mir ſprechen und ſprechen müſſen.“ —

Nun, wenn ihr das möglich macht, war die Antwort, ſo ſeyd Ihr ein Zauberer ohne Gleichen.

„Wir wollen's verſuchen. — Nicht wahr, ihr würdet mich loben, wenn ich den König, der euch ein Dorn im Aug' iſt, auf eine gute Art dahin brächte, den Scepter *niederzulegen*?“

Hm! wie wolltet Ihr das anſtellen?

„Das ist meine Sorge. Antwortet mir nur auf die Frage: wär' es euch lieb?“

Allerdings!

„Könnt' ich dann auf die Gnade des Prinzen rechnen?“

Wenigstens auf seine Verzeihung.

„So sey's gewagt!“

Aber was habt Ihr im Sinne?

„Verzeiht, das kann ich noch nicht an die große Glocke schlagen. Laßt mich handeln und trauet mir!“

Euch trauen? — Beim Himmel, das ist viel gefordert! Doch — wir wollen sehen. Hütet Euch aber vor uns! Es war schon in unserm Rathe beschlossen, Euch nachdrücklich unter die Klauen zu nehmen. Nun geben wir Euch zwar für jetzt sicheres Geleit; allein sobald wir entdecken, daß Ihr's mit Euern glatten Worten nicht ehrlich gemeint habt, dann seht Euch vor! —

„Ihr seyd gewaltig gegen mich eingenommen, und dennoch hoff' ich, Eure Freundschaft bald zu erobern. Mehr sag' ich nicht. — Doch noch Eins! Haltet über unser Gespräch reinen Mund, damit nicht mein Entwurf mitten in der Ausführung verunglücke.“ —

Er verschloß sich hierauf in sein Kabinet und beschäftigte sich mit einer geheimen Schrift. Der König fragte nicht nach ihm und regierte, so gut es ging, allein. Es fiel nichts Wichtiges vor. Aber plötzlich erhielt er durch einen Eilboten, der sich schnell wieder entfernte, folgendes Bittschreiben:

Gnädigster König und Oheim!

Von allen Drangsalen der Knechtschaft zu Boden gedrückt, müssen wir endlich unsere Klagen laut werden lassen. Wir hofften seit Eurer Thronbesteigung, von einem

Dann kamen die Linientruppen: Böcke mit ellenlangen Bärten und ſcharfen Bajonneten, die ihnen die Natur auf die Stirn gepflanzt hatte; gewaltige Stiere, deren Hörner, in Ermanglung des Geſchützes zu Mauerbrechern dienen ſollten; und grimmige Eber, die mit den Säbeln ihres Rachens wie ſchwere Kavallerie einhauen wollten.

Hiermit ſchloß ſich, ungefähr zweihundert Mann ſtark, das erſte Treffen. Das Kommando deſſelben übertrug der König ſeinem gelehrten Vetter Denkling, den er zum General ernannte.

Nun ging das zweite Treffen, das größten Theils aus Freibeutern beſtand, durch die Muſterung.

Im erſten Zuge drohten Katzen
Dem Feind die Augen auszukratzen.
Drauf kam ein unbedeutender Troß
Von Wieſeln und Mardern. An dieſe ſchloß
Sich eine ſöbliche Gemeine
Von Spiesbürgern — Igel und Stachelſchweine,
Dergleichen Burſche folgten nun mehr,
Und wenig taugte dieß ganze Heer.

Eine Compagnie Hengſte rettete noch zuletzt die Ehre de bunten Haufens, deſſen Führung dem uns ſchon vom Kampfg richt her bekannten Herrn von Hochtrab anvertraut wurt

Das dritte und letzte Treffen bildete ganz allein d Volk der Eſel, das ſich — wenn es hier erlaubt iſt, ei Mode-Ausdruck des franzöſiſchen Revolutionskriegs zu br chen — in Maſſe erhoben hatte, um dem Heerzuge grauen Königs beizuwohnen.

Er ging mit Luſt durch ihre Glieder
Und rief: „Willkommen, wackre Brüder!
Ihr ſeyd die Krone meiner Macht,
Ich führe ſelbſt euch in die Schlacht,
Und wenn auch jene Haufen wanken,
Werd' ich doch euch den Sieg verdanken!“

So war die Musterung geschehen, und sämmtliche Truppen erhielten Ordre, des folgenden Tages vor Sonnenaufgang in Schlachtordnung zu stehen.

Als sich Herr Simpel hierauf in seine Burg zurückbegeben hatte, ward er mit Einem Male kleinmüthig, und das Herz schien ihm ganz entfallen zu seyn. Er bemühte sich zwar, ein munteres, heldenhaftes Ansehen zu erzwingen; wenn er sich aber bisweilen vergaß, ließ er den Kopf zur Erde sinken und stieß klägliche Seufzer aus.

Da dieß Schalkwitz bemerkte, stand er in Sorgen, die Feigheit des Königs möchte so weit überhand nehmen, daß der Eselskrieg zuletzt ganz unterbliebe. Er war deßhalb auf Herzstärkungen bedacht. „Die Natur," sprach er, „handelte gegen Ew. Hoheit etwas stiefmütterlich, indem sie Euch waffenlos in die Welt schickte; doch betrübt Euch darüber nicht! Ich kenne Mittel, diese Knickerei zu verbessern und Euch furchtbar und unverletzlich zu machen. Jenes bewirken wir durch die Haut Eures königlichen Vorfahrs, die, wie Euch bekannt ist, ausgestopft und als Statüe aufgestellt werden sollte, doch bis jetzt noch ungebraucht in der Rüstkammer hängt. Hüllet Euch in dieses schreckbare Gewand, schreitet den Feinden kühn entgegen, und die feigen Memmen werden fliehen, als erblickten sie ein Gespenst! An Wunden ist also gar nicht zu denken. Doch wollen wir uns auch gegen die entfernteste und unwahrscheinlichste Möglichkeit sichern. Hier paßt das Sprichwort:

Reicht Löwenhaut nicht zu — wohlan,
So näht ein Streifchen Fuchsbalg dran!

Wir wollen also — aber warum meßt Ihr mich mit *so großen Augen?* — Ihr scheint den alten Reim allzu

Dann kamen die Linientruppen: Böcke mit ellenlangen Bärten und ſcharfen Bajonneten, die ihnen die Natur auf die Stirn gepflanzt hatte; gewaltige Stiere, deren Hörner, in Ermanglung des Geſchützes zu Mauerbrechern dienen ſollten; und grimmige Eber, die mit den Säbeln ihres Rachens wie ſchwere Kavallerie einhauen wollten.

Hiermit ſchloß ſich, ungefähr zweihundert Mann ſtark, das erſte Treffen. Das Kommando deſſelben übertrug der König ſeinem gelehrten Vetter Denkling, den er zum General ernannte.

Nun ging das zweite Treffen, das größten Theils aus Freibeutern beſtand, durch die Muſterung.

Im erſten Zuge drohten Katzen
Dem Feind die Augen auszukratzen.
Drauf kam ein unbedeutender Troß
Von Wieſeln und Mardern. An dieſe ſchloß
Sich eine löbliche Gemeine
Von Spießbürgern — Igel und Stachelſchweine,
Dergleichen Burſche folgten nun mehr,
Und wenig taugte dieß ganze Heer.

Eine Compagnie Hengſte rettete noch zuletzt die Ehre des bunten Haufens, deſſen Führung dem uns ſchon vom Kampfgericht her bekannten Herrn von Hochtrab anvertraut wurde.

Das dritte und letzte Treffen bildete ganz allein das Volk der Eſel, das ſich — wenn es hier erlaubt iſt, einen Mode-Ausdruck des franzöſiſchen Revolutionskriegs zu brauchen — in Maſſe erhoben hatte, um dem Heerzuge des grauen Königs beizuwohnen.

Er ging mit Luſt durch ihre Glieder
Und rief: „Willkommen, wackre Brüder!
Ihr ſeyd die Krone meiner Macht,
Ich führe ſelbſt euch in die Schlacht,
Und wenn auch jene Haufen wanken,
Werd' ich doch euch den Sieg verdanken!“

So war die Musterung geschehen, und sämmtliche Truppen erhielten Ordre, des folgenden Tages vor Sonnenaufgang in Schlachtordnung zu stehen.

Als sich Herr Simpel hierauf in seine Burg zurückbegeben hatte, ward er mit Einem Male kleinmüthig, und das Herz schien ihm ganz entfallen zu seyn. Er bemühte sich zwar, ein munteres, heldenhaftes Ansehen zu erzwingen; wenn er sich aber bisweilen vergaß, ließ er den Kopf zur Erde sinken und stieß klägliche Seufzer aus.

Da dieß Schalkwitz bemerkte, stand er in Sorgen, die Feigheit des Königs möchte so weit überhand nehmen, daß der Eselskrieg zuletzt ganz unterbliebe. Er war deßhalb auf Herzstärkungen bedacht. „Die Natur," sprach er, „handelte gegen Ew. Hoheit etwas stiefmütterlich, indem sie Euch waffenlos in die Welt schickte; doch betrübt Euch darüber nicht! Ich kenne Mittel, diese Knickerei zu verbessern und Euch furchtbar und unverletzlich zu machen. Jenes bewirken wir durch die Haut Eures königlichen Vorfahrs, die, wie Euch bekannt ist, ausgestopft und als Statüe aufgestellt werden sollte, doch bis jetzt noch ungebraucht in der Rüstkammer hängt. Hüllet Euch in dieses schreckbare Gewand, schreitet den Feinden kühn entgegen, und die feigen Memmen werden fliehen, als erblickten sie ein Gespenst! An Wunden ist also gar nicht zu denken. Doch wollen wir uns auch gegen die entfernteste und unwahrscheinlichste Möglichkeit sichern. Hier paßt das Sprichwort:

Reicht Löwenhaut nicht zu — wohlan,
So näht ein Streifchen Fuchsbalg dran!

Wir wollen also — aber warum meßt Ihr mich mit *so großen Augen*? — Ihr scheint den alten Reim allzu

Dann kamen die Linientruppen: Böcke mit ellenlangen Bärten und scharfen Bajonneten, die ihnen die Natur auf die Stirn gepflanzt hatte; gewaltige Stiere, deren Hörner, in Ermanglung des Geschützes zu Mauerbrechern dienen sollten; und grimmige Eber, die mit den Säbeln ihres Rachens wie schwere Kavallerie einhauen wollten.

Hiermit schloß sich, ungefähr zweihundert Mann stark, das erste Treffen. Das Kommando desselben übertrug der König seinem gelehrten Vetter Denkling, den er zum General ernannte.

Nun ging das zweite Treffen, das größten Theils aus Freibeutern bestand, durch die Musterung.

Im ersten Zuge drohten Katzen
Dem Feind die Augen auszukratzen.
Drauf kam ein unbedeutender Troß
Von Wieseln und Mardern. An diese schloß
Sich eine löbliche Gemeine
Von Spießbürgern — Igel und Stachelschweine,
Dergleichen Bursche folgten nun mehr,
Und wenig taugte dieß ganze Heer.

Eine Compagnie Hengste rettete noch zuletzt die Ehre des bunten Haufens, dessen Führung dem uns schon vom Kampfgericht her bekannten Herrn von Hochtrab anvertraut wurde.

Das dritte und letzte Treffen bildete ganz allein das Volk der Esel, das sich — wenn es hier erlaubt ist, einen Mode-Ausdruck des französischen Revolutionskriegs zu brauchen — in Masse erhoben hatte, um dem Heerzuge des grauen Königs beizuwohnen.

Er ging mit Lust durch ihre Glieder
Und rief: „Willkommen, wackre Brüder!
Ihr seyd die Krone meiner Macht,
Ich führe selbst euch in die Schlacht,
Und wenn auch jene Haufen wanken,
Werd' ich doch euch den Sieg verdanken!“

So war die Musterung geschehen, und sämmtliche Truppen erhielten Ordre, des folgenden Tages vor Sonnenaufgang in Schlachtordnung zu stehen.

Als sich Herr Simpel hierauf in seine Burg zurückbegeben hatte, ward er mit Einem Male kleinmüthig, und das Herz schien ihm ganz entfallen zu seyn. Er bemühte sich zwar, ein munteres, heldenhaftes Ansehen zu erzwingen; wenn er sich aber bisweilen vergaß, ließ er den Kopf zur Erde sinken und stieß klägliche Seufzer aus.

Da dieß Schalkwitz bemerkte, stand er in Sorgen, die Feigheit des Königs möchte so weit überhand nehmen, daß der Eselskrieg zuletzt ganz unterbliebe. Er war deßhalb auf Herzstärkungen bedacht. „Die Natur," sprach er, „handelte gegen Ew. Hoheit etwas stiefmütterlich, indem sie Euch waffenlos in die Welt schickte; doch betrübt Euch darüber nicht! Ich kenne Mittel, diese Knickerei zu verbessern und Euch furchtbar und unverletzlich zu machen. Jenes bewirken wir durch die Haut Eures königlichen Vorfahrs, die, wie Euch bekannt ist, ausgestopft und als Statüe aufgestellt werden sollte, doch bis jetzt noch ungebraucht in der Rüstkammer hängt. Hüllet Euch in dieses schreckbare Gewand, schreitet den Feinden kühn entgegen, und die feigen Memmen werden fliehen, als erblickten sie ein Gespenst! An Wunden ist also gar nicht zu denken. Doch wollen wir uns auch gegen die entfernteste und unwahrscheinlichste Möglichkeit sichern. Hier paßt das Sprichwort:

Reicht Löwenhaut nicht zu — wohlan,
So näht ein Streifchen Fuchsbalg dran!

Wir wollen also — aber warum meßt Ihr mich mit *so großen Augen?* — Ihr scheint den alten Reim alle

Dann kamen die Linientruppen: Böcke mit ellenlangen Bärten und scharfen Bajonneten, die ihnen die Natur auf die Stirn gepflanzt hatte; gewaltige Stiere, deren Hörner, in Ermanglung des Geschützes zu Mauerbrechern dienen sollten; und grimmige Eber, die mit den Säbeln ihres Rachens wie schwere Kavallerie einhauen wollten.

Hiermit schloß sich, ungefähr zweihundert Mann stark, das erste Treffen. Das Kommando desselben übertrug der König seinem gelehrten Vetter Denkling, den er zum General ernannte.

Nun ging das zweite Treffen, das größten Theils aus Freibeutern bestand, durch die Musterung.

Im ersten Zuge drohten Katzen
Dem Feind die Augen auszukratzen.
Drauf kam ein unbedeutender Troß
Von Wieseln und Mardern. An diese schloß
Sich eine übliche Gemeine
Von Spießbürgern — Igel und Stachelschweine,
Dergleichen Bursche folgten nun mehr,
Und wenig taugte dieß ganze Heer.

Eine Compagnie Hengste rettete noch zuletzt die Ehre des bunten Haufens, dessen Führung dem uns schon vom Kampfgericht her bekannten Herrn von Hochtrab anvertraut wurde.

Das dritte und letzte Treffen bildete ganz allein das Volk der Esel, das sich — wenn es hier erlaubt ist, einen Mode-Ausdruck des französischen Revolutionskriegs zu brauchen — in Masse erhoben hatte, um dem Heerzuge des grauen Königs beizuwohnen.

Er ging mit Lust durch ihre Glieder
Und rief: „Willkommen, wackre Brüder!
Ihr seyd die Krone meiner Macht,
Ich führe selbst euch in die Schlacht,
Und wenn auch jene Haufen wanken,
Werd' ich doch euch den Sieg verdanken!“

So war die Musterung geschehen, und sämmtliche Truppen erhielten Ordre, des folgenden Tages vor Sonnenaufgang in Schlachtordnung zu stehen.

Als sich Herr Simpel hierauf in seine Burg zurückbegeben hatte, ward er mit Einem Male kleinmüthig, und das Herz schien ihm ganz entfallen zu seyn. Er bemühte sich zwar, ein munteres, heldenhaftes Ansehen zu erzwingen; wenn er sich aber bisweilen vergaß, ließ er den Kopf zur Erde sinken und stieß klägliche Seufzer aus.

Da dieß Schalkwitz bemerkte, stand er in Sorgen, die Feigheit des Königs möchte so weit überhand nehmen, daß der Eselskrieg zuletzt ganz unterbliebe. Er war deßhalb auf Herzstärkungen bedacht. „Die Natur," sprach er, „handelte gegen Ew. Hoheit etwas stiefmütterlich, indem sie Euch waffenlos in die Welt schickte; doch betrübt Euch darüber nicht! Ich kenne Mittel, diese Knickerei zu verbessern und Euch furchtbar und unverletzlich zu machen. Jenes bewirken wir durch die Haut Eures königlichen Vorfahrs, die, wie Euch bekannt ist, ausgestopft und als Statüe aufgestellt werden sollte, doch bis jetzt noch ungebraucht in der Rüstkammer hängt. Hüllet Euch in dieses schreckbare Gewand, schreitet den Feinden kühn entgegen, und die feigen Memmen werden fliehen, als erblickten sie ein Gespenst! An Wunden ist also gar nicht zu denken. Doch wollen wir uns auch gegen die entfernteste und unwahrscheinlichste Möglichkeit sichern. Hier paßt das Sprichwort:

Reicht Löwenhaut nicht zu — wohlan,
So näht ein Streifchen Fuchsbalg dran!

Wir wollen also — aber warum meßt Ihr mich mit so großen *Augen*? — Ihr scheint den alten Reim alle

wörtlich zu nehmen, und auf meinem Körper die Stelle zu ſuchen, wo ich das benöthigte Streifchen am füglichſten entbehren könnte. Bitt' um Verzeihung, gnädigſter Herr, ſo iſt das Ding nicht gemeint! — Doch ich falle, wie ich merke, Euerm kurzweiligen Rath ins Handwerk. Das will ich nicht. Was ich euch jetzt ſagen werde, iſt mein voller Ernſt. Ich bin nämlich im Beſitz eines köſtlichen, von einem alten, weiſen Meiſter zubereiteten Wunderbalſams, durch den man ſich ſo feſt und unverwundbar machen kann, als wäre man über und über mit einem ſiebenfachen Panzer von Stahl und Eiſen bekleidet." —

Der leichtgläubige Graue ſprang vor Freude hoch auf. Er dachte ſchon nicht mehr daran, daß ihn Schalkwitz mit der Todtenerſcheinung betrogen hatte, und bat freundlich und dringend, ihn zu balſamiren, und bei Anlegung der Löwenhaut ſein Kammerdiener zu ſeyn.

Sie ward auf ſein Geheiß gebracht,
Und mancher Verſuch damit gemacht,.
Doch wollte ſie durchaus nicht paſſen.
Wo ſollte man die Ohren laſſen?
Sie drängten ſich immer wie ein Thor
Mit ſeinem ſchalen Gewitzel vor.

Der Kammerdiener fand endlich ein Mittel, die Rebellen zu zähmen. Er band ſie nieder an den Kopf und ſchnürte den armſeligen Schweif, der ſich auch neben der ſtattlichen Löwenblume ſchlecht ausnahm, auf den Rücken hinauf. Das häßliche Fußwerk ließ ſich aber weder ändern noch verbergen, und es war lächerlich anzuſehen, wie bei jedem Schritte die Löwenklauen daran herumſchlotterten.

Der angebliche Wunderbalſam war nichts als ein Gemiſch von Straßenſtaub und Waſſer. Das ahnte freilich Herr Simpel nicht, und empfing die Salbung, die Schalk-

witz ernst und feierlich verrichtete, mit der andächtigsten Miene. Sobald sie aber vorbei war, blies er sich wie ein Truthahn auf, stolzirte mit großen Schritten herum, und bramarbasirte: „Nun mag die ganze Hölle kommen, ich fürchte sie nicht!“ —

Der lustige Rath schraubte den Betrüger und den Betrognen. „Warte nur,“ sagte der König scherzend, „morgen wird dir das Lachen vergehen!“

Warum?

„Du fragst noch? — Denkst du etwa, hier zu faulenzen, indem wir uns raufen? — Nein, nein! Du mußt mit zu Felde, und darfst mir nicht von der Seite weichen.“

Nun, da hoff' ich mehr als jemals, auf königliche Unkosten zu lachen.

„Das wird sich ausweisen. Ist dir denn gar nicht bange?“

Nein. Wie könnte mich neben dir, du Unverwundbarer! eine Furcht anwandeln? Sollte ja, wie ich denn doch vermuthe, ein Prügelregen fallen, so kriech' ich mit unter das Schirmdach deines weiten Rockelors, um von der schützenden Kraft des Wunderbalsams, womit sich der Herr Kanzler höchst verdient um dich gemacht hat, zu profitiren.

„Das sey dir vergönnt! Doch, was hast du für Waffen?“

Keine. Wozu sind sie unter diesen Umständen nöthig? — Der weise Herr Kanzler, der alles versteht, versicherte überdieß, die Feinde würden sogleich beim Anblick deiner Spukgestalt das Hasenpanier ergreifen, und ich verlasse mich auf sein hohes Wort. Drum will ich mich zu keinem Gefechte, sondern blos zur Parade des Triumphs vorbereiten und meine Staatstracht anlegen. —

Diese bestand in einem uraltmodischen Kleide mit breiten, gesteiften Schößen, und einer mächtigen spanis

Perücke, wie die Doktoren der Arzneikunde und andere gravitätische Herren noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts getragen haben. Der König verlangte zwar damals, als er Squenzen vom Leibarzt zum Tischrath erhob, daß er sich eine Harlekinsjacke und Schellenkappe zulegen sollte; allein er war dazu nicht zu bewegen. Da ihn aber Simpel schlechterdings in einem scheckigen Gewande sehen wollte und von Zeit zu Zeit darauf drang, so erschien endlich der lustige Rath in einem Kleide, das zwar nach dem alten Schnitte gemacht, aber aus hundert kleinen Vierecken von allen Farben zusammengesetzt war, und also die Trachten eines Arztes und eines Pickelherings in sich vereinte. Hierzu trug er, statt eines Degens, das gewöhnliche Gewehr der lustigen Personen auf der Schaubühne, die hölzerne Pritsche.

In diesem Aufzuge begleitete er den König, als der Tag der Schlacht graute, zur Armee, die auf einer weiten Ebene schon aufmarschirt stand.

Es ward Kriegsrath gehalten und beschlossen, den Feind von drei Seiten zu ängsten. Die beiden Generale Denkling und Hochtrab sollten ihm in die Flanken fallen, und der König wollte mit seinem Eselcorps von vorn angreifen. Nach diesem Entwurf setzten sich vor Sonnenaufgang die Colonnen in Bewegung, und rückten so weit vor, daß sie kaum noch fünfhundert Schritte von der Mühle entfernt waren. Jetzt machten sie in einem Thale, wo sie von dort her nicht gesehen werden konnten, wieder Halt, und sandten einige langhälsige Kameele auf Kundschaft aus: denn man fand für gut, den Feind erst dann zu attaquiren, wenn er die Thore seiner Festung geöffnet haben würde.

Vierzehntes Kapitel.

Beschreibung einer blutigen Schlacht, worin das treulose Glück seinen vormaligen Liebling verläßt.

In der Mühle hatte man keine Ahnung von dem drohenden Kriege; sie befand sich aber dennoch in einem vortrefflichen Vertheidigungsstande.

Das Haupt von diesem kleinen Staat
War schier ein Mann wie Goliath;
Man sah ihn oft in Schenkenkriegen
Mit seinen Riesenfäusten siegen.
Er hatte, wie sich in der Welt
Gewöhnlich gleich und gleich gesellt,
Vor Jahren sich mit Kennerblick
An seiner Frau ein Gegenstück
Zu seinem Heldengeist gewählt.
Sie war, wie er, mit Muth gestählt,
Dabei zu seiner Augen Wonne,
So kugelrund wie eine Tonne,
Und übte gegen ihr Geschlecht
Mit Macht das Faust- und Kolbenrecht,
Auch mancher Ehrenmann empfand
Bisweilen ihre Eisenhand.

Der Ehe dieser tapfern Fechter
Entsprosste nur ein Pärchen Töchter,
Doch sie bestätigten den Satz:
Ein Adler hecket keinen Spatz.
Die beiden mannbar'n Mädchen waren
So keck und muthig wie Husaren.

Perücke, wie die Doktoren der Arzneikunde und andere gravitätische Herren noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts getragen haben. Der König verlangte zwar damals, als er Squenzen vom Leibarzt zum Tischrath erhob, daß er sich eine Harlekinsjacke und Schellenkappe zulegen sollte; allein er war dazu nicht zu bewegen. Da ihn aber Simpel schlechterdings in einem scheckigen Gewande sehen wollte und von Zeit zu Zeit darauf drang, so erschien endlich der lustige Rath in einem Kleide, das zwar nach dem alten Schnitte gemacht, aber aus hundert kleinen Vierecken von allen Farben zusammengesetzt war, und also die Trachten eines Arztes und eines Pickelherings in sich vereinte. Hierzu trug er, statt eines Degens, das gewöhnliche Gewehr der lustigen Personen auf der Schaubühne, die hölzerne Pritsche.

In diesem Aufzuge begleitete er den König, als der Tag der Schlacht graute, zur Armee, die auf einer weiten Ebene schon aufmarschirt stand.

Es ward Kriegsrath gehalten und beschlossen, den Feind von drei Seiten zu ängsten. Die beiden Generale Denkling und Hochtrab sollten ihm in die Flanken fallen, und der König wollte mit seinem Eselcorps von vorn angreifen. Nach diesem Entwurf setzten sich vor Sonnenaufgang die Colonnen in Bewegung, und rückten so weit vor, daß sie kaum noch fünfhundert Schritte von der Mühle entfernt waren. Jetzt machten sie in einem Thale, wo sie von dort her nicht gesehen werden konnten, wieder Halt, und sandten einige langhälsige Kameele auf Kundschaft aus: denn man fand für gut, den Feind erst dann zu attaquiren, wenn er die Thore seiner Festung geöffnet haben würde.

Vierzehntes Kapitel.

Beschreibung einer blutigen Schlacht, worin das treulose Glück seinen vormaligen Liebling verläßt.

In der Mühle hatte man keine Ahnung von dem drohenden Kriege; sie befand sich aber dennoch in einem vortrefflichen Vertheidigungsstande.

Das Haupt von diesem kleinen Staat
War schier ein Mann wie Goliath;
Man sah ihn oft in Schenkenkriegen
Mit seinen Riesenfäusten siegen.
Er hatte, wie sich in der Welt
Gewöhnlich gleich und gleich gesellt,
Vor Jahren sich mit Kennerblick
An seiner Frau ein Gegenstück
Zu seinem Heldengeist gewählt.
Sie war, wie er, mit Muth gestählt,
Dabei zu seiner Augen Wonne,
So kugelrund wie eine Tonne,
Und übte gegen ihr Geschlecht
Mit Macht das Faust- und Kolbenrecht,
Auch mancher Ehrenmann empfand
Bisweilen ihre Eisenhand.

Der Ehe dieser tapfern Fechter
Entsproßte nur ein Pärchen Töchter,
Doch sie bestätigten den Satz:
Ein Adler hecket keinen Spatz.
Die beiden mannbar'n Mädchen waren
So keck und muthig wie Husaren.

Dieſer Heldenfamilie dienten drei Mühlknappen, ein Eſeltreiber und zwei Mägde: ſämmtlich keine Schwächlinge, ſondern vom derbſten Schrot und Korn. Außer dieſen waren noch zwei ſtammhafte, viereckige Bauern, deren jeder einen Knecht und einen Buben bei ſich hatten über Nacht in der Mühle geblieben, um Getreide mahlen zu laſſen. Die Beſatzung war alſo ſechzehn Köpfe ſtark, und ward durch vier große Hunde noch furchtbarer.

Mit Aufgang der Sonne regte ſich Leben und Thätigkeit in der Mühle. Die Fenſterladen und Thüren thaten ſich auf; der Müller ſchlarfte gemächlich in Pantoffeln durch den Hof und gähnte, nach dem Wetter ſchauend, den blauen Himmel an. Sobald die Langhälſe dieſe Erſcheinungen auf ihrer Warte bemerkten, eilten ſie zurück und thaten dem Könige Meldung davon. Er beſchloß hierauf, den Feind ſogleich angreifen zu laſſen, vor der Hand aber ſelbſt noch mit ſeinen Eſeln, als Reſervecorps, in Ruhe zu bleiben.

Ein königlicher Adjutant
Flog, wie ein Wetterſtrahl,
Von Heer zu Heer, und gab zum Streit
Durch Winke das Signal.

Da hob der Feldherr Denkling kühn
Sein Heldenhaupt empor,
Und kommandirte: „Aufgeſchaut!
Ihr Haſen, rücket vor!“

Die Rammler eilten auf dieß Wort
Zur Mühle pfeilgeſchwind.
Mit ihren Löffeln trieb ſein Spiel
Der friſche Morgenwind.

Ein Hund ſtand an der Thür und ſah
Die leichte Compagnie.
Er bellte vor Verwunderung
Und machte Jagd auf ſie.

Sein ſchmetterndes Wauwau erſcholl
Wie Feuerlärm durch's Haus,
Und lockte ſeine Brüderſchaft
Ins freie Feld heraus.

Die Plänkler hielten, dem Entwurf
Der Schlacht gemäß, nicht Stand:
Die Haſentaktik ward geſchickt
Von ihnen angewandt.

Die Liſtigen zerſtreuten ſich,
Kartätſchen gleich, ins Feld.
Die Rüden ſchnaubten hin und her
Und ſahen ſich geprellt.

Kein Jagdprofeſſor hatte ſie
Der Hetze Kunſt gelehrt;
Denn ihre bleierne Natur
War keiner Bildung werth.

Sie keuchten weit und breit umſonſt
Dem Irrwiſchhaufen nach,
Indeß daheim zu Schutz und Trutz
Ihr Beiſtand ſehr gebrach.

Herr Hochtrab hatte meiſterhaft
Die Igel angeführt,
Und mirten in den Weg, um ihn
Zu ſperren, ſie poſtirt.

Von beiden Heeren plänkerte
Die Freipartie um's Haus,
Und forderte durch Feldgeſchrei
Den Feind zur Schlacht heraus.

Um ſie zu rächen, ſprangen wild
Die Katzen auf den Plan,
Und fielen, trotz der Spritzen-Fluth,
Die Weiber grimmig an.

Sie flogen wie ein Bienenſchwarm
Der Hausfrau auf den Leib.
Vergebens ſchlug um ſich herum
Das ſtarke Heldenweib.

Nichts half, bis man ihr über'n Kopf
Drei Eimer Waſſer goß;
Da ward ſie, triefend wie ein Nix,
Der böſen Geiſter los.

Der Ziegen Männer rückten jetzt
In Reih' und Glied vor's Haus,
Allein ſie richteten nicht viel
Mit ihren Lanzen aus.

Sie ſtießen Manchen in den Sand
Und ſchlitzten manchen Rock,
Dann flohn ſie, und gefangen ward
Der angeſehnſte Bock.

Ein Trupp von Hengſten ſprengte dann
Zum Kampfplatz ſchäumend hin.
Da macht' ein rechtes Meiſterſtück
Die Trommelſchlägerin.

Sie paukte ſo aufs Kalbfell los,
Daß vor dem Donnerton,
Der ihnen neu und wildfremd war,
Die ſcheuen Roſſe flohn.

Doch mehr entflammte nun den Streit
Der Stier und Eber Wuth.
Sie wälzten brauſend ſich heran,
Gleich wilder Wogenfluth.

Wie dieser Damm und Mauer stürzt,
So brachen sie sich Bahn.
Acht Menschen streckten allzugleich
Die Beine himmelan.

Den dicksten Bauer hieb ein Schwein,
Daß er o Jesus! rief,
Und mit zerfetzten Hosen schnell
Vom Tummelplatze lief.

Der Müller selbst fiel auf's Gesäß,
Doch er verstand nicht Scherz,
Und stieß dem Büffel, der ihn warf,
Den scharfen Spieß ins Herz.

Wie eine Eiche sank der Stier
Und regte sich nicht mehr.
Ob seinem Fall entsetzten sich
Die Kameraden sehr.

Der Müller schrie den Seinen zu:
„Frisch, Leute, nicht verzagt!“
Und mit vereinter Kraft ward jetzt
Ein Gegensturm gewagt.

Mit Trommelschall und Hurrah fiel,
Wie Hagel, Schlag auf Schlag,
Es war ein wild vermorr'ner Lärm,
Als käm' der jüngste Tag.

Die Weiber sprützten muthig drein,
Die Thiere wurden blind,
Und jubelnd rief: Viktoria!
So Herrschaft als Gesind.

Denn, wie bei Roßbach (wo der Franke
Der heutige nicht war),
Floh plötzlich über Hals und Kopf
Die Horn- und Borstenschaar.

Die leichten Truppen hatten ſchon
Vorher das Feld geräumt.
Den Siegern war's, als hätten ſie
Vom Kriege nur geträumt.

Umtanzend den erlegten Stier,
Verſpotteten ſie ihn,
Und ſpannten ſich dann ſämmtlich vor,
Um ihn ins Haus zu ziehn.

Indeſſen ſtand Herr Simpel noch
In ſeinem Hinterhalt,
Und glaubte ſchon, die Mühle wär'
In ſeines Volks Gewalt.

Auf Ein Mal ſah er links und rechts
Die Fliehenden ſich nahn,
Und hörte ſeufzend den Rapport
Der beiden Feldherrn an.

Er brach in laute Klagen aus:
„Wer hätte das gedacht!
Kommt heim! Denn wir vermögen doch
Nichts gegen Menſchenmacht.“

„Herr Oheim,“ ſagte Denkling drauf,
„Verzaget nicht ſo ſehr!
Ihr habt ja hier noch hinter Euch
Ein ungeſchlagnes Heer!

Erneuert kühn damit die Schlacht,
Nach Eurem Krönungseid!
Wir ſammeln das zerſtreute Volk,
Und folgen Euch zum Streit.“

Bei dieſen Worten ſträubte ſich
Vor Angſt des Königs Haar;
Bis ſchnell ihm einfiel, daß er feſt
Und unverwundbar war.

Da sprach er: „Billig mahnst du mich
An meinen Krönungseid!
Geh, Neffe, sammle jenen Trupp,
Und folge mir zum Streit!“

Dann stellt' er vor die Eisel sich
Und sagte: „Marsch, ihr Herrn!“
Das war für Viel' ein Donnerwort
Und keiner hört' es gern.

Sie zottelten ihm traurig nach,
Er aber rasch voran.
Mit Possen sprang um ihn herum
Sein lustiger Kompan.

Die Mühlenleute plackten sich
Noch mit dem todten Stier,
Da wehte schon vom Thal herauf
Des Königs Feldpanier.

„Ei, seht doch!“ rief der Goliath:
„Uns droht ein neuer Strauß!
Ha! welcher Povanz hetzt uns heut
Die Bestien vor's Haus!

Auf, auf! Laßt jetzt den Ochsen ruhn,
Greift wieder zum Gewehr!“
Kaum sprach er dieß, so nahte sich
Das königliche Heer.

Als nun den Löwenmummel vorn
Des Müllers Leute sahn,
Da stutzten sie, und alle fiel
Ein kaltes Grauen an.

Die Weiber und die Bauern schrien:
„Der Teufel in Person!“
Der Meister schalt und lachte drob,
Allein umsonst — sie flohn.

Die leichten Truppen hatten ſchon
Vorher das Feld geräumt.
Den Siegern war's, als hätten ſie
Vom Kriege nur geträumt.

Umtanzend den erlegten Stier,
Verſpotteten ſie ihn,
Und ſpannten ſich dann ſämmtlich vor,
Um ihn ins Haus zu ziehn.

Indeſſen ſtand Herr Simpel noch
In ſeinem Hinterhalt,
Und glaubte ſchon, die Mühle wär'
In ſeines Volks Gewalt.

Auf Ein Mal ſah er links und rechts
Die Fliehenden ſich nahn,
Und hörte ſeufzend den Rapport
Der beiden Feldherrn an.

Er brach in laute Klagen aus:
„Wer hätte das gedacht!
Kommt heim! Denn wir vermögen doch
Nichts gegen Menſchenmacht.“

„Herr Oheim,“ ſagte Denkling drauf,
„Verzaget nicht ſo ſehr!
Ihr habt ja hier noch hinter Euch
Ein ungeſchlagnes Heer!

Erneuert kühn damit die Schlacht,
Nach Eurem Krönungseid!
Wir ſammeln das zerſtreute Volk,
Und folgen Euch zum Streit.“

Bei dieſen Worten ſträubte ſich
Vor Angſt des Königs Haar,
Bis ſchnell ihm einfiel, daß er feſt
Und unverwundbar war.

Da ſprach er: „Billig mahnſt du mich
An meinen Krönungseid!
Geh, Neffe, ſammle jenen Trupp,
Und folge mir zum Streit!“

Dann ſtellt' er vor die Siel ſich
Und ſagte: „Marſch, ihr Herrn!“
Das war für Viel' ein Donnerwort
Und keiner hört' es gern.

Sie zotteten ihm traurig nach,
Er aber raſch voran.
Mit Poſſen ſprang um ihn herum
Sein luſtiger Kompan.

Die Mühlenleute plackten ſich
Noch mit dem todten Stier,
Da wehte ſchon vom Thal herauf
Des Königs Feldpanier.

„Ei, ſeht doch!“ rief der Goliath:
„Uns droht ein neuer Strauß!
Ha! welcher Povanz hetzt uns heut
Die Beſtien vor's Haus!

Auf, auf! Laßt jetzt den Ochſen ruhn,
Greift wieder zum Gewehr!“
Kaum ſprach er dieß, ſo nahte ſich
Das königliche Heer.

Als nun den Löwenmummel vorn
Des Müllers Leute ſahn,
Da ſtutzten ſie, und alle fiel
Ein kaltes Grauen an.

Die Weiber und die Bauern ſchrien:
„Der Teufel in Perſon!“
Der Meiſter ſchalt und lachte drob,
Allein umſonſt — ſie flohn.

Er ſtand verlaſſen und empfand
Jetzt ſelbſt, mit ſtiller Scham,
Ein Schauerchen von Furcht, als ihm
Das Schreckbild näher kam.

Ihn übermannte mehr und mehr
Ein ungewohnter Graus,
Und wider Willen ſtürzt' er ſich,
Bleich wie der Tod, ins Haus.

„Aha!“ rief Simpel: „Siehſt du, Squenz,
Wie alles vor mir flieht?
Mein Kanzler iſt ein Kernprophet!
Er ſprach's, und es geſchieht.“ —

So ging er auf die Mühle los
Im ſtärkſten Eſelstrab.
Die Weiber ſpritzten Fluth auf Fluth
Vom Fenſter drin herab.

Auch feierten die Männer nicht
Und ſchoſſen Stein auf Stein;
Doch muthig trabt' er in den Hof,
Der offen ſtand, hinein.

Hier dacht' er erſt: „Wo bleibt mein Volk?“
Und wandte ſchnell den Blick.
Es hatte ſich nicht übereilt
Und war noch weit zurück.

Darüber heftig aufgebracht,
Rief er durch einen Schrei,
Den er aus Leibeskräften that,
Die Säumigen herbei.

Doch dieſer Nervenſpannung wich
Der Ohren ſchwaches Band,
Und ſie erſchienen nun ſo keck,
Daß er verrathen ſtand.

Der Müller lauscht' am Fenster still,
Sah die Entlarvung an,
Flog lachend nach der Thür und fuhr
Heraus wie ein Orkan.

Ach, was Herr Simpel da erschrack!
Er wollte weislich fliehn;
Allein die schwere Löwenhaut
Beklemmt' und hindert' ihn.

Verwickelt in die Klauen, wie
In einen Fallstrick, schoß
Er auf die Nase hin und rasch
Ergriff ihn der Koloß.

„Bleib, Grauchen!" rief er spottend aus:
„Bleib da und komm mit mir!
Dergleichen Löwen, wie du bist,
Hab' ich schon zwanzig hier!"

Mit diesen Worten schob er ihn
In einen Stall hinein,
Und schleuderte wie einen Ball
Den Tischrath hintendrein.

Dann warf er schnell die Hofthür zu,
Und dieß war hohe Zeit;
Denn vorwärts rückte die Armee
Mit Blitzgeschwindigkeit.

Und tobend ward des Müllers Burg
Umzingelt und bedroht.
Die Böck' und Stiere liefen Sturm,
Die Affen warfen Koth.

Doch wehrten die Belagerten
Sich aus den Fenstern brav.
Der Spritzen Strahl war siedendheiß
Und senkte, wo er traf.

Die Trommel lärmte fürchterlich,
Als wäre Feuersnoth,
Und endlich schoß der Kommandant
Sogar mit Hagelschrot.

Auch kamen von der Hasenjagd
Die Hunde wieder an,
Und hetzten tapfer drein, als sie
Das Haus belagert sahn.

Ha, welch Entsetzen und Gewirr!
Welch Brüllen und Geheul!
Ein Kämpfer nach dem andern schoß
Von dannen, wie ein Pfeil.

Im gräßlichsten Getümmel floh
Dann bald das ganze Heer,
Und wie mit Besemen gekehrt
War nun die Wahlstatt leer.

Die Ausreißer liefen so schnell der Heimath zu, als könnten sie es gar nicht erwarten, mit Schimpf empfangen zu werden. Das erfolgte denn auch, und der arme gefangene König ward wenig bedauert. Nur Einige thaten den gutmüthigen Vorschlag, ihn durch einen neuen Kriegszug zu befreien; aber der größte und wichtigste Theil des Volkes wollte nichts mehr von ihm wissen, sondern bestand mit wildem Geschrei darauf, ihn seinem Schicksale zu überlassen, dagegen aber den jungen Löwen ins Land zurückzurufen und auf den Thron zu setzen. Diesen Rath gab Schalkwitz zuerst und verfocht ihn so lange, bis er allgemein angenommen ward. Boten über Boten eilten fort, um den Beschluß der Nation dem Prinzen zu melden. Sie fanden ihn schon auf dem Rückwege; er kam an und man huldigte ihm.

Schalkwitz erhielt auf sein Ansuchen eine geheime Audienz und sprach mit kriechender Demuth: „Erlaubt mir, gnädigster Herr, mich selbst vor Euch zu entlarven. Ich schien bisher Euer Feind; aber hinter dieser Maske war ich Euer unterthänigster Verehrer, und alles, was ich unternahm, geschah zu Euerm Besten. Als ich dieß Land betrat, fand ich das Volk gegen Euch in Aufruhr; es verlangte durchaus einen andern König. Ich verabscheute die Empörer, schloß mich aber, um Euch zu dienen, an sie an, und lenkte die Wahl auf den schwachen Herrn Simpel. Errathet Ihr, warum ich das that? — Ich wollte verhindern, daß der Reichsscepter nicht an einen Mächtigern käme, der ihn festhalten und ihn Euch auf ewig entreißen möchte. Einem wehrlosen Simpel — dacht' ich — ist er mit der Zeit, wenn der Volkstaumel vorüber ist, leicht wieder zu entwinden, und dieß hab' ich, ohne Ruhm zu melden, glücklich bewerkstelligt. Durch böse, aber zweckmäßige Rathschläge machte ich den ungeschickten Schwachkopf dem Volke verhaßt, verwickelt' ihn zuletzt in einen Krieg, traf alle Anstalten so, daß er geschlagen und gefangen werden mußte, und war dann der Erste, der den Rath gab, ihn im Stiche zu lassen und Euch zum Throne zu rufen. — Seht, dieß alles that ich, unter treulichem Beistande meines Freundes Denkling, blos in der Absicht, um ihn und mich Eurer Huld zu empfehlen; und ich hege die unterthänigste Hoffnung...."

Du hast dich stark verrechnet! — unterbrach ihn der Löwe. — Daß du einst gegen mich das Volk aufwiegeltest, verzeih' ich dir; daß du aber an dem unglücklichen Simpel, dem du Treue und Ergebenheit logst, und der sein ganzes Vertrauen auf dich setzte, zum Verräther wurdest — das empört mich so gegen dich, daß ich dich auf

der Stelle zerreißen möchte. Ich will mich aber mit deinem Schlangenblute nicht beflecken. Hebe dich aus meinen Augen und räume sofort mit deinem Spießgesellen Denkling das Land! Der geringste Verzug kostet euch beiden das Leben! —

Der Fuchs stand, wie mit Eiswasser begossen, und schlich zitternd zu seinem Freunde, der über das ihm angekündigte Verweisungsurtheil in die größte Bestürzung gerieth. Doch nach einer kurzen Uebereilung waren sie mit einander darüber einig, daß mit dem neuen Könige nicht zu scherzen sey, und sie daher am besten thun würden, ihren Stab weiter zu setzen. Sogleich packten sie ein, wanderten über die Gränze, und man hörte nichts weiter von ihnen.

Reineke war klüger und glücklicher. Er drängte sich nicht mit Selbstruhm an den Hof. Als aber der König erfuhr, daß er bei Simpels Regierungsantritt seine Stelle niedergelegt und seitdem in ruhiger Stille gelebt hatte, so gefiel es ihm wohl; er ließ ihn rufen und erhob ihn wieder zum Kanzler.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Gefangenen setzen sich in Freiheit, und der Held des Buches stirbt, indem er sich in den glücklichsten Umständen befindet.

Herr Simpel ward in seiner Kriegsgefangenschaft nicht übel behandelt. Der Müller und seine Leute pflegten zwar sonst mit Gesellen seines Schlages wenig Komplimente zu machen; aber gegen ihn, der sich unter so seltsamen Umständen bei ihnen eingefunden hatte, empfanden sie eine gewisse scheue Achtung, und erwiesen ihm alle Höflichkeiten, die er seiner Natur nach erwarten konnte. Er bewohnte, von den übrigen gemeinen Eseln abgesondert, einen eigenen reinlichen Stall, ward gut genährt und gepflegt, und mit aller Arbeit verschont. Auch die Gesellschaft seines lustigen Mitgefangenen, der sich im ganzen Hause beliebt machte, entzog man ihm nicht. Sie unterhielten sich aber, wenn Menschen dabei waren, nur durch stumme Zeichen mit einander, verriethen ihren Rang und Stand in der Thierwelt auf keine Weise, und beobachteten also, mit Einem Worte, ein strenges Inkognito.

Der Graue war über seinen Unstern sehr niedergeschlagen, sah Stundenlang in düstern Gedanken auf seine Halskette und seufzte nach dem Tode. „Ei, nicht doch!“ sagte

Squenz: „Das ist ein leidiger Tröster, der immer bleiben mag, wo er ist. Wir bedürfen seiner Knochenhand nicht, um Euch zu entfesseln; ich denke selbst damit fertig zu werden.“

Das ging aber nicht so leicht, als er glaubte. Die Kette war zu fest gegliedert; alles Drehen und Wenden half nichts. Doch des Affen Beobachtungsgeist entdeckte bald ein glückliches Hülfsmittel. Im Hause frei herumgehend, sah er eines Tages den Müller von einer Feile Gebrauch machen, stahl sie heimlich hinweg, und ahmte das erlernte Kunststück an Simpels Kette so geschickt nach, daß er sie von der Krippe loshacken konnte, wenn er wollte. „Sieh, Bruderherz,“ rief er aus, „nun brauchen wir den Tod nicht zu bemühen! Ich wünsche ihn aber deinem ganzen nichtswürdigen Volke auf den Hals, weil es dich hier in der Dinte sitzen ließ, ohne sich um dich zu bekümmern. Doch es sey darum; wir wollen uns nun selbst ranzioniren.“

Es war eben um die Zeit der Ernte, und die Mühle bisweilen wegen dringender Feldgeschäfte ganz menschenleer. In einem so glücklichen Augenblicke bereiteten sich die Gefangenen zur Flucht. Squenz schleppte mit der größten Anstrengung aus einem entfernten Winkel die Löwenhaut herbei und bekleidete Simpeln damit; denn er behauptete, daß sie sich ohne dieses Reichskleinod in ihrer Heimath nicht sehen lassen dürften. Dann wurde der Esel losgekettet, und sie machten sich geschwind auf die Fersen.

Herr Simpel war kein Freund vom Laufen,
Und stand oft still, um zu verschnaufen;
Allein der Hofnarr brauchte Zwang:
Er schalt ihn eine Schnecke, sprang
Ihm auf den Rücken wie ein Reiter,
Und trieb ihn mit der Peitsche weiter.

Unverfolgt kamen sie so in die Nähe der Residenz. Hier ging der Kavallerist, um kein lächerliches Aufsehen zu erregen, wieder zu Fuß; aber dennoch lärmte ihnen schon von weitem der Spott des zusammenlaufenden Thierpöbels entgegen. Die elendesten Wichte, denen der unglückliche König noch vor kurzer Zeit die größten Wohlthaten erwiesen hatte, rieben sich mit platten Späßen an ihm. Andere, die nicht ganz so schlimm waren, wichen ihm schweigend aus, als ob er mit der Pest behaftet wäre. Nur Wacker, der doch vormals sein Widerpart gewesen war, begrüßte ihn mit biedrer Freundlichkeit, und verwies den boshaften Witzlingen ihre ungezogene Schadenfreude.

„Lieber Wacker," — sprach Simpel in einem kläglichen Tone — „ich danke herzlich für Euer Mitleiden; es rührt mich. Aber mit Kummer seh' ich mich von Andern gemißhandelt. Sagt mir doch, guter Freund, hab' ich denn etwa ohne Wissen und Willen ein Verbrechen begangen?"

Kein anderes, lieber Herr, versetzte Wacker, als daß Ihr nicht mehr im Stande seyd, diesem Gesindel zu helfen oder zu schaden. — Denn Nobels Sohn befindet sich wieder hier und ist — König.

„Nun, dem Himmel sey Dank!" rief Simpel mit Freudigkeit aus.

In diesem Augenblicke kam der edle junge Löwe, der das Getümmel vernommen hatte, mit eilenden Schritten herbei. Simpel sank zitternd vor ihm auf die Knie und stammelte: „Mein Herr und König, ich bitt' um Gnade!" —

Kühnherz befahl ihm aufzustehen; allein der Afterkönig blieb in seiner demüthigen Stellung und fuhr fort: „Ich habe mich hart wieder Ew. Hoheit vergangen; aber ich bin — so wunderbar das auch klingen mag — fast ganz ohne Schuld. Die Natur hat mich, leider! verwahrlosen

und zu einem so schwachsinnigen Geschöpfe gebildet, daß ich immer in die Fallstricke, welche mir List und Bosheit legen, wie blind hineintappe. So ging mir's denn auch mit meinem unglücklichen Königthume. Ich hatte nicht im Traume daran gedacht; aber ich ward überredet, betäubt und gleichsam mit den Haaren auf den Thron gezogen. O, wie gern tret' ich Euch den heißen Platz wieder ab, wo ich wenig frohe Stunden gehabt habe! Ich werde die Schwachheit, daß ich ihn einnahm, ewig bereuen, und unterwerfe mich jeder Strafe, die Ihr mir deßhalb auflegen wollt." —

Steht auf, wiederholte Kühnherz und fürchtet nichts! Ich vergeb' Euch. — Und habt Ihr irgend einen Wunsch, den ich gewähren kann, so entdeckt mir ihn mit Vertrauen.

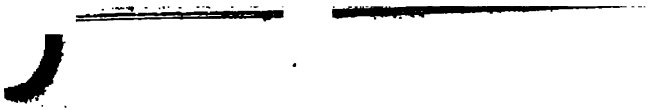
„Großmüthigster Monarch!" rief Simpel: „Nun fühl' ich erst recht tief mein Verbrechen! Ach, wie kann ich armer, unwürdiger Knecht es verantworten, daß ich mich zum Werkzeuge der Bosheit brauchen ließ, um einen so edelmüthigen Fürsten auf einige Zeit vom Throne zu verdrängen! Und das vergebt Ihr mir! — Ich bin zu wortarm, Euch dafür zu danken. Mit Euch ausgesöhnt zu seyn, war mein sehnlichster Wunsch. Nun hab' ich nur noch den: daß Ihr mir ein stilles Plätzchen gönnt, wo ich den Rest meines kummervollen Lebens ruhig beschließen kann."

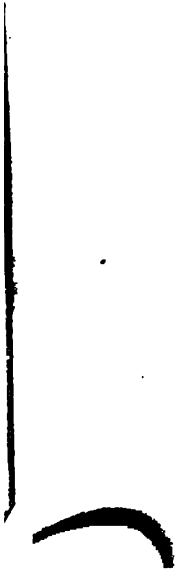
Das soll Euch werden, versetzte der König. Ich überlasse Euch das Schloß Grimmhildenruhe, wo mein Vater starb. Es ist zwar das Witthum meiner Mutter; sie wird es Euch aber abtreten, und Ihr sollt dort eine sichere Freistätte gegen Mangel und Kränkungen finden. —

Mit froher Dankbarkeit nahm Simpel von der ihm angewiesenen Auszugswohnung Besitz, und lebte einige

Monate darin wie in einem Paradiese. Jetzt aber besann sich der Tod, daß er ihm im Stalle des Müllers gerufen hatte und stellte sich plötzlich ein. Doktor Squenz eilte zwar herbei, um durch seine Kunst dem unzeitigen Besucher die Thüre zu weisen; allein er fand seinen frommen Herrn schon sanft entschlafen, und entwarf nun, statt eines Rezepts, folgende Grabschrift:

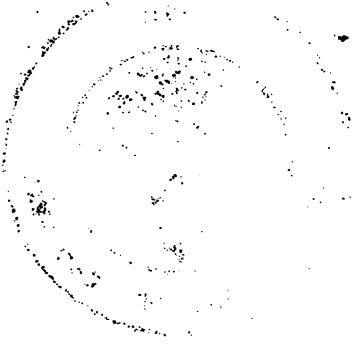
Hier ruht ein Esel, den im Scherz
Das launenhafte Glück den Thieren
Zum König gab. Doch er empfand mit Schmerz,
Daß man, um rühmlich zu regieren,
Mehr nöthig hat, als — gutes Herz.





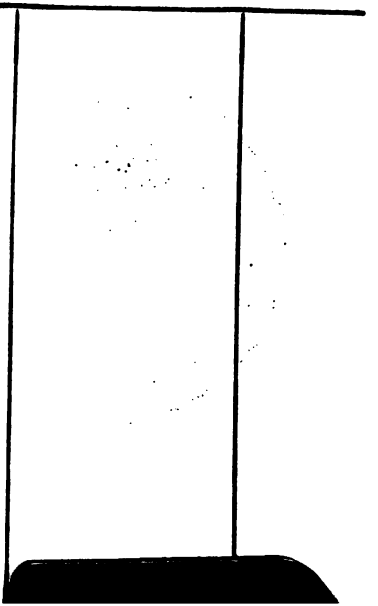
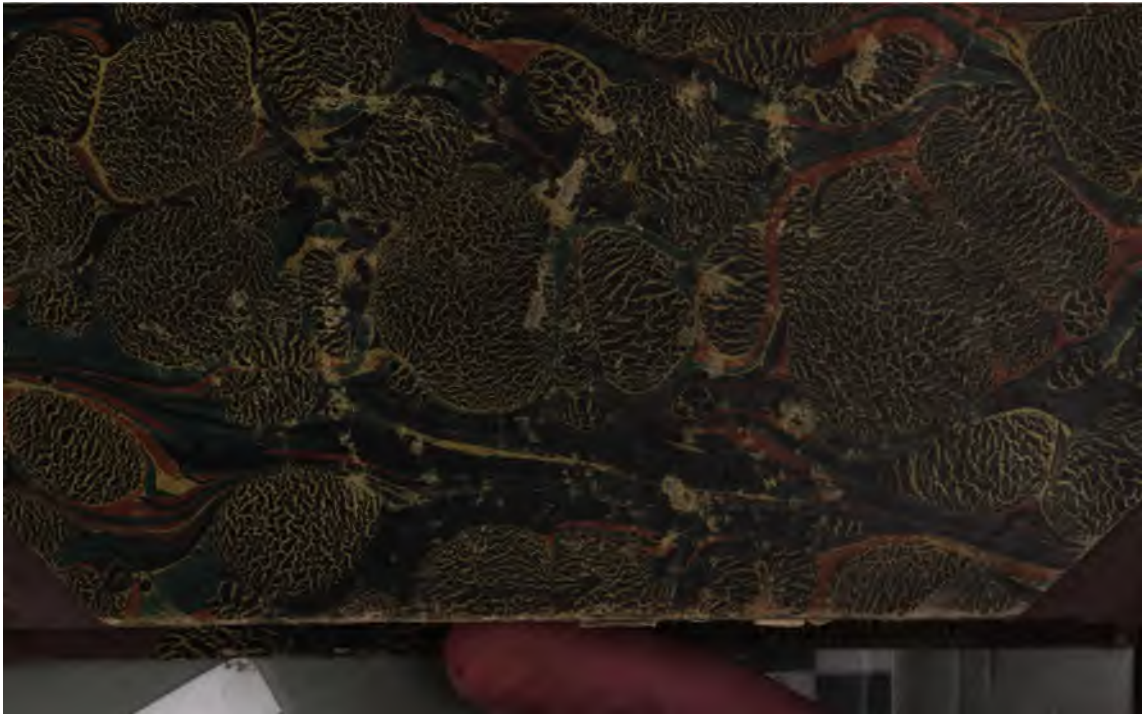
16 00

PT
2390
L4
1841
v. 11



Stanford University Libraries

3 6105 015 207 744

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.